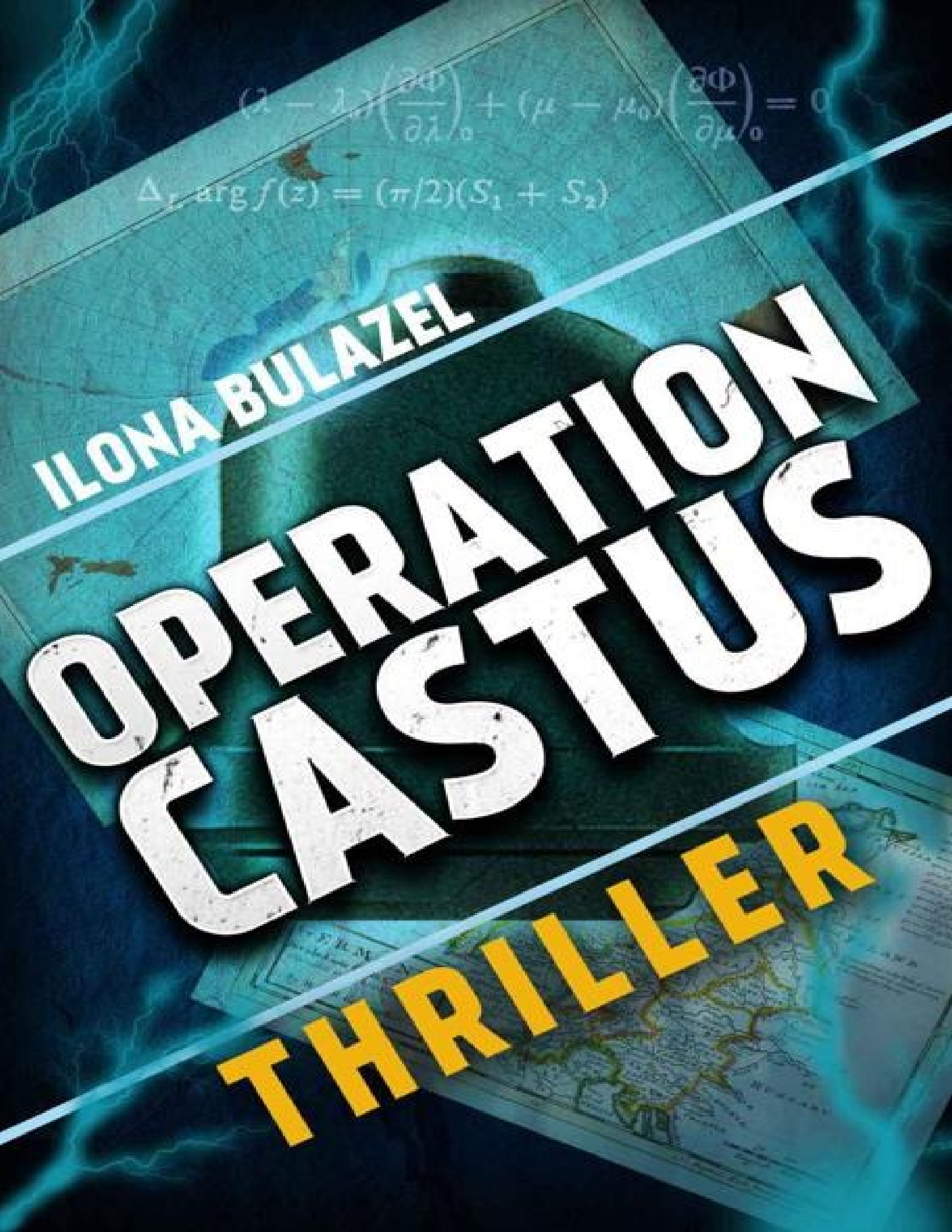
ILONA BULAZEL
OPERATION CASTUS
THRILLER

Operation Castus

von Ilona Bulazel

Operation Castus
von Ilona Bulazel

Copyright © 2014 Ilona Bulazel
Alle Rechte vorbehalten.

Anschrift der Autorin:
Ilona Bulazel
Sinzheimer Str. 40b
76532 Baden-Baden
Deutschland
E-Mail: kontakt@autorib.de
www.autorib.de

Ausgabe 02/14

ISBN: 978-3-9570-3769-5
Mit ISBN verbundener Verlag: ISBN GD Publishing & Co. KG

Lektorat/Korrektorat: Schreib- und Korrekturservice Heinen
www.sks-heinen.de

* * *

Über das Buch:

Mai 2017, der »Europaflughafen« nahe Mainz wird durch Explosionen beinahe dem Erdboden gleichgemacht. Die Behörden gehen von einem Unfall aus. Doch der deutsche Abenteurer Peter Kromus findet schnell Hinweise auf eine finstere Verschwörung, die bis in die Zeit des Nazi-Regimes zurückreicht. Zusammen mit dem südafrikanischen Geheimdienstler Thabo Zuma und der Französin Catherine Morel begibt er sich auf eine spannende Jagd nach der Wahrheit, die um den halben Erdball führt. Aber ihr wahnwitziger Gegner ist bereit zu töten, und verfolgt jeden ihrer Schritte – das Schicksal der Welt steht auf dem Spiel. Eine dunkle Zukunft droht.

Der Thriller »Operation Castus« greift die Spekulationen über die »Glocke« der Nazis auf und zeigt, dass dahinter weitaus mehr als nur eine Fantasie stecken könnte.

Für meinen Mann Sascha,
dem ich all mein Glück verdanke
und ohne den dieses Buch
niemals entstanden wäre.

Inhaltsverzeichnis

- Titelseite
- Kapitel 1
- Kapitel 2
- Kapitel 3
- Kapitel 4
- Kapitel 5
- Kapitel 6
- Kapitel 7
- Kapitel 8
- Kapitel 9
- Kapitel 10
- Kapitel 11
- Kapitel 12
- Kapitel 13
- Kapitel 14
- Kapitel 15
- Kapitel 16
- Kapitel 17
- Schlusswort und historische Anmerkungen

Kapitel 1

Tagebucheintrag, 08. Mai 2017

»Operation Castus« ist gescheitert. Um 12.00 Uhr MEZ wurde das erste Ziel getroffen. Die Anlage in Grünau ist zerstört. Um 12.01 Uhr MEZ detonierten neun weitere Sprengladungen auf dem Europaflughafen bei Mainz. Die Auswirkungen waren verheerend – Terminal 1 und 2 haben schwere Schäden erlitten, während Terminal 3 fast dem Erdboden gleichgemacht wurde. Lediglich der Rohbau des neuen Terminals 4 steht noch. Auf allen Kanälen sieht man die Bilder der Zerstörung. Welch ein Anblick! Die Ergebnisse sind beeindruckend, waren jedoch so nicht geplant. Ich muss jetzt alles noch einmal durchgehen. Irgendwo steckt ein Fehler, irgendetwas habe ich übersehen … Ich muss die Tagebucheintragungen meines Vaters nochmals durcharbeiten. Ich habe ihm mein Ehrenwort gegeben und das werde ich halten. Koste es, was es wolle – wir werden siegen!

Deutschland, 8. Mai 2017, später Abend – SoKo »Europaflughafen«

»Sehen Sie das?«

Die anderen im Raum traten näher.

»Spielen Sie das noch mal ab!« Der Beamte am Computer ließ die Aufzeichnung erneut über den großen Bildschirm laufen. Erst in normalem Tempo, dann immer langsamer.

»Und das ist alles, was wir haben?«, fragte einer der Anwesenden. Der Beamte am Computer nickte. Er war erschöpft, genauso wie die anderen Mitarbeiter im Raum. Nach der Katastrophe waren sie alle hier zusammengezogen worden. Eine notdürftig eingerichtete Ermittlungszentrale, so nah wie möglich am zerstörten Europaflughafen. Sie alle waren Spezialisten auf ihrem Gebiet. Dafür ausgebildet, im Falle eines Horrorszenarios wie diesem die Arbeit aufzunehmen. Aber darauf hatte sie niemand vorbereitet. Es gab keine Spuren, keine Hinweise. Niemand wusste, was passiert war. Es gab kein Muster und keinen Anhaltspunkt darüber, was überhaupt die Detonationen ausgelöst hatte. Ein Angriff aus der Luft konnte ausgeschlossen werden. Ein Angriff von innen schien unwahrscheinlich.

In den letzten zwei Jahren war der Europaflughafen zu einem der sichersten Plätze der Welt gemacht worden. Alle renommierten Sicherheitsexperten schlossen Selbstmordattentäter oder Bombenkoffer aus. Vielleicht wäre *ein* Sprengstoffkoffer durchgekommen. *Eine* Explosion, die man nicht hätte verhindern können, aber das … Alle waren sich darüber im Klaren, dass man, was die Theorie eines Anschlags anging, komplett im Dunkeln tappte. Ein Sachverhalt, der die leitenden Beamten der Sonderkommission über einen möglichen Unfall nachdenken ließ. Eine Theorie, die man nun mit Eifer versuchte zu belegen.

Der Beamte fing an zu sprechen: »Sämtliche Kameras im Innenbereich sind ausgefallen, bis auf diese.« Er deutete mit dem Finger auf den Bildschirm, dann fuhr er fort: »Wir wissen, dass es kurz vor den Explosionen einen riesigen Energieanstieg gegeben hat, dann ist die gesamte Technik

ausgefallen. Einige Außenkameras haben ›überlebt‹. Aber bis auf diese Aufnahmen aus Terminal 1 haben wir nichts wirklich Brauchbares.«

Wieder startete der Beamte die Sequenz. Die Männer und Frauen im Raum starrten reglos auf den Bildschirm. Der Anblick, der sich ihnen bot, würde sich für immer in ihre Köpfe einbrennen. Einige rangen nach Luft, hofften, dass die anderen ihren Schmerz und ihre Angst nicht bemerkten. Sie wollten stark sein für diese Aufgabe, doch die Bilder zwangen die meisten in die Knie. Auch erfahrene Ermittler schluckten schwer.

Die belegte Stimme des Beamten durchbrach das Surren der Computer: »Das Mädchen, es scheint etwas zu bemerken. Es streckt die Hand aus …« Dann brach ihm kurz die Stimme, bevor er sich räusperte und fortfuhr: »Für das Protokoll: Auf dem Bildschirm sieht man dieses Kind, vielleicht sechs Jahre alt. Es trägt eine blaue Latzhose, weiße Söckchen und kleine Turnschuhe. Die braunen Haare sind zu zwei Zöpfen geflochten. Die Anzeige auf dem Bildschirm zeigt 11.59 Uhr.« Wieder musste sich der Sprecher räuspern. Die Sekunden auf der Leinwand zählten unbarmherzig weiter, als der Beamte erneut ansetzte: »Um 12.00 Uhr dreht das Mädchen den Kopf ein wenig. Die Kamera erfasst den Blick des Kindes. Es reißt die Augen weit auf und öffnet den Mund. Dann streckt es einen Arm aus und deutet mit dem Finger in Richtung Gepäckbänder. So, als hätte es etwas entdeckt. Neben dem Mädchen steht die Mutter. Um 12.01 Uhr sieht man weiße Blitze, die Explosion.«

Die nächsten zehn Minuten vergingen für alle Anwesenden endlos langsam. Der Bildschirm blieb weiß, nur die Uhr zählte weiter. Dann konnte man wieder etwas erkennen. Den Ermittlern bot sich ein Bild der Zerstörung: Chaos, Feuer, leblose Körper und einzelne blutige Gliedmaße. Mittendrin stand das kleine Mädchen. Den Arm immer noch ausgestreckt. Es war, als hielte es etwas in seiner Hand, etwas, das tropfte. Einer der geflochtenen Zöpfe hatte sich gelöst. Das Mädchen klammerte sich mit dem anderen Arm ängstlich an das Bein seiner Mutter. Man konnte den weißen Damenpumps erkennen, die leicht gebräunte Haut; um das Knie legte sich der Rocksaum mit hübschem Blumenmotiv. Das Mädchen drückte sich ganz fest daran. Eine Beamtin konnte ein lautes Schluchzen nicht unterdrücken. Die Mutter hatte die Explosion nicht überlebt. Ihr Körper war zerfetzt worden. Alles, was von ihr geblieben war, war dieses eine Körperteil. Das Bein, das das Mädchen nun mit all seiner Kraft umschlang.

Südafrika, 8. Mai 2017, zur gleichen Zeit – Kapstadt

Peter Kromus rieb sich den rasierten Kopf. Er hatte ja schon in einigen unangenehmen Situationen gesteckt, aber dieses Mal war er in Panik. Was, wenn sie ihn foltern würden? Er hatte sich bisher immer in Sicherheit gewogen mit seinem deutschen Pass. Vielleicht zu Unrecht? Schließlich saß er in einer Gefängniszelle, die alles andere als einladend war. Was, wenn er hier nie mehr herauskäme? Wäre er dieses Mal nur vernünftiger gewesen.

Blödsinn!, dachte er. Seit seiner Kindheit hatte er sich auf das Erwachsenenalter gefreut. Diese fantastische Zeit nach all den Gängeleien der Älteren, die einem ständig Vorschriften machten. Er hatte sich damals geschworen, seine Volljährigkeit in vollen Zügen zu genießen. Und das tat er nun bereits seit seinem achtzehnten Lebensjahr sehr ausgiebig. Die letzten zwölf Jahre waren eine Aneinanderreihung von Abenteuern und leichtsinnigen Aktionen gewesen. Trotz seiner Angst musste Peter jetzt schmunzeln. Er dachte an einige verärgerte Damen aus seiner Vergangenheit, die ihm ein einsames und jähes Ende im Gefängnis prophezeit hatten und sich, wüssten sie über seine momentane Situation Bescheid, sicher die Hände reiben würden. Vermutlich käme von

mindestens einer der Spruch: »Na, dann wärst du mal lieber bei mir geblieben ...« Aber mit dem »bei mir bleiben« stand Peter nunmal auf Kriegsfuß.

So hatte er dann vor drei Monaten, nach einer etwas turbulenten Geschichte mit einer Frau namens Giselle, die nächste Maschine Richtung »Weit weg« genommen und war in Kapstadt gelandet. Peter betrachtete sich in der Spiegelscherbe über dem verdreckten Miniwaschbecken. Die Bräune hatte er erfreulicherweise noch nicht verloren. Allerdings war er auch erst seit einer Nacht in dieser ungastlichen Behausung. Die Haare hatte er sich glücklicherweise gleich nach seiner Ankunft in Südafrika auf zwei Millimeter herunterrasiert. So musste er jetzt wenigstens keine Probleme mit Ungeziefer fürchten, das sich in seinen dunklen Locken sicher sehr wohlgefühlt hätte. Seine braunen Augen blickten ihn unsicher aus dem Spiegel an. Kurz flackerte erneut die Furcht auf, als er hörte, wie die Tür zum Zellentrakt aufgeschlossen wurde. Sein Herz klopfte und er bekam weiche Knie. Der Wärter öffnete die Tür seiner Zelle und gab ihm ein Zeichen mitzukommen. Peter dachte kurz über eine Flucht nach, als sie sich ihren Weg durch die Menschenmassen suchten, die beschlossen hatten, um diese Zeit die Polizeistation zu bevölkern. Der Wärter sprach Englisch mit Peter. Damit hatte er keine Probleme. Afrikaans wäre ihm jedenfalls sehr viel schwerer gefallen. Ganz zu schweigen von den vielen anderen offiziellen Amtssprachen wie zum Beispiel Siswati, Zulu oder Xitsonga.

Er äugte sehnsüchtig Richtung Ausgang. Leider wurde ihm der Fluchtweg durch eine Gruppe stark übergewichtiger Frauen versperrt, die gerade wild gestikulierend ein Schreikonzert zum Besten gaben. Er seufzte, als ihn der Wachmann unsanft weiterschob. Als sich die Tür des Verhörzimmers hinter ihm schloss, verstummten auch die Schreihälse.

Peter sah sich einem Südafrikaner gegenüber. Der Mann mochte etwa Mitte vierzig sein. Er schaute nur kurz zu Peter auf, nickte und vergrub seinen Kopf wieder in einer Akte. Peter fühlte sich unwohl und dachte an diverse Kinofilme, in denen üble Verhörtaktiken zum Einsatz kamen. Sein Gegenüber sah harmlos aus. *Aber sind nicht die Harmlosen die Schlimmsten?*

Die Stimme des Südafrikaners riss Peter aus seinen Gedanken. »Mein Name ist Thabo Zuma«, sagte der Schwarze in perfektem Deutsch.

Peter war perplex und verunsichert, aber er hatte keine Zeit zu antworten, der Mann sprach weiter: »Ich habe mir Ihre Aussage angesehen und ich muss schon sagen, Sie scheinen ja wirklich ein richtiger Idiot zu sein.«

Thabo Zuma ließ seine Worte wirken. Er sah die Angst in Peters Augen und hätte ihm gerne noch ein wenig auf den Zahn gefühlt. Er hatte eine ziemlich klare Vorstellung von diesem Deutschen, der sich so sträflich leichtsinnig verhalten hatte. Eine kleine Lektion täte ihm sicher gut. Aber heute war dafür nicht der richtige Zeitpunkt. Nicht nach dem, was passiert war.

Thabo wendete sich ab und lief im Zimmer hin und her. Er hatte zwei Kollegen, zwei Freunde, verloren. Sie waren in einer südafrikanischen Maschine gesessen. Die Explosion hatte den Airbus gleich nach der Landung auf dem Europaflughafen in Deutschland erfasst. Überlebende in der Maschine waren ausgeschlossen. Die Welt war entsetzt, es gab noch keine Neuigkeiten. Die Geheimdienste rotierten. Viele Nationen boten Deutschland ihre Hilfe an, natürlich nicht ganz uneigennützig. Es galt, schnellstmöglich Informationen zu erhalten. Informationen waren das Schmiermittel, das alles am Laufen hielt. Ein »Black Out« wie im Fall Europaflughafen war eine Katastrophe. In so einer Situation ging man immer vom Schlimmsten aus, und die Frage: »Wen trifft es als Nächsten?«, ließ die DEFCON-Stufe sinken. Deshalb schickten die Geheimdienste ihre Leute nach Deutschland, offiziell in diplomatischer Mission. Umgekehrt versuchte man dort »Herr der Lage zu werden« beziehungsweise zumindest den Eindruck zu erwecken. Dafür

schickten die deutschen Behörden dürftige Meldungen an die Zentralen der ausländischen Geheimdienste. Doch allen war klar, dass wenige Stunden nach dem »Ereignis« nicht mehr zu erwarten war. Die Geheimdienste waren jedoch nicht die einzigen, die darauf brannten, Neues zu erfahren – längst standen die Medienvertreter vor den Toren des Europaflughafens.

Thabo Zuma riss sich zusammen und blickte erneut auf sein Gegenüber. Seine Meinung stand fest. Er hielt Peter Kromus für einen überheblichen Schönling, der es im Leben zu leicht hatte. Er seufzte, seine persönlichen Gefühle sollten in seinem Job keine Rolle spielen.

Also fuhr er ein wenig freundlicher fort: »Sie behaupten also, Sie haben sich Zugang zum militärischen Sperrgebiet verschafft, um einen »Urban Explorer«-Rekord zu brechen?«

Peter wollte sich zu Wort melden, er musste das besser darstellen. So wie es der südafrikanische Beamte sagte, hörte es sich wirklich an, als wäre Peter ein Idiot.

»Es tut mir leid, wenn ich Ihnen damit Unannehmlichkeiten gemacht habe, das war nicht meine Absicht. Sehen Sie, diese ›Urban Explorer‹-Sache ist vollkommen harmlos, ich sehe mir die Dinge nur an. Ich will nichts zerstören oder stehlen. Ganz im Gegenteil: Wenn ich in einem Gebäude bin, und sehe, dass irgendetwas nicht in Ordnung ist, dann verständige ich sogar den Eigentümer, um so Schlimmeres zu verhindern.«

Thabo hätte dem Jungen am liebsten eine Ohrfeige gegeben. Natürlich hatte er zuerst nicht gewusst, was es mit diesem »Urban Explorer«-Zeugs auf sich hatte. Mittlerweile war er schlauer, das Internet konnte seine Unwissenheit beseitigen. Peter Kromus war also ein leidenschaftlicher »Urbexer«. Er gehörte zu den Menschen, die gerne verlassene, oft auch historische Gebäude, aber auch stillgelegte Kliniken und Schulen, Industrieanlagen, Tunnel oder Kanalisationen aufsuchten, um sie zu erkunden und zu dokumentieren. Deshalb hatte er auch eine Kamera dabei gehabt. Offensichtlich gefiel diesem »Urbexer« die wildromantische Stimmung eines dem Zerfall gewidmeten Ortes. Ein bisschen gruselig war das sicher auch. Thabo hatte sogar ein wenig Verständnis dafür, und wenn er ganz ehrlich war, hätte ihn ein kleines Abenteuer dieser Art auch reizen können. Aber dieser Peter war einfach zu weit gegangen.

Thabo räusperte sich: »Sie haben militärisches Sperrgebiet betreten und sind dann unerlaubt auf ein Kriegsschiff gestiegen, das zum Abwracken im Hafen lag. Jetzt wollen Sie mir erzählen, das alles wäre zum Wohle des südafrikanischen Staates passiert?«

Peter wollte unterbrechen, aber Thabo Zuma hob gebieterisch die Hand: »Sie hätten uns also informiert, wenn es irgendwo im Schiff getropft hätte?« Kurz lächelte Zuma, dann polterte er los: »Was glauben Sie, wer Sie sind? Der verdammte Hausmeister?«

Der junge Deutsche zuckte zusammen und Zuma fuhr unerbittlich fort: »Man hätte Sie erschießen können. In anderen Ländern wären Sie sofort hingerichtet worden. Wir sind hier nicht im Kindergarten und reden auch nicht über einfachen Hausfriedensbruch. Ach, und wie schön, dass Sie auch noch eine Kamera dabei hatten, da müssen wir das Wort ›Spionage‹ gar nicht erst erwähnen.« Zuma funkelte Peter böse an, dem darauf keine Antwort einfiel.

Stattdessen versuchte er abzulenken, und sagte: »Sie sprechen sehr gut Deutsch, Herr Zuma!«

Thabo Zuma musste ein Lächeln unterdrücken und dachte: *Dieser Typ ist wirklich ein Kindskopf.* Mit strengem Blick antwortete er dem Deutschen: »So, tue ich das?«

Peter nickte eifrig und beobachtete, wie der Beamte in seiner Tasche kramte und etwas herausfummelte. Es war ungefähr 15 Zentimeter lang und röhrenförmig. Er bekam feuchte Hände. Vielleicht war das einer dieser modernen Laser, mit dem man den Gefangenen die Netzhaut verbrannte? Schweiß trat ihm auf die Stirn, als der Südafrikaner mit dem Ding auf ihn zulief und

direkt vor seiner Nase einen Auslöser drückte.

Sein gesamter Körper war auf Schmerz eingestellt. Er hatte vor Panik die Augen geschlossen, als ihn Zumas Stimme erlöste: »Hier, unterschreiben Sie das, dann können Sie gehen.«

Peter blickte auf, der Beamte hielt ihm einen Kugelschreiber entgegen. Vor Erleichterung gab er ein Stöhnen von sich. Dann schämte er sich für seinen Kontrollverlust – hoffentlich hatte Herr Zuma das nicht bemerkt. Er griff nach dem Stift und unterschrieb.

Als er aufstehen wollte, legte ihm der Südafrikaner eine Hand auf die Schulter: »Einen Moment, ich muss Ihnen noch etwas mitteilen.« Thabo Zuma setzte sich nun auch und Peter spürte, dass das, was jetzt kommen würde, nichts mit seiner Verhaftung zu tun hatte. Die Nervosität kam zurück.

»Wo wohnen Sie in Deutschland?«

Peters Antwort glich mehr einer Frage: »Berlin?«

Der südafrikanische Beamte schien erleichtert. »Gut. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass es heute um 12.01 Uhr ein schlimmes Unglück auf dem Europaflughafen gegeben hat …«

Zuma erzählte, was er wusste. Er wollte den jungen Mann nicht sich selbst überlassen. Er hätte auch nicht zufällig solch eine Nachricht erfahren wollen, wenn es ein ähnliches Unglück in seiner Heimat gegeben hätte.

Peter schien geschockt. Er hörte die Worte, aber er wollte sie nicht glauben. Erinnerungen an Reportagen über Attentate, Brände und Explosionen schwirrten durch seinen Kopf. Er konnte es nicht fassen, war er doch selbst unzählige Male auf dem Europaflughafen gewesen. Meist als Passagier, einmal auch nur, um den Ausblick von der großen Glaskuppel zu genießen, unter der die Besucherlounge eingerichtet war. Er hatte sich dort immer sicher gefühlt. Flughäfen waren für ihn das Symbol der Freiheit. Peter war ein Weltenbummler und liebte es, unterwegs zu sein. Flughäfen erfüllten ihm diesen Traum vom Reisen und der Europaflughafen war ihm, seit seiner Fertigstellung 2015, der liebste geworden. Dieser Airport war ein gemeinsames Projekt mehrerer EU-Länder gewesen. Er hatte seine Gegner gehabt, aber trotzdem war der Europaflughafen schließlich zu einem Symbol für die Verbundenheit der Nationen geworden. Ein Projekt, das die Menschen wieder mehr für die europäische Idee, die man in den Jahren davor oftmals aus den Augen verloren hatte, begeistern sollte. »Europa bringt uns überall hin!« war *der* Werbeslogan des Flughafens. Peter dachte an die vielen Menschen, die ständig, wie große Wassermassen, durch die Terminals strömten. Wie viele waren heute gestorben? Tausende hatte Zuma gesagt.

Peter hörte die Worte seines Gegenübers nicht mehr, bis dieser ihn unsanft am Arm schüttelte: »Herr Kromus, haben Sie verstanden? Sie werden nach Deutschland zurückfliegen. Mein Land will, aufgrund der Ereignisse am Europaflughafen, keine diplomatischen Verwicklungen, weil wir einen unreifen Deutschen in unserer Zelle sitzen haben. Allerdings kann meine Regierung Ihr Verhalten auch nicht billigen. Sie werden also umgehend ausreisen.«

Peter nickte. Er wollte zurück nach Deutschland. Eigentlich wusste er nicht, was das nützen sollte, aber irgendwie hatte er das Gefühl, dass es richtig sei.

Zumas Stimme erklang erneut: »Am Cape Town International Airport werden wir ein Flugticket für Sie hinterlegen. Berlin wird im Moment angeflogen. Alles Gute für Sie – und halten Sie sich von militärischem Sperrgebiet fern!«

Kapitel 2

Tagebucheintrag, September 1936

Dank der wieder erstarkten deutschen Nation habe ich endlich die Möglichkeit, mein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Stolz habe ich den Eid auf unseren Führer abgelegt! Die Menschen haben den Verrat des letzten Krieges nie überwunden, nun habe ich die Chance, unter der neuen Fahne all mein Wissen gegen unsere Feinde einzusetzen. Vor einigen Tagen durfte ich meine Entwürfe dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler vorlegen – er kam nicht umhin, meine Pläne als »genial« und »wegweisend« zu titulieren. Ich arbeite seither mit Hochdruck daran, mein Projekt in die Tat umzusetzen. Und so es das Schicksal will, kann ich unserem Führer alsbald die ersten Ergebnisse präsentieren!

Flug 1347, 9. Mai 2017, vormittags – von Cape Town/Südafrika nach Berlin/Deutschland

Peter streckte sich auf seinem Sitz. Er hatte einen Fensterplatz und sah auf die Wolkendecke. Für gewöhnlich fühlte er sich eher unbehaglich, wenn er nach Deutschland zurückkehrte. Dieses Mal war er ungeduldig und konnte die Ankunft kaum erwarten. Er blätterte die Ausgabe einer südafrikanischen Tageszeitung durch, das Unglück am Europaflughafen füllte die Seiten. Daneben verblassten Meldungen von Aufständen im Osten des afrikanischen Kontinents und von einem Feuer in einer Fabrik in Namibia. Die Ausgabe vor ihm glich einem Nachruf. Einer der Journalisten hatte sich die Mühe gemacht, die noch junge Geschichte des Europaflughafens zu erzählen: »Das EU-Projekt, die große Hoffnung für Europa …, für noch bessere Verständigung …, 80 Millionen Passagiere jährlich …, 450 Flugziele …«, war da zu lesen.

Peter kannte diese Daten und doch schien ihm, als er sie las, das Geschehene noch unwirklicher. Es gab weiterhin keine Erklärungen. Mit Spekulationen über einen Anschlag von Terroristen hielt sich das Blatt zurück. Ein Zeichen, dass es in diese Richtung keine Anhaltspunkte gab. Die deutschen Behörden verneinten vehement das Vorhandensein irgendwelcher Bekennerschreiben. Es hatten sich nicht einmal die »üblichen« Trittbrettfahrer zu Wort gemeldet.

Kein Wunder!, dachte Peter. Wer dafür verantwortlich war, hatte sich die gesamte Welt zum Feind gemacht.

Die Stewardess kam mit einem Getränkewagen, sie lächelte in Peters Richtung. Er zwinkerte zurück und die Frau kicherte leise. Dann hob er den Kopf und blickte neugierig über die Sesselreihen. Die Maschine war nicht ausgebucht. Nur wer unbedingt musste, würde sich die nächsten Tage in ein Flugzeug setzen beziehungsweise einen Flughafen betreten. Peter wollte sich gerade zurücklehnen, als er stutzte. War da nicht ein bekanntes Gesicht? Ohne lange zu überlegen, quetschte er sich an seinen Sitznachbarn vorbei, nicht ohne freundlich »Verskoon my« zu sagen, was so viel wie »Entschuldigung« auf Afrikaans bedeutete. Erneut zwinkerte er der hübschen Stewardess zu und ließ sich zwei kleine Kaffee in die Hand drücken, um damit ein paar Reihen weiter vorne seine Aufwartung zu machen.

»Herr Zuma, ich hoffe, Sie mögen Kaffee?!« Damit setzte sich Peter auf den freien Platz neben

dem überraschten Mann. Zuma stöhnte innerlich auf – natürlich, er hatte ja selbst dafür gesorgt, dass diese Nervensäge den nächsten Flieger nach Berlin nahm. Weiter kam er nicht mit seinen Überlegungen, denn schon fing Peter an, interessiert die Fotografien, die Zuma auf seinen Knien balancierte, zu begutachten. Schnell schob dieser die Bilder zusammen und verstaute sie in seiner Aktentasche.

Peter prostete ihm mit dem Kaffee zu und sagte überflüssigerweise: »Sie fliegen also auch nach Berlin?«

Thabo Zuma gab sich geschlagen, er würde wohl um eine Unterhaltung nicht herumkommen. Mit einem Grinsen antwortete er deshalb: »Erstaunliche Kombinationsgabe, ich bin beeindruckt!«

Peter lachte laut auf und konterte: »Ja, ich bin der meist unterschätzte Mann des Planeten. Mein Schicksal …« Zumas Grinsen wurde breiter, er sagte aber nichts. Stattdessen beobachtete er verstohlen seinen neuen Sitznachbar. Man sah Peter an, dass er vor Neugier beinahe platzte. Der Südafrikaner ließ ihn zappeln und tat so, als würde er dem Nachrichtenticker auf den Bordbildschirmen folgen. Peter rutschte ungeduldig in seinem Sitz hin und her.

Zuma stöhnte laut: »Also schön, ja, ich fliege nach Berlin. Ja, es ist beruflich. Und ja, es hat mit dem Europaflughafen zu tun.«

Peter sah den Südafrikaner mit großen Augen an: »Sie sind doch nur ein Polizist …«, dann lief er rot an und versuchte eine Wiedergutmachung: »Ich wollte damit sagen, Sie sind ein super Polizist, der beste, überhaupt, es ist nur …«

Zuma warf ihm einen forschenden Seitenblick zu und wisperte: »Sie sollten vorsichtig sein, mit dem, was Sie sagen, sonst packe ich vielleicht wieder meinen ›Todeskugelschreiber‹ aus.«

Dann sah er erneut auf die Bildschirme und ein feines Lächeln umspielte seine Lippen.

Peter riss die Augen auf und seine Gesichtsfarbe wurde einen Hauch dunkler: »Sie haben das bemerkt?«

Zuma lachte, es war ein sympathisches Lachen: »Sie haben gezittert wie ein Antilopenschwanz und auf ihrem Gesicht gab es kleine Schweißpfützen.«

»Das lag an der Hitze und dem Schlafentzug.«

»So wird es sein, Herr Kromus.«

Peter verzog ein wenig beleidigt das Gesicht.

Der Südafrikaner hatte erneut Erbarmen und fügte hinzu: »Ich wurde dem Außenministerium unterstellt und bin sozusagen in diplomatischer Mission unterwegs. Und da ich Ihre Sprache spreche …« Er machte eine Handbewegung, die so viel heißen sollte, wie »da war es logisch, dass sie mich schicken.«

Peter war erstaunt: »Dann sind Sie eigentlich gar kein Polizist?«

»Wie man es nimmt. Ich wurde als Polizeibeamter ausgebildet. Bin aber jetzt für andere Abteilungen tätig. Und wenn deutsche ›Urbexer‹ die guten, bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Südafrika bedrohen, dann kann es schon einmal vorkommen, dass ich gerufen werde. Das ist alles.«

»Wow, und jetzt sollen Sie die Katastrophe vom Europaflughafen aufklären!«

Zuma sah den Deutschen ungläubig an: »Was reden Sie denn da? Ich bin als Verbindungsmann unterwegs. Von Berlin aus fahre ich mit dem Auto weiter Richtung Mainz. Fliegen ist momentan nicht möglich. Der Frankfurter Rhein/Main-Flughafen hat, genauso wie alle anderen Flughäfen in der Nähe, aufgrund der jüngsten Ereignisse vorübergehend seinen Betrieb eingestellt.«

Peter nickte, er hatte bereits den Nachrichtenticker gelesen. Momentan wurden, aus Sicherheitsgründen, nur noch wenige Airports in Deutschland angeflogen.

Thabo Zuma sprach leise weiter: »Der Airbus einer südafrikanischen Fluglinie war zum Zeitpunkt der Explosion auf dem Rollfeld des Europaflughafens. Es gab keine Überlebenden.«

»Das tut mir sehr leid.«

Eine Weile saßen die Männer schweigend nebeneinander, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Peter beobachtete, wie Zuma immer wieder die Augen zufielen. Das gleichförmige Turbinengeräusch und die sanften Schaukelbewegungen erledigten den Rest. Thabo Zuma schlief ein.

Peter war zu nervös, er konnte nicht schlafen. Die letzten Tage, seine Verhaftung, die Nachricht von den Explosionen, das alles saß ihm in den Knochen. Er hatte nach seiner Freilassung gestern Abend noch schnell mit Berlin telefoniert. Glücklicherweise war Ella, die gute Seele des Hauses Kromus, an den Apparat gegangen. Die Haushälterin hatte sich seit damals, als er sechs Jahre alt gewesen war und seine Mutter starb, um ihn gekümmert. Peter hatte kein gutes Verhältnis zu seinem Vater, Kurt Kromus, einem bekannten Berliner Anwalt für Patent-, Marken- und Urheberrecht. Das hatte sich auch mit dessen zweiter Ehe, mit einer Frau namens Claudia, nicht geändert. Claudia war gerade drei Jahre älter als Peter und eigentlich sehr um Harmonie bemüht. Aber auch ihr war es bisher nicht gelungen, das Verhältnis von Vater und Sohn zu verbessern.

Er schob diese Gedanken jedoch beiseite und frönte seinem Entdeckerdrang. Er griff vorsichtig nach Thabo Zumas Aktentasche und zog geschickt die Fotos heraus. Mit offenem Mund betrachtete er die Bilder der Zerstörung. Die Qualität der Aufnahmen war nicht besonders gut – es handelte sich nicht um Fotografien, sondern Faxausdrucke.

Peter war verwirrt. Wieso standen dem afrikanischen Beamten keine hochwertigen Farbaufnahmen zur Verfügung? Er betrachtete die körnigen Ausdrucke. An manchen Stellen gab es kleine handschriftliche Notizen wie: »Aus Terminal 2«, »Krater Rollfeld« oder »Südafrikanische Maschine«. Dann eine Bemerkung: »Hoffe, es hilft!« Was hatte *das* nun zu bedeuten? Peter drehte und wendete die Aufnahmen in alle Richtungen, doch er konnte nicht allzu viel damit anfangen. Meist sah man nur Bruchstücke, Metallteile und gesplittertes Holz – das hätte alles Mögliche sein können. Er versuchte das, was er sah, in seinem Gedächtnis zu speichern. Konzentriert tastete er die Bilder mit seinen Augen ab. So konzentriert, dass er nicht bemerkte, wie sich Zuma neben ihm bewegte.

Plötzlich wurden ihm die Ausdrucke aus der Hand gerissen und der Südafrikaner blaffte ihn wütend an: »Was fällt Ihnen ein! Wissen Sie noch, was ich Ihnen über militärisches Sperrgebiet gesagt habe? Verschwinden Sie auf Ihren Sitz, bevor ich mich vergesse.«

Peter wollte etwas sagen und stotterte: »Ich will nur helfen, ehrlich, ich …«

Aber Thabo Zuma sah wütend in die andere Richtung und Peter blieb letzten Endes nichts anderes übrig, als zurück zu seinem Sitz zu trotten.

Als die Maschine nach knapp 12 Stunden Flugzeit in Berlin landete, hatte ein leichter Nieselregen eingesetzt. Es war ungewöhnlich kalt. Peter wollte noch einmal mit Thabo Zuma sprechen, konnte ihn aber, nach dem Auschecken, nicht mehr ausfindig machen. Ein Taxi hatte ihn nach Hause gebracht, und er war froh, als er sich, mit dem Hinweis auf den langen Flug, schnell in seine kleine Wohnung im Nebengebäude der stattlichen Villa flüchten konnte. Den Fragen seines Vaters war er ausgewichen und dessen Frau Claudia war es zum Glück gelungen, die kurze Begrüßungszeremonie in friedliche Fahrwasser zu steuern.

Jetzt lag Peter in seinem Bett und konnte nicht schlafen. Er grübelte über Thabo Zuma nach. Die Bilder waren definitiv nicht aus einer offiziellen Quelle, dafür war die Qualität zu schlecht. Nein, er war sich sicher, dass Zuma die Aufnahmen per Fax erhalten hatte und nicht online. Aber warum? Das konnte nur auf eines hindeuten, nämlich dass der Südafrikaner die Aufnahmen gar nicht hätte haben dürfen. In Peters Kopf spielten sich die wildesten Spionageszenarien ab. Dann grübelte er erneut über die Fotos. Ihm war etwas aufgefallen. Auf einem der Bilder sah man ein tellergroßes Metallstück, an dessen oberen Rand ein Symbol zu erkennen war. Es sah aus wie eine Glocke. Ein eigentümliches Gefühl beschlich ihn. Peter hatte dieses Symbol schon einmal irgendwo gesehen – und das war nicht im Zusammenhang mit Kirchengeläut gewesen. Genervt warf er sich im Bett hin und her, bis er schließlich in einen unruhigen Schlaf fiel.

Deutschland, 10. Mai 2017 – Berlin

Thabo Zuma verließ verwirrt die südafrikanische Botschaft in Berlin. Sein Hotel war nicht weit entfernt und so ging er zu Fuß. Tief in Gedanken versunken, spürte er kaum den immer stärker werdenden Regen. Als er die Hotelhalle betrat, war er ziemlich durchnässt.

»Sie hätten einen Schirm mitnehmen sollen.«

Thabo drehte sich um und sah das Gesicht seiner persönlichen Geduldsprobe vor sich. »Herr Kromus, Sie schon wieder? Was wollen Sie?«, knurrte er unwirsch und lief weiter zur Rezeption.

Peter ließ sich nicht einschüchtern, sondern folgte ihm und sagte triumphierend: »Der Europaflughafen … Ich habe etwas herausgefunden.«

Zuma bat die Hotelangestellte, seine Rechnung vorzubereiten und lief zum Aufzug.

Peter blieb ihm auf den Fersen: »Haben Sie gehört? Ich habe etwas herausgefunden.«

Thabo Zuma blickte ihn an und erwiderte: »Glückwunsch!« Damit stieg der Südafrikaner in den Lift und die Türen schlossen sich.

Peter schaffte es gerade noch, seine Hand dazwischenzuschieben, um dann neben Zuma zu treten.

»Sie geben wohl nie auf?«, der Südafrikaner kratzte sich am Kopf, »gut, dann kommen Sie mit, ich werde Ihnen auch etwas zeigen.«

Peter wollte zum Sprechen ansetzen, aber Zuma unterbrach ihn: »Warten Sie, bis Sie das gesehen haben.«

Der Deutsche konnte sich zwar kaum beherrschen, aber er wollte es sich nicht mit dem Mann verderben. Also trottete er schweigsam hinterher. Im Hotelzimmer griff Zuma nach der Fernbedienung und schaltete den Flachbildfernseher ein. Dann forderte er Peter mit einer Kopfbewegung auf, der Sendung zu folgen, und verschwand im Badezimmer. Der junge Deutsche war überrascht, er war schließlich nicht hier, um sich das Mittagsprogramm anzusehen. Er war schon im Begriff Thabo Zuma ins Badezimmer zu folgen, als das Fernsehgerät doch noch seine Aufmerksamkeit erregte. Die laufende Sendung wurde unterbrochen. Es erschien ein Laufband mit den neudeutschen Vokabeln »Breaking News«. Dann tauchte der Kopf einer blonden Sprecherin auf. Peter hörte wie gebannt auf ihre Worte. Mittlerweile trat Zuma mit einem Handtuch in der Hand ins Zimmer.

»Die glauben, das war ein Unfall?« Peter starrte den Südafrikaner erstaunt an.

»Die glauben das nicht nur, die bestätigen das sogar. Ich komme gerade von meiner Botschaft. Heute Morgen wurden alle involvierten Nationen von der Bundesregierung informiert. Somit steht fest, dass eine Verkettung unglücklicher Umstände, Fehlkonstruktionen, menschliches Versagen

und ein teuflisches System aus Gasleitungen und Kerosintanks den Europaflughafen in die Knie gezwungen haben.«

Peter schluckte: »Eigentlich ist es ja gut so. Wenn wir wüssten, dass es ein Anschlag gewesen wäre … Undenkbar!«

Zuma rieb sich mit dem Handtuch über sein Gesicht: »Ja, undenkbar …«, murmelte er, drehte sich um und fing an, seine Sachen zusammenzupacken. »So, und jetzt sind Sie dran.«

»Was?«

»Na, Ihre Entdeckung? Wie sagt man bei Ihnen? Ich bin ganz Ohren.«

Peter setzte sich auf einen Sessel und lächelte: »Ohr, es heißt, ich bin ganz Ohr.« Dann zögerte er: »Irgendwie macht das jetzt keinen Sinn mehr.«

Zuma rechnete eigentlich nicht damit, das Peter Kromus einen wertvollen Beitrag zu den Geschehnissen liefern würde. Vermutlich hatte er sich irgendeinen Unsinn zusammengereimt. Thabo hielt den jungen Deutschen nach wie vor für einen Chaoten, dem es an Ernsthaftigkeit fehlte. Trotzdem mochte er ihn irgendwie. Er würde in einer Stunde Richtung Mainz aufbrechen und Peter Kromus wahrscheinlich nie wiedersehen. Was würde es schaden, sich ein paar Minuten Zeit zu nehmen?

Er zog sich einen zweiten Sessel heran, setzte sich und fragte freundlich: »Sie haben sich die Mühe gemacht, mich aufzuspüren, und jetzt wollen Sie nicht legen?«

»Bitte was?«

Zuma setzte noch einmal an: »Na, das heißt doch so, wer gackert, der muss auch legen?«

Peters Gesicht zeigte ein spitzbübisches Grinsen: »Wir sollten einen Deal machen. Ich vermeide militärisches Sperrgebiet, wenn Sie sich von deutschen Redewendungen fernhalten.«

Thabo Zuma verstand und musste lachen: »Na los, erzählen Sie schon.«

Und Peter berichtete dem Südafrikaner von der Glocke, die er auf dem Foto entdeckt hatte.

Zuma war überrascht. Zum einen darüber, dass der Deutsche tatsächlich eine Entdeckung gemacht hatte, zum anderen, dass ihm selbst dieses Symbol nicht aufgefallen war. Er lief zu seiner Tasche und fischte die Fotos heraus, Peter half ihm, das richtige zu finden.

»Sehen Sie, da ist sie. Und in der Mitte ist ein Pfeil, der nach unten zeigt.«

Zuma konnte die aufgemalte Glocke auf dem Splitterteil erkennen. Er holte eine Leselupe aus der Schublade und betrachtete konzentriert das Bild.

Peter räusperte sich, er hatte noch mehr zu sagen. Wahrscheinlich würde ihn Zuma jetzt gleich für einen Spinner halten und rauswerfen. Er atmete durch. Zu Hause war er sich sicher gewesen, dass seine Entdeckung wichtig wäre. Aber das, was er jetzt zu sagen hatte, schien ihm hier in diesem Hotelzimmer irgendwie absurd.

Zuma hob den Kopf und sah zu Peter: »Was gibt es noch?«

Dieser zögerte: »Na ja, ich habe das schon mal gesehen. Das Symbol, diese Glocke. Ich habe deshalb die ganze Nacht gegrübelt. Heute Morgen war die Erinnerung plötzlich da.«

Zuma war jetzt sehr ernst: »An was haben Sie sich erinnert?«

Peter kramte in seiner Jackentasche und zog ein gefaltetes Blatt heraus. »Ich zeige es Ihnen.«

Er trat neben den Südafrikaner, die beiden Männer betrachteten die Seite.

»Sehen Sie, hier. Das Abzeichen, das sieht genauso aus wie das Symbol auf dem Splitterteil.«

Zuma nickte bedächtig. Der Computerausdruck zeigte eine schwarze militärische Schirmmütze. Darunter die Notiz: »Verkauft für 9.000,- Euro/Ich bin der beste Urbexer!«

»Wo haben Sie das her?«

»Das ist eine nicht ganz offizielle Quelle …«

Thabo Zuma legte den Kopf schräg und schnaufte ungeduldig.

»Schon gut«, fuhr Peter fort, »Sie wissen doch von dieser Urban-Explorer-Sache. Nun, die meisten von uns machen das nur aus … sagen wir ideellen Gründen. Wir mögen das Abenteuer, die Atmosphäre und nehmen Erinnerungen lediglich in Form von Fotografien mit. Es gibt aber auch einige, die daraus ein Geschäft gemacht haben. Sie verkaufen Dinge, die sie bei ihren Ausflügen finden. Es gibt eben immer schwarze Schafe. Das hier«, und damit deutete er auf das Blatt Papier, »stammt von so einem schwarzen Schaf. Der Typ ist ein Spinner, hat sich auf alte Militäranlagen spezialisiert und versucht, an Militaria zu kommen, um sie dann zu verkaufen. Sehen Sie mich nicht so an! Ich bin nur ein lautloser Besucher, der nichts berührt. Dieser Typ ist eine Schande für uns Urbexer. Außerdem ist er nicht ganz dicht. Das stammt von seiner Website, Zugang nur über das Urbexer-Netzwerk.«

Zuma betrachtete die Mütze auf dem Ausdruck, er musste eine Entscheidung treffen. Seine Botschaft hatte ihm mitgeteilt, er solle keine weiteren Untersuchungen vornehmen. Sie hatten ihn quasi abgezogen. Seine einzige Aufgabe bestand noch darin, die Formalitäten zu erledigen. Die Südafrikaner, die auf dem Europaflughafen und im Airbus der südafrikanischen Fluglinie gestorben waren, mussten, soweit möglich, in ihre Heimat überführt werden. Es sollte Entschädigungen für die Familien geben, die Bundesregierung hatte großzügige Versprechen gemacht. Jetzt galt es, Formulare auszufüllen. Aber er fühlte sich auch der Wahrheit verpflichtet.

»Sie wissen schon, aus welcher Zeit diese Kopfbedeckung stammt und wer sie getragen hat?«

Peter fühlte sich unwohl: »Ich weiß, es ergibt keinen Sinn. Mir ist auch noch nicht klar, wie das mit dem Unglück auf dem Flughafen zusammenhängen könnte, vielleicht ist das alles nur Zufall. So ein Symbol kann ja überall auftauchen. Vielleicht war das am Flughafen irgendein Dekogegenstand, oder …?«, er hob hilflos die Schultern.

Zuma hätte ihm vielleicht recht gegeben – aber unter diesen Umständen? Er lief wieder zu seiner Aktentasche, zog ein weiteres Papier heraus und reichte es Peter mit den Worten: »Das habe ich heute Morgen erhalten. Ein kleines Mädchen hat die Explosion überlebt. Aufgrund der Aufnahmen einer Überwachungskamera kam das Team zu dem Schluss, dass sie irgendetwas gesehen haben könnte. Eine Befragung hat nichts ergeben. Sie spricht seit dem Vorfall nicht mehr. Dafür hat sie die ganze Zeit immer und immer wieder das gleiche Bild gemalt. Sehen Sie …«

Peter pfiff leise, als er die Kinderzeichnung betrachtete: »Eine Glocke mit einem Pfeil!«

Zuma nickte. »Mein Kontakt war der Meinung, dass das vielleicht ein Hinweis auf etwas sein könnte, eine unbewusste Botschaft. Etwas, was das Kind gesehen hat, aber aufgrund des Schocks nicht beschreiben kann. Die Ermittler vor Ort haben der Sache jedoch bisher keine große Beachtung geschenkt.«

»Aber wenn die Explosion ein Unfall war …?«, stammelte Peter.

Zuma zog die Augenbrauen hoch: »Jetzt aber nicht das Gehirn auf halber Strecke schlapp machen lassen. Sie haben so vielversprechend gestartet. Sehen wir uns die Fakten an. Was haben wir: einen Splitter vom Europaflughafen, auf den eine Glocke mit Pfeil gemalt ist. Eine Schirmmütze, auf der neben dem Totenkopf der Waffen-SS ein Emblem angebracht ist, das haargenau so aussieht, wie das auf dem Splitterteil vom Flughafen. Diese Schirmmütze aus dem Dritten Reich hat Ihr Urbexer-Freund gefunden und sehr lukrativ verkauft. Und zu guter Letzt die Zeichnung eines kleinen Mädchens, das die Explosionen auf dem Flughafen überlebt hat, unter Schock steht und offensichtlich die einzige Zeugin ist. Was sagt uns das?«

»Es war kein Unfall, oder?«

Zuma schüttelte den Kopf und Peter fuhr fort: »Aber was war es dann? Und wieso taucht in

diesem Zusammenhang ein Symbol aus dem Dritten Reich auf?«

Thabo Zuma schüttelte erneut den Kopf: »Ich habe keine Ahnung, aber ich werde versuchen, es herauszufinden.«

»Und ich werde Ihnen dabei helfen!«

In Zumas Blick sah man den Zweifel, als er antwortete: »Das wird vielleicht nicht ganz unproblematisch, das ist anders als diese Urban-Explorer-Nummer.«

»Das ist mir egal«, erwiderte Peter fast ein wenig trotzig, »ich weiß, dass es richtig ist. Falls es kein Unfall war, dann müssen wir die Verantwortlichen finden. Niemand darf mit so etwas ungestraft davonkommen.«

Peter war selbst von seinen Worten überrascht. Er hatte sich in der Vergangenheit nie besonders für irgendetwas engagiert. Aber dieses Mal war es ihm, als müsste er sich kümmern – er fühlte sich verpflichtet und er wollte helfen.

Zuma machte sich ebenfalls seine Gedanken. Er wollte natürlich nicht, dass der Junge Probleme bekäme, aber etwas Hilfe würde nicht schaden. Auf weitere Verbündete konnte er kaum hoffen.

Kurz zögerte er, dann fragte er Peter: »Sie haben nicht zufällig ein Geschichtsstudium, so wie dieser Professor aus den Filmen, der viele alte Sprachen spricht und sich bestens in historischen Ereignissen auskennt? Kämpfen kann er auch noch und …«

Peter unterbrach ihn: »Schon gut, ich kenne diese alten Filme. Nein, damit kann ich nicht dienen. Ich habe lediglich ein Sportstudium.«

Thabo Zuma hob theatralisch die Hände gen Himmel und rief: »Gott bewahre, dann hoffen wir einfach, dass uns in einer brenzligen Situation auch eine Kür am Stufenbarren retten kann.«

Zuma hatte, mit Peter im Schlepptau, sein Hotel in Berlin verlassen. Nun saßen die beiden in einem Mietwagen Richtung Mainz.

»Und Sie sind sicher, dass Sie nicht noch einmal nach Hause müssen?«

Peter schüttelte den Kopf: »Nicht nötig, alles, was ich brauche, habe ich hier.« Damit klopfte er auf seinen kleinen Rucksack. »Ohne den gehe ich so gut wie nie aus dem Haus. Ist sozusagen mein Überlebenspaket.«

Zuma lächelte: »Wie haben Sie mich überhaupt in Berlin gefunden?«

Peter gab sich überheblich: »Nun, ich hatte das Glück, dass mir dafür die unglaublichsten und modernsten Techniken zur Verfügung standen.«

Der Südafrikaner warf einen kurzen Blick auf seinen Beifahrer: »Und die wären?«

Peter brachte sich in eine bequeme Sitzposition und grinste: »Das Telefon. Ich habe einfach alle Hotels durchprobiert.«

Zuma lachte herzhaft.

Nun war es an Peter zu fragen: »Wieso sprechen Sie eigentlich so gut Deutsch, Herr Zuma?«

Sein Begleiter beendete noch sein Überholmanöver, dann antwortete er: »Nennen Sie mich doch bitte Thabo! Nun, ich hatte Glück, mein Vater arbeitete als Fahrer für einen deutschen Unternehmer in Kapstadt, der selbst einen Sohn in meinem Alter hatte. So lernte ich Deutsch und der Junge Afrikaans. Außerdem übernahm der Arbeitgeber meines Vaters für mich das Schulgeld und nutzte seine Kontakte. So konnte ich zusammen mit meinem deutschen Freund eine erstklassige Schule besuchen. Nun, als Kind lernt man Sprachen sehr schnell, vor allem, wenn das die einzige Chance auf eine bessere Zukunft ist. Mein Vater hat sein Leben lang alles dafür getan, mir eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Leider ist er früh gestorben.«

»Und Ihre Mutter?«, fragte Peter.

Thabo sagte traurig: »Sie starb, als ich drei Jahre alt war. Damals waren die Straßen von Kapstadt nicht sehr sicher. Sie wurde erschossen.«

Peter schüttelte traurig den Kopf. Er dachte an seine eigene Kindheit ohne Mutter und fühlte sich dem Südafrikaner verbunden: »Ihre Eltern wären sicher stolz auf Sie.«

Thabo nickte kurz: »Jedenfalls wurde Deutsch so zu einer Art Muttersprache für mich.«

Es entstand eine kurze Pause, dann fuhr er fort: »Wenn ich in Mainz mit den Behörden wegen der Formalitäten gesprochen habe, dann möchte ich mich noch mit jemandem treffen«, er warf erneut einen Seitenblick auf Peter, »Sie sollten uns einen Kontakt zu diesem ›Mützenverkäufer‹ herstellen.«

Peter nickte: »Ich werde mein Bestes versuchen!«

Hans Martlow saß vor seinem kleinen Pils. Das Glas hatte eine abgebrochene Stelle. Er drehte es ein wenig und dachte: *Wenn man sich in solchen Kaschemmen zu geheimen Treffen verabredet, dann leidet eben die Qualität.* Aber er hatte nunmal absichtlich diesen Ort ausgewählt, eine kleine Kneipe in der Nähe des Bahnhofsgebäudes von Mainz. Dunkel und anonym. So viel Laufkundschaft, dass man nicht auffiel.

Er war ein wenig aufgeregt. Nach vierzig Dienstjahren hatte er heute seit Langem wieder einmal das Gefühl an einer großen Sache dranzusein. An einer Sache, die er nicht zu Ende verfolgen konnte. Aber er würde zumindest helfen.

Plötzlich legte sich eine große Hand auf seine Schulter: »Da ist er ja, der wichtigste Mann im schönen Deutschland!« Thabo Zuma strahlte über das ganze Gesicht und auch Hans Martlow zeigte seine Freude über die Begegnung.

Er sprang auf und umarmte seinen alten Freund: »Und da ist der wichtigste Mann aus Südafrika, Thabo, wie schön. Wären es nur andere Umstände.« Dann stutzte Hans Martlow und sah auf Peter: »Ich dachte, du kommst allein …«

Thabo versicherte seinem Freund, dass Peter in Ordnung wäre. Dann setzten sich die drei Männer an den kleinen Tisch in der Ecke. Ein lustloser Kellner brachte Martlow ein weiteres kleines Pils, in einem weiteren kaputten Glas. Thabo und Peter bekamen jeweils einen lauwarmen Kaffee. Vorsichtig, um nicht einem Neugierigen einen Blick darauf zu gestatten, zog der Südafrikaner die Bilder hervor und zeigte sie seinem Freund. Die Glocke mit Pfeil auf dem Splitterteil war auch Hans Martlow bisher entgangen. Über Peters Erklärungen und den Zusammenhang mit den Urbexern runzelte er die Stirn.

»Die Nazis? Das wird ja immer undurchsichtiger. Da stimmt etwas ganz und gar nicht und mittlerweile denke ich, es wäre das beste, die Finger davon zu lassen.«

»Was?«, Thabo war ein wenig empört, »wie kannst du das sagen? Wenn etwas nicht stimmt, dann müssen wir das herausfinden. Das war doch immer dein Motto!«

Hans Martlow rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht, dann antwortete er gequält: »Die Zeiten haben sich geändert. Sie haben mich heute in den Ruhestand verabschiedet.«

Thabo war erstaunt: »Ich dachte, du gehst erst in sechs Monaten in Rente?«

Martlow nahm einen großen Schluck von seinem Pils, verzog das Gesicht und kommentierte die Geschmacksenttäuschung mit: »Zu warm«, dann wandte er sich wieder an Thabo und Peter: »Tja, heute Morgen haben sie die Sonderkommission aufgelöst. Akte ›Europaflughafen‹ offiziell geschlossen, schlimmer Unfall, Gasexplosion, blablabla und so weiter. Im gleichen Atemzug mussten wir alle eine Geheimhaltungserklärung unterschreiben. Zusätzlich zu unserem sowieso schon bestehenden Amtseid. Dann haben Männer von irgendeiner Behörde, von der ich noch nie

gehört habe, alle Unterlagen eingesammelt. Die Daten abgezogen und alle Informationen auf unseren Rechnern gelöscht. Selbst handschriftliche Notizen mussten abgegeben werden. Ich und ein paar andere, die ebenfalls kurz vor der Rente standen, wurden kurzerhand früher in den Ruhestand geschickt. Als Dankeschön für die gute Arbeit. Das kam vollkommen überraschend und eine dicke Prämie gab es noch oben drauf. Die jüngeren Mitglieder der SoKo bekamen neue, bessere Stellen. Da werden einige die Karriereleiter regelrecht hinauffallen.«

Thabo wusste nicht, was er dazu sagen sollte, er kannte Hans Martlow nun schon sehr lange. Sie hatten sich bei einem Einsatz kennengelernt und er verdankte ihm unter anderem sein Leben. Das waren damals schlimme Zeiten gewesen und Hans war im Zuge eines EU-Hilfsprogramms nach Südafrika gekommen. Seit dieser Zeit hatten die beiden Männer regelmäßig Kontakt und es war eine echte Freundschaft zwischen ihnen entstanden.

Peter traute seinen Ohren nicht: »Die haben Sie zwangsverrentet? Dürfen die das?«

Nun schien Hans Martlow doch amüsiert: »Oh, das ist keine Frage des Dürfens, sondern des Könnens. Was sollte ich dagegen machen? Meine Frau wird überglücklich sein, wenn sie das hört, und die Prämie wird uns schneller als gedacht den Traum vom eigenen Wohnmobil erfüllen. Wir wollten immer schon gemeinsam durch die Welt reisen. Ehrlich gesagt werde ich das so schnell wie möglich machen.«

Thabo wollte ansetzen, aber Hans unterbrach ihn: »Tut mir leid, aber ich werde dir dabei nicht mehr zur Verfügung stehen. Wenn jemand wüsste, dass wir Kontakt haben und ich dich mit Informationen versorge, dann adieu Rente, adieu Wohnmobil, adieu Freiheit. Und das wegen eines ›Unfalls‹ …«

Peter hatte seine Augen weit aufgerissen: »Aber wie kann das sein? Wieso wird das ausschließlich als Unfall behandelt? Das ist eine Frechheit, das ist … eine Lüge!« Er lehnte sich auf dem unbequemen Kneipenstuhl zurück.

»Ich würde nicht Lüge sagen, sondern eher Notlüge«, antwortete Thabo gelassen. Dann trank er zaghaft einen Schluck seines Kaffees und fuhr fort: »Was sollten die Behörden sonst machen? Sie haben offensichtlich nichts Konkretes. Aber die Menschen wollen Antworten. Die Unfalltheorie sorgt dafür, dass die Situation nicht eskaliert. Niemand gerät in Panik und das Leben geht bald wieder seinen normalen Gang.«

»Und wenn wir denen unsere Entdeckung mitteilen?«, drängte Peter weiter.

Mit einem besorgten Blick auf Hans erklärte Thabo: »Wie stellen Sie sich das vor? Erstens können wir denen nicht sagen, woher wir unsere Informationen haben. Und zweitens sind das alles nur Vermutungen, es gibt keine Beweise. Die Unfallgeschichte ist bereits offiziell. Keine Regierung der Welt würde jetzt einen Rückzieher machen. Nicht aufgrund von unseren vagen Spekulationen.«

Peter stöhnte: »Also sollten wir versuchen, mehr herauszufinden.«

»So sieht es aus«, antwortete ihm Thabo.

»Seid auf jeden Fall vorsichtig. Entweder die haben die Ermittlungen wirklich eingestellt, oder die Untersuchungen laufen inoffiziell weiter. In beiden Fällen wären die von eurer Einmischung nicht begeistert«, sagte Hans Martlow.

Thabo hatte verstanden: »Du hast sicher recht, aber ich kann die Angelegenheit nicht einfach vergessen.«

Martlow nahm nochmals einen kräftigen Schluck Bier, dann antwortete er: »Ich wusste, dass du das sagst. Wenn dem so ist, dann solltest du zumindest alles erfahren, was ich weiß. Mehr kann ich aber nicht für dich tun.«

Thabo nickte mitfühlend und Peter fragte sich gerade, ob er nicht genau diese Szene aus einem der zahllosen Spionage-Thriller kannte. Er rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl und blickte zur Tür. Hoffentlich ging gerade wieder einmal seine Fantasie mit ihm durch – anderenfalls würde jetzt sicher in der nächsten Minute ein »Killerkommando« diesen Hort der Ungastlichkeit stürmen. Aber die Tür der Kneipe blieb geschlossen und Hans Martlow erzählte ihnen von den Ermittlungen. Im Prinzip erfuhren sie nichts Brauchbares, bis Hans auf das Video des kleinen Mädchens zu sprechen kam.

»Sie hat die Explosion überlebt, obwohl sie so dicht dran war?«

»Ja«, antwortete Hans mit leiser Stimme, »obwohl ihre Mutter regelrecht zerfetzt wurde, hatte die Kleine keinen Kratzer. Aber das war noch nicht alles.« Instinktiv rückten die Männer näher zusammen, als Hans flüsterte: »Wir konnten feststellen, was sie nach der Explosion in der Hand hielt.« Er machte eine kleine Pause, die anderen blickten wie gebannt auf ihren Kontakt, der schließlich noch leiser fortfuhr: »Es war Schnee …«

Wie aus einem Mund riefen Peter und Thabo: »Schnee?«

»Herrgott«, entfuhr es Hans, »geht's vielleicht noch lauter?«

Betreten hielten sich die beiden die Hände vor den Mund.

Hans winkte ab und sprach ungeduldig weiter: »Ja, Schnee. Wir haben keine Ahnung, wo sie den herhatte. Immerhin ist jetzt Mai. Irgendwer von diesen ›Oberverantwortlichen‹ faselte etwas von vereisten Tragflächen und ungewöhnlichen Flugbahnen, die dieses Eis von dort genommen haben könnten, quasi direkt in die Hand des Kindes. Aber das hört sich für mich vor allem nach einem verzweifelten Erklärungsversuch an.«

Martlow leerte sein Bierglas und kramte in seinem verknautschten Mantel. Dann legte er einen kleinen Zettel auf den Tisch: »Name und Adresse des Mädchens. Die Kleine hat bisher nicht gesprochen. Auf die Fragen unserer Ermittler hat sie nicht reagiert. Einzig die Zeichnungen, von denen ich dir eine gefaxt habe, waren eine Art Antwort. Falls du mit ihr sprechen willst … Wäre nett, wenn du nicht erwähnst, dass du die Anschrift von mir hast. Und hier …«, er zog einen Briefumschlag aus der Innentasche seines Mantels und legte ihn vor Thabo auf den Tisch, »das war der erste vorläufige Bericht unserer Bomben- und Sprengstoffexperten zum Verlauf der Explosionen. Wurde später als falsch deklariert. Könnte für dich interessant sein. Betrachte es als Abschiedsgeschenk.«

Damit stand er auf und auch Thabo erhob sich. Die beiden Männer umarmten sich und Hans Martlow sagte ernst: »Pass auf dich auf!« Dann drehte er sich um und verließ das Lokal. Vor der Tür drückte er dem Kellner, der gerade eine Zigarette rauchte, zehn Euro in die Hand und verschwand anschließend in der Menge.

Kapitel 3

Tagebucheintrag, November 1936

Ein grandioser Durchbruch! Das Projekt wurde vom Führer im Zuge seines Vierjahresplans als »kriegsentscheidend« eingestuft. Somit steht der weiteren Entwicklung nichts mehr im Wege, der Zugriff auf alle benötigten Ressourcen ist sichergestellt. Heute Treffen mit Reichsführer-SS Himmler und dem Referenten für Bauangelegenheiten Kammler auf der Wewelsburg. Der Umfang meiner Unterlagen füllt mittlerweile zwei Lkws …

Deutschland, 10. Mai 2017, nachts

Peter war noch immer fassungslos. Thabo und er hatten die Kneipe kurz nach Hans Martlow verlassen. Zügig waren sie durch das Gewirr von Straßen zurück in ihr Hotel geeilt, es war mittlerweile Nacht. Thabo hatte noch vor seinem Gespräch mit Hans Martlow mit den zuständigen Behörden gesprochen und einen ganzen Stapel Papiere zum Ausfüllen überreicht bekommen. Wenn die Formalitäten erledigt wären, sollte er zurück nach Südafrika.

Für die Vertreter der verschiedenen Nationen hatte man Hotelzimmer zur Verfügung gestellt. Aufgrund der Katastrophe am Europaflughafen hätte Peter keine Chance gehabt ein eigenes Zimmer zu bekommen. Mainz und Umgebung glichen momentan einem Hexenkessel, die Gebiete um die Unglücksstelle liefen fast vor Menschen über. Neben den Regierungsvertretern und Presseleuten waren viele Angehörige der Verunglückten angereist. Außerdem wimmelte es überall von Sicherheitspersonal.

Thabo hatte am Hoteleingang für Peter gebürgt. Als Vertreter einer der »betroffenen Nationen« – eine Wortwahl, die mittlerweile sowohl die Presse als auch die Politik verwendete – war er mit den entsprechenden Sicherheitsausweisen und Berechtigungskarten ausgestattet. Peter gehörte jetzt de facto zu Thabo Zumas Stab. Im Hotelzimmer angekommen, hatte er zuerst einen kleinen Whisky mit Cola aus der Minibar getrunken, während Thabo sofort den Umschlag von Hans Martlow aufgerissen hatte. Nun saßen sie brütend über dem kurzen Bericht.

Thabo starrte auf die Papiere vor sich und runzelte die Stirn: »Das ergibt keinen Sinn. Laut diesen Unterlagen hat die erste Explosion das südafrikanische Flugzeug erfasst.«

Peter sah die Trauer in seinem Blick und sagte: »Das Flugzeug, in dem Ihre Freunde saßen?«

Thabo nickte und schüttelte sich kurz, so als wolle er die trüben Gedanken vertreiben, dann fuhr er fort: »Die ersten Ergebnisse sahen so aus, als wäre ein Sprengkörper in der Maschine explodiert. Als hätte der Airbus seine eigene Bombe im Gepäck gehabt. Obwohl die Maschine im Ankunftsring von Terminal 2 stand, als sie explodierte, folgte die nächste Explosion in Terminal 1. Dort, wo auch unser ›Schneemädchen‹ war, also weit weg von der südafrikanischen Maschine. Erst danach gab es eine Explosion in Terminal 2, in der Besucherlounge. Und dann flog fast das komplette Terminal 3 in die Luft. Das war Explosion Nummer vier. Die Löscharbeiten waren schwierig und es wurden besondere Techniken angewandt, um die Feuer unter Kontrolle zu bekommen. Die Ermittler spekulieren an dieser Stelle, ich zitiere: ›Wäre ein Angriff aus der Luft erwiesen, dann würde alles für die Explosion einer Fliegerbombe sprechen.‹ Und so weiter. Im

Prinzip steht hier nichts von einem Unfall, insbesondere nichts von einer Gasexplosion. Dieser erste Bericht spricht sich eher für einen Anschlag aus.«

Peter stöhnte auf, während sich der Südafrikaner wieder in den Bericht vertiefte.

Kurz darauf sprach Thabo erneut: »Eine weitere Explosion fand im Eingangsbereich des neuen Terminals 4 statt. Da hier nur der Rohbau steht, gab es zum Glück keine Opfer. Auch die Schäden am Gebäude hielten sich in Grenzen. Dann soll es erneut Detonationen in den Terminals 1 und 2 gegeben haben. Dieses Mal, vermutet man, waren dann auch die Gasleitungen betroffen. Und dann, vollkommen absurd für mich, gab es zwei Explosionen am Rande des Flugfelds, weit ab von Menschen und Flughafenequipment. Das sind die Krater, die die Behörden in ihrem offiziellen Bericht als Resultat einer unterirdischen Gasexplosion bezeichnen. Komisch nur, dass in *diesem* Protokoll«, Thabo wedelte mit den Blättern in der Luft, »steht, dass diese Explosionen nicht von innen nach außen stattgefunden haben, sondern sich *überirdisch* ereignet haben müssen. Was sagt man dazu?«

Peter murmelte einen bösen Fluch, dann straffte er sich und fasste das Gehörte zusammen: »Wir haben laut diesem ersten vorläufigen Bericht neun Explosionen, die alle kein Unfall waren, sondern von einem Sprengkörper, also einer Art Bombe, verursacht wurden.«

Thabo nickte: »So sieht es aus. Alles passierte zwar ganz schnell hintereinander, aber an voneinander weit entfernten Standorten des Flughafens.«

Peter raufte sich die stoppeligen Haare: »Wie konnte man den Ablauf überhaupt feststellen?«

Der Südafrikaner blätterte zum Anfang des Protokolls: »Hier steht, dass sie zum einen Augenzeugen hatten, zum anderen konnten einige Außenkameras, die nicht vom Stromausfall betroffen waren, Aufschluss geben.« Er schwieg und betrachtete angestrengt die Seiten vor sich.

Peter beobachtete ihn eine Weile, dann fragte er: »Was ist? Was haben Sie entdeckt?«

Thabo sah ihn an und stieß hörbar die Luft aus: »Ich frage mich, was das soll? Das Ganze wirkt irgendwie«, er suchte nach dem richtigen Wort und beendete seinen Satz mit: »dilettantisch.«

Peter wollte etwas erwidern, aber Thabo fing schon an, sich zu erklären: »Sehen Sie, wir haben einen ›genialen‹ Attentäter, ich sage das einmal ganz provokativ. Derjenige ist in der Lage, neun Sprengsätze in einem der sichersten Flughäfen der Welt zu zünden, ohne dass irgendwer das verhindern kann. Von dem oder den Tätern fehlt bisher jede Spur. Und dann, dann finden diese Explosionen so unorganisiert statt. Eine hier, eine da. Wozu? Wieso zwei Explosionen am Ende des Rollfeldes, anstatt Terminal 4 oder ein Verwaltungsgebäude zu vernichten? Warum nicht gezielter an neuralgischen Punkten, wie zum Beispiel direkt bei den Kerosintanks?«

Peter verstand, auch sein Gehirn arbeitete jetzt auf Hochtouren: »Sie haben recht! Als ob unser Täter weiß, wie es geht, aber nicht weiß, was er eigentlich will. Eigentlich macht nur die erste Explosion, die Ihrer Maschine, den Eindruck, gezielt stattgefunden zu haben.«

Thabo sah den jungen Deutschen mit einem eigentümlichen Blick an. Dann lief er ebenfalls zur Minibar und angelte ein kleines Fläschchen heraus: »Meine Güte, was sind das denn für Zwergengefäße? Ich habe schon Reagenzgläser gesehen, die größer waren.« Damit schraubte er den Deckel ab und trank das bernsteinfarbene Etwas in einem Zug.

Peter hatte ihn beobachtet. Fast erwartete er, dass Thabo das kleine Fläschchen mit seiner großen Hand zu Staub zermahlen würde. Aber der Südafrikaner stellte das Glasbehältnis vorsichtig auf den Tisch.

Peter stellte eine weitere Frage: »Warum gibt es keine Bekenner? Was nützt ein Attentat, wenn die Welt nicht erfährt, warum?«

Thabo seufzte: »Vielleicht wartet der Attentäter noch auf den richtigen Zeitpunkt?«

Peter gab ein Brummen von sich, die Antwort gefiel ihm nicht.

»Woher kommt der Schnee in der Hand des Mädchens?«

Thabo musste erst Peters Gedankensprüngen folgen, dann antwortete er müde: »Ich habe nicht die geringste Ahnung.«

Der junge Deutsche wollte die nächste Frage stellen, aber Thabo winkte ab: »Keine Fragen mehr für heute. Ich muss schlafen. Sie können es sich auf der Couch bequem machen. Vielleicht meldet sich bis morgen ihr Urbexer-Kontakt zurück. Dann sehen wir weiter. Für heute sage ich nur noch: »goeie nag!«

Deutschland, 11. Mai 2017

Peter Kromus und Thabo Zuma saßen in ihrem Mietwagen. Dieses Mal ging es nach Offenbach, das östlich von Mainz lag – dort wohnte das »Schneemädchen«. Thabo hatte am Morgen mit dem Vater, Gerhard Warneck, wegen eines Termins telefoniert. Jetzt lenkte Peter, der sich erboten hatte zu fahren, den Wagen sicher in das familienfreundliche Neubaugebiet, in das ihn das Navi lotste.

Nette kleine Häuser für nette kleine Familien, dachte er. Ihm graute ein wenig davor, gleich auf einen Mann zu treffen, der auf solch schreckliche Weise zum Witwer geworden war. Ganz ohne Vorwarnung, ohne die Möglichkeit, sich zu verabschieden, ohne die Möglichkeit unausgesprochene Dinge endlich zu benennen. Peter schluckte und versuchte sich nichts anmerken zu lassen, als er den Wagen einparkte und den Motor abstellte.

»Was sagen wir jetzt, wenn wir da klingeln?«

Thabo lächelte sanft. Er hatte längst bemerkt, dass Peter weit sensibler war, als er zugab. Ihn freute das. Das zeigte, dass der junge Deutsche ein guter Mensch war.

Er drückte ihm kurz die Schulter: »Lassen Sie einfach mich reden, ich bin ja sozusagen als ›Offizieller‹ hier.«

Peter schluckte den Kloß, der ihm im Hals steckte, herunter und nickte erleichtert.

Als Gerhard Warneck die Tür öffnete, stellte sich Thabo vor und sagte: »Herr Warneck, es tut mir sehr leid, dass wir Sie in Ihrer Trauer stören müssen. Aber wie ich Ihnen schon am Telefon gesagt habe, bin ich ein Vertreter der südafrikanischen Regierung …« Dabei wurstelte Thabo umständlich seinen Pass aus der Tasche, aber Gerhard Warneck winkte nur ab, drehte sich um und erwartete offensichtlich, dass ihm die beiden Männer ins Haus folgen würden.

Thabo trat als Erster ein, danach Peter, der leise die Haustür hinter sich zuzog. Im Gang blieb er kurz stehen und starrte auf die Damenschuhe, die neben zwei rosafarbenen Kindergummistiefeln standen. Im hinteren Teil des Hauses hörte er, wie Thabo eine Frage stellte.

Er vernahm die Antwort von Gerhard Warneck: »Sie hat seither nicht gesprochen …«

Dann hörte er ein Schluchzen. Als er um die Ecke blickte, sah er Gerhard Warneck auf dem Sofa sitzen, am Ende seiner Kräfte und verzweifelt. Thabo hatte ihm eine Hand auf den Arm gelegt und saß einfach nur schweigend daneben. Peter ging wieder zurück in den Gang und erschrak beinahe zu Tode – vor ihm stand plötzlich ein kleines Mädchen. Einer ihrer Zöpfe hatte sich gelöst, der andere war schief geflochten und zerzaust, so als hätte sie ihn selbst gemacht. Die Kleine trug ein einfaches Kleidchen und sah ihn mit ihren großen Augen an. Schließlich hielt sie ihm ein Blatt Papier entgegen. Peter griff danach und sah sich die Kinderzeichnung an. Er kannte das Motiv. Es war die Glocke mit dem Pfeil. Ein ähnliches Bild, wie das, das Thabo von Hans Martlow erhalten hatte. Peter blickte auf die Zeichnung. Das Mädchen stand da, hielt den Kopf ein wenig schräg und

beäugte ihn mit neugierigem Blick. Dann sah sie auf die Damenschuhe und wieder zurück zu Peter Kromus, welcher sich kaum zu rühren vermochte. Im nächsten Moment zupfte das Kind an seinem Ärmel und er ging ganz automatisch in die Knie.

Das Mädchen näherte sich seinem Ohr und sagte in einem kaum vernehmlichen Flüstern: »Er ist sehr böse, er hat meine Mama sterben lassen.«

Peters Herz schlug bis zum Hals. Seine Hände fingen an zu zittern, als er das Kind sanft an den Armen berührte und zu sich umdrehte. Er sah in ihre großen Kinderaugen und fragte ganz leise: »Wer? Wer war das?«

Das Mädchen schwieg und betrachte Peters Gesicht. Dann streckte es eine Hand aus und berührte seine Wange. In diesem Moment hatte er das Gefühl ohnmächtig zu werden. Er spürte einen unbekannten Schmerz und hatte den Eindruck eine scharfe Klinge würde in seinem Inneren wüten. Fast hätte er aufgestöhnt, dann war es vorbei. So schnell dieser Schmerz ging, so schnell überkam ihn nun ein neues Gefühl. Eine Welle der Verzweiflung schwappte durch ihn hindurch.

Das Kind nahm die Hand von Peters Gesicht und flüsterte erneut: »Du musst auf dich acht geben. Der Schnee macht ihn unsichtbar.«

Dann trat sie einen Schritt zurück, legte ihren kleinen Zeigefinger auf ihren Mund, zum Zeichen des Schweigens, drehte sich um und verschwand über die Treppe nach oben.

Peter rang nach Luft. Irgendetwas war in seinem Gesicht. Er berührte seine Wangen, es waren Tränen. Tränen, die er vergossen hatte, ohne es zu bemerken. Vorsichtig richtete er sich auf und stützte sich an der Wand ab. Was war hier gerade eben passiert? Langsam begann er wieder, die Stimmen im Wohnzimmer wahrzunehmen.

Aus irgendeinem Grund ließ er die Zeichnung des Mädchens schnell in seiner Jackentasche verschwinden. Er versuchte, sich zusammenzureißen, als Thabo Zuma und Gerhard Warneck in seine Richtung kamen. Thabo warf einen besorgten Blick auf Peter.

»Kommen Sie«, sagte Gerhard Warneck, »ihr Zimmer ist oben.«

Peter folgte den Männern, als sie einen hellen Raum betraten, der eindeutig ein Mädchenkinderzimmer war.

Er sprach fast gehetzt: »Wo ist sie?«

Gerhard Warneck schien erst verwirrt, dann fiel ihm ein, dass Peter bei dem Gespräch im Wohnzimmer nicht dabei gewesen war: »Lisa?«

Peter nickte.

»Meine Eltern haben sie mit nach Süddeutschland genommen, unser Hausarzt meinte, der räumliche Abstand täte ihr gut. Sie spricht nicht …«

Wieder war Gerhard Warneck kurz davor, die Fassung zu verlieren. Thabo wollte Peter eigentlich mit einem tadelnden Blick strafen, aber als er das blasse Gesicht des Deutschen sah, dessen Augen vor Furcht weit aufgerissen waren, unterließ er das.

Er wandte sich an Gerhard Warneck und sagte: »Schon gut, wir wollten uns nur noch die Zeichnungen ansehen, dann gehen wir.«

Der Vater stöhnte verzweifelt: »Sie hat seither nur diese Bilder gemalt. Ich weiß nicht, was ich tun soll …«

Thabo betrachtete in Ruhe die vielen »Glockenbilder«, die überall im Zimmer lagen. Dann gab er Peter ein Zeichen zum Aufbruch und schob Gerhard Warneck vorsichtig aus dem Zimmer.

»Das Kind braucht ein wenig Zeit und Sie auch. Sie sollten jetzt nicht alleine sein.«

Warneck versuchte, gefasst zu klingen: »Mein Bruder und seine Frau sind schon auf dem Weg hierher. Aber danke für Ihre Sorge. Ich hätte Ihnen gerne geholfen. Es scheint alles so sinnlos und

ich frage mich andauernd ›Warum meine Frau?‹ …«

Peter war froh, als sie wieder im Auto saßen. Er hatte sich erschöpft auf den Beifahrersitz fallen lassen und kein Wort gesprochen. Thabo war zwar von Peters Mitgefühl gerührt, hatte aber jetzt den Eindruck, dass der junge Mann total durch den Wind war. Als vor ihnen eine Tankstelle auftauchte, schrie Peter plötzlich hysterisch: »Fahren Sie da rein!«

Thabo hätte durch sein kurzfristiges Bremsmanöver beinahe einen Auffahrunfall verursacht. Lautes Hupen begleitete daher sein Abbiegen, kurz hatte er das Gefühl auf den Straßen von Kapstadt unterwegs zu sein. Kaum stand das Fahrzeug, sprang Peter auch schon aus dem Wagen. Thabo sah dem Deutschen kopfschüttelnd hinterher. Er lenkte den Pkw auf einen der eingezeichneten Parkplätze und wartete auf die Rückkehr seines Begleiters. Wieder setzte ein unangenehmer Nieselregen ein, der sich offensichtlich dazu entschieden hatte, zum ausgewachsenen Starkregen zu werden. Plötzlich wurde die Beifahrertür aufgerissen und Thabo wollte Peter deshalb schon zurechtweisen, als er sein immer noch verstörtes Gesicht sah. Ungläubig starrte er auf dessen zitternde Hand, die sich gerade daran machte, eine kleine Schnapsflasche zu öffnen. Der Deutsche nahm einen mehr als kräftigen Schluck und japste anschließend nach Luft.

Thabo entfuhr ein: »Mann, es ist noch nicht mal 12.00 Uhr!«

Peter drehte sich daraufhin langsam zu ihm um und zog die Zeichnung des »Schneemädchens« Lisa aus der Tasche. Wortlos reichte er sie dem Südafrikaner.

Thabo Zuma runzelte die Stirn: »Sie haben eine Zeichnung geklaut? Sind Sie deshalb so aus dem Häuschen?«

»Geklaut? Nein, ich habe sie nicht geklaut, sie hat sie mir gegeben.«

»Wer, sie?«

Peter sah aus dem Fenster und verfolgte den Weg eines Regentropfens, der behäbig über die Frontscheibe glitt. Dann antwortete er mit bebender Stimme: »Das kleine Mädchen, Lisa! Sie hat sie mir vorhin im Haus der Warnecks gegeben.«

Thabos Augen weiteten sich. Bevor er etwas erwidern konnte, begann Peter, ihm von der Begegnung und dem Gespräch mit Lisa zu erzählen.

Kurz herrschte Schweigen und nur das Geprassel des immer stärker werdenden Regens war im Wageninneren zu hören.

Der Südafrikaner räusperte sich und sagte: »Ich hätte nicht gedacht, dass Sie empfänglich sind!«

»Empfänglich? Empfänglich wofür*?*«

»Na, für die Welt des Unerklärlichen, des Verborgenen, der Geister!«

Peter fühlte sich auf den Arm genommen: »Das ist ein Witz. Sie machen sich lustig«, der Deutsche fing an, zornig zu werden, »ich dachte, Sie sind ein seriöser Polizist …«

Thabo machte ein ernstes Gesicht: »Nun mal ganz ruhig, *Herr Kromus*. Es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen. Sie müssen eines verstehen, in meinem Land sind Geister allgegenwärtig. Es ist eine komplexe Welt, die jeder anders verstehen kann. Aber eines ist sicher, die Welt des Übernatürlichen ist in unserem Leben tief verwurzelt und selbst im 21. Jahrhundert in den Alltag integriert.«

Peter hatte eine leichte Gänsehaut, als er Thabos Ausführungen folgte.

Der Südafrikaner fuhr fort: »Ich bin ein Polizist, ganz richtig. Aber in meiner Kultur ist das, was man sehen und erklären kann, nicht das Ende von allem, sondern der Anfang. Es gibt noch mehr.« Thabo lehnte sich zurück und entspannte sich, im Gegensatz zu Peter.

»So einfach? Dann, Mister ›Geisterexperte‹, erklären Sie mir doch mal, was ich da gesehen habe!«

Thabo wirkte unschlüssig, antwortete aber: »Für mich klingt das wie eine Warnung, die vom Unterbewusstsein des Mädchens kam. Gleichzeitig gab Ihnen das Kind auch Informationen, so als wollte es uns bei den Ermittlungen helfen. Wir müssen nur noch verstehen, was diese bedeuten.« Er seufzte.

Peter ging einen anderen Weg. Er verdrängte all die Gefühle, den Schmerz, die Verzweiflung, die er bei seinem Zusammentreffen mit Lisa gespürt hatte, und suchte nach einer Lösung: »Vielleicht hat der Vater gelogen und Lisa war doch im Haus? Ja, das wäre eine Erklärung.«

Thabo runzelte die Stirn: »Das wäre natürlich auch möglich!«

Peter war genervt: »Gefällt Ihnen das nicht?«

Der Südafrikaner blieb ruhig: »Ich weiß nicht recht. Warum sollte der Vater in diesem Punkt lügen?«

Der Deutsche überlegte kurz, dann hatte er eine Idee: »Vielleicht hat er etwas mit der Sache zu tun.«

Thabo verzog das Gesicht und führte den Gedanken weiter: »Und das Mädchen weiß etwas, und er möchte nicht, dass es das ausplaudert. Wäre eine Möglichkeit, aber warum so kompliziert? Er hätte einfach sein Einverständnis für eine Befragung verweigern können. Das hat er aber auch bei den Ermittlern der SoKo nicht gemacht. Also warum das Kind vor uns verstecken?«

Peter kam ins Grübeln: »Sie glauben nicht, dass das Kind im Haus war?«

Thabo glaubte das tatsächlich nicht, antwortete aber diplomatisch: »Der Mann ist Professor für Design. Er war kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Die Trauer um seine Frau war echt. Warum sollte er neun Detonationen auf dem Europaflughafen auslösen und das Ganze, während seine Frau und seine Tochter in der Ankunftshalle stehen? Der Typ kam mir nicht wie ein Irrer vor. Aber vielleicht täusche ich mich auch. Ich versuche, den Aufenthaltsort der Tochter zu überprüfen, aber da ich offiziell nicht ermittle, wird das schwierig. Außerdem«, und jetzt warf Thabo einen vielsagenden Blick auf Peter, »gefällt mir die Vorstellung, dass Sie ein ›Empfänglicher‹ sind viel besser.«

Peter stöhnte und nahm noch einen großen Schluck aus der Schnapsflasche: »Hören Sie auf, diese Vorstellung macht mir Angst.«

Thabo lachte. Es war ein offenes Lachen ohne jede Schadenfreude. Dann sagte er: »Empfänglich sein, das ist etwas Gutes. Nur ein Mensch mit einem großen Herzen und der nötigen Sensibilität kann mit dem Übernatürlichen in Kontakt treten. Das ist eine Belohnung.«

Peter griente schief und hielt die Flasche hoch: »Tja, dann bin ich ja ein echtes Glückskind. Prost!«

Die Rückfahrt zum Hotel in Mainz verlief schweigend. Das trübe Wetter passte zur Stimmung der Männer – der Himmel lag grau und schwer über ihnen. Thabo wusste nicht richtig, wo er weitermachen sollte. Er konnte nicht einfach wieder nach Südafrika fliegen, und so tun, als hätte er nichts herausgefunden. Die Zerstörung des Europaflughafens war definitiv ein Anschlag gewesen und kein Unfall. Davon war er überzeugt. Obwohl er eigens nach Deutschland geschickt worden war, um mehr über das Unglück zu erfahren, wurde er gestern von seiner Abteilung telefonisch zurückbeordert. Nach Erledigung der Formalitäten sollte er abreisen. Auch seinen Leuten gegenüber hatte er geschwiegen, denn er brauchte zuerst handfeste Beweise, sonst würde er mit seinen Vermutungen mehr Schaden anrichten als zur Lösung des Falles beizutragen.

Thabo Zuma seufzte leise, da wurden seine Überlegungen von einem eigentümlichen Geräusch unterbrochen. Es war eine ihm vertraute Melodie. Peter fing an, in seinen Taschen zu kramen.

Thabo musste grinsen: »Sie haben die Titelmelodie von Raumschiff Enterprise auf Ihrem Handy? Sie sind wirklich ein Kindskopf.«

Peter Kromus ignorierte diese Bemerkung und sagte stattdessen triumphierend: »SMS! Wir haben einen Termin mit dem ›Mützenverkäufer‹. Gar nicht schlecht für einen Kindskopf.«

Thabo lächelte müde: »Gut, Sie sind der Größte. Dann erzählen Sie mal.«

Peter lehnte sich mit stolzgeschwellter Brust zurück und legte los: »Eigentlich war das ganz einfach, ich hatte ja die E-Mail-Adresse von dem Typen. Also habe ich ihn um ein Treffen gebeten.«

Thabo schien das fast zu einfach: »Der Typ will sich einfach so mit uns treffen? Ich dachte, das mit den Verkäufen und der, nennen wir es mal ›Beschaffung von alten Militaria‹, ist nicht ganz legal. Und da stimmt er einfach so einem Treffen mit einem Wildfremden zu?«

Peter erklärte selbstzufrieden: »Nun ja, ein bisschen Taktik war da schon notwendig. Ich bin kein komplett Fremder für ihn. Auch wenn wir uns noch nie persönlich begegnet sind, verkehren wir doch im gleichen Netzwerk.«

Thabo lachte auf: »Soso, das geheime Netzwerk der sagenumwobenen Urbexer?«

Peter machte eine Grimasse: »Ganz genau«, gab er giftig zurück, »immerhin wären wir nie auf diese Spur gestoßen, wenn es dieses ›sagenumwobene‹ Netzwerk nicht gäbe.«

»Schon gut«, lenkte der Südafrikaner ein, »erzählen Sie weiter.«

Peter warf Thabo einen beleidigten Blick zu, bevor er fortfuhr: »Ich habe ihm gesagt, dass ich jemanden hätte, der an der Schirmmütze interessiert wäre. Daraufhin hat er zurückgemailt, dass sie schon verkauft sei. Meine Antwort war, dass ich und mein Interessent das natürlich wüssten. Deshalb wollten wir den neuen Besitzer der Mütze treffen, um diesem ein sehr lukratives Angebot zu machen. Und für ihn wäre eine hübsche Provision drin.«

Thabo hob die Augenbrauen: »Und Sie denken, wenn er mich sieht, dann glaubt er, dass ich Interesse an einer Nazi-Mütze habe? Finden Sie das nicht ein bisschen abwegig?«

Peter grinste triumphierend: »Nicht, wenn Sie auch nur ein Mittelsmann sind. Sie wären für jeden Interessenten eine hervorragende Tarnung.«

Thabo stöhnte laut: »Sie haben definitiv zu viele Filme gesehen und zu wenig gesunden Menschenverstand zur Verfügung. Hoffen wir mal, dass Ihr Urbexer-Freund uns den Namen seines Käufers nennt, damit wir an weitere Informationen kommen. Wo treffen wir uns?«

Nun wurde Peter doch etwas kleinlaut und rutschte auf seinem Sitz hin und her: »Richtung Straßburg.«

Thabo riss die Augen auf: »Wie bitte? Ich dachte mir schon, dass wir nicht das Glück haben, hier in Mainz auf den Mann zu stoßen. Aber dass wir gleich das Land verlassen müssen? Was wird das, ist Ihr Kollege Franzose?«

Peter druckste ein wenig herum: »Das nicht. Es ist nur so, dass er den Treffpunkt bestimmt hat, und der liegt nunmal im Elsass …«

Thabo war genervt: »Ich mache zur Zeit nichts anderes, als kreuz und quer über die deutschen Autobahnen zu fahren. Jetzt auch noch Richtung Frankreich. Da kommen wir ja nicht vor heute Abend an.«

Peter nickte nur und sagte nebenbei: »Das macht nichts, wir treffen uns erst spät.«

»Und was heißt spät?«

Der Deutsche sah aus dem Fenster und antwortete zögerlich: »Um Mitternacht.«

Thabo war zwischenzeitlich vor ihrem Hotel angekommen. An der Zufahrt zur Tiefgarage des Gebäudekomplexes überprüfte das Sicherheitspersonal ihre Papiere.

Peter nutzte die Gelegenheit, um vom Thema abzulenken: »Eigentlich merkwürdig, dass es immer noch Kontrollen gibt, jetzt, da doch eigentlich offiziell von einem Unfall ausgegangen wird.«

Thabo antwortete: »Die werden Ihnen sagen, dass das die übliche Vorgehensweise ist, wenn so viele Vertreter von ausländischen Regierungen als Gäste da sind. Und jetzt will ich wissen, warum wir uns erst um Mitternacht treffen und vor allem wo genau!«

Kapitel 4

Tagebucheintrag, Juli 1940

Wir siegen auf ganzer Linie! Die Niederlande, Luxemburg und Belgien konnten dank der Weitsicht des Führers innerhalb kürzester Zeit eingenommen werden. Die technische Überlegenheit unserer Truppen ist nicht zuletzt meiner Arbeit zu verdanken – und täglich erreichen mich mehr Anfragen. Ich arbeite Tag und Nacht, um uns mithilfe der Wissenschaft zum Sieg zu führen!

Grenzübergang Deutschland/Frankreich, 11. Mai 2017, 23.15 Uhr

»Mist, ausgerechnet heute!«, Peter war genervt.

Sie hatten nicht mehr viel Zeit, doch seit dreißig Minuten standen sie nun schon in der Schlange vor dem Schlagbaum.

»Warum regen Sie sich auf, wir werden heute Nacht sowieso verhaftet. Entweder gleich hier an der Grenze, weil die meine Papiere nicht anerkennen und ich nicht einreisen darf, oder, und das wäre natürlich *viel besser*, beim Hausfriedensbruch auf einem Museumsgelände.«

»Unsinn, das sind Zöllner, die suchen Zigaretten, keine südafrikanischen Beamten, die das Elsass besuchen möchten«, sagte Peter mit einer Zuversicht, die er nicht wirklich empfand.

Thabo konnte immer noch nicht glauben, dass er sich auf diesen haarsträubenden Treffpunkt eingelassen hatte. Auch das Peter darauf bestanden hatte, nicht Thabos Mietwagen zu benutzen, sondern einen anderen Wagen auf den Namen Kromus anzumieten, beruhigte den Südafrikaner nicht wirklich.

Peter neben ihm schnaubte verächtlich: »Niemand wird verhaftet, und außerdem ist das kein Hausfriedensbruch. Ich kenne die Anlage. Es gibt quasi keine Absperrung. Man kommt leicht rein und raus. Außerdem machen wir ja nichts kaputt.«

Thabo richtete sich ein wenig in seinem Sitz auf und sah zu Peter: »Sie glauben das wirklich, oder? Ich verrate Ihnen jetzt mal ein Geheimnis: ›Hausfriedensbruch‹ ist es auch dann, wenn das Gebäude nicht durch Stacheldraht und Sprengfallen geschützt ist! Bloß weil kein ›Betreten verboten‹ da steht, heißt das noch lange nicht, dass man sich wie zu Hause fühlen kann.«

Ihre Unterhaltung wurde vom Winken eines französischen Zollbeamten unterbrochen. Er bedeutete ihnen und anderen Fahrzeugen, aus der Warteschlange herauszufahren und die Grenze zu passieren.

»Na endlich«, rief Peter erleichtert, »dann sind wir noch in der Zeit.«

Peter Kromus war froh, dass der Südafrikaner kein allzu großes Theater gemacht hatte, als er ihm offenbaren musste, wo er sich mit diesem anderen Urbexer treffen wollte.

»Der Typ ist eben ein Spinner«, hatte er zu Thabo gesagt, »für den dreht sich wirklich alles um diese Urban-Explorer-Welt. Deshalb fordert er mich quasi heraus. Wenn wir von ihm Informationen wollen, dann müssen wir mitspielen.«

Thabo Zuma hatte die Augen verdreht und die Arme hilflos in die Luft geworfen, dann hatte er sich über kindische Erwachsene ausgelassen und schließlich zugestimmt, Peter zu begleiten. Dieser kannte das Terrain des Treffpunkts – es war ein Freilichtmuseum mit allerlei alten

Militärfahrzeugen aus dem Zweiten Weltkrieg und aus der Zeit des Kalten Krieges. Es gab aber auch eine große Halle mit wertvollen Ausstellungsstücken und verschiedene kleinere Gebäude mit Dioramen. Als Besucher hatte man hier den Eindruck eine Filmkulisse zu betreten. Schaufensterpuppen trugen die Uniformen der Alliierten und deutschen Soldaten. Kriegsmaterial, darunter Flugzeugteile und Bombenreste, lagen zwischen den aufgestellten Panzern und Haubitzen. Ein nachgebautes Feldlazarett, viele Informationstafeln und alte Dokumente leisteten ihren Beitrag, die schreckliche Zeit des Zweiten Weltkrieges nicht einfach zu vergessen und den Opfern des Krieges zu gedenken – ein privater Verein hatte es sich zur Aufgabe gemacht, diesen Teil der Geschichte am Leben zu halten.

Besonders beeindruckend war der Zugang zu dem Unterstand, der zur Maginot-Linie gehörte. In der kalten Bunkeranlage hatte man mit lebensgroßen Puppen und historischen Gerätschaften den entbehrungsreichen Alltag der Soldaten und der Zivilisten nachgebildet. Peter war beeindruckt gewesen, als er das Gelände das erste Mal, übrigens völlig legal als Besucher, betreten hatte.

Tagebucheintrag, August 1940

Die von den Franzosen entlang der Grenze erbauten Befestigungen aus Beton und Stahl haben unseren Truppen nicht standgehalten. Unsere Panzerverbände stießen durch Belgien, einfach vorbei an der Maginot-Linie! Das Siegesgeheul unserer Sturzkampfbomber hat den Gegner in die Knie gezwungen und meine Männer sind nun dabei, die eroberten Anlagen zu sichten. Meldungen über für meine Zwecke geeignete Bauten sind bereits eingetroffen – ich brenne darauf, bald neue Laboratorien und Forschungsstätten errichten zu können …

Frankreich, 11. Mai, 23.45 Uhr – Museumsgelände nahe Hagenau im Elsass

Mittlerweile war es richtig kalt geworden, Thabo fröstelte. Aber kühle Temperaturen waren nicht sein Problem. Was ihm zu schaffen machte, war der Dauerregen. Er glaubte mittlerweile, dass er während der wenigen Tage hier in Deutschland mehr Regen gesehen hatte, als sein gesamtes Leben über in Südafrika. Er spähte in die Nacht und spürte die penetranten Tropfen auf seinem Gesicht. Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Um seine Nervosität in den Griff zu bekommen, probierte er, sich abzulenken. Der Südafrikaner versuchte die Panzer und amphibischen Fahrzeuge, die ihn umgaben, zuzuordnen. Ein deutscher »Tiger« und der berühmte amerikanische »Sherman-Panzer« standen direkt nebeneinander. Auf dem großen Platz nahe dem Eingang konnte er eine russische MIG neben einer ausgemusterten Mirage neueren Datums erkennen.

Was macht Peter nur so lange?, fragte er sich, als ein leises Quietschen an sein Ohr drang. Thabo schreckte zusammen und bewegte schnell den Kopf, dann atmete er erleichtert aus. Das Geräusch kam von den Rotorblättern eines Hubschraubers, der nicht weit seines eigenen Standorts, einsam und verlassen auf einem Grasabschnitt sein Dasein fristete. Die trüben Scheinwerfer, die auf dem Gelände verteilt waren, gaben nicht viel her. Trotzdem konnte Thabo erkennen, dass es sich bei dem Fluggerät um einen russischen Mil-Mi 4 handelte.

Der Südafrikaner kramte in seinem Gedächtnis: *Wie war noch mal der Natocodename für dieses Relikt des ›Kalten Krieges‹ gewesen?* Weiter kam er nicht, denn neben ihm öffnete sich

kreischend die stählerne Seitentür.

Thabo hatte das Gefühl, ihm würde für eine Sekunde das Herz stehen bleiben, dann grinste ihn auch schon ein gut gelaunter Peter Kromus an.

»Sehen Sie, ein Kinderspiel«, flüsterte Peter dem Südafrikaner zu, und gab ihm ein Zeichen einzutreten.

Peter hatte sich über eines der Dachfenster Zugang verschafft. Mit ein wenig Klettererfahrung war das für ihn kein Problem gewesen, der Gerüstbau bot ihm genug Möglichkeiten sicher nach oben und wieder nach unten zu kommen. Thabo betrat beeindruckt die Halle. Wie Peter gesagt hatte, war es den Verantwortlichen gelungen, realistische Szenen aus den Kriegsjahren nachzubilden. Die Halle war gewaltig. Das fahle Licht, das von den Außenscheinwerfern zaghaft seinen Weg durch die wenigen Fenster fand, schaffte eine geradezu unheimliche Atmosphäre. Auch hier standen Panzer und militärische Fahrzeuge. Thabo konnte mehrere Exemplare der 8,8 cm FlaK, einer Flug- und Panzerabwehrkanone der Deutschen, erkennen. Eine »Wespe«, eine alte Panzerhaubitze, ragte hinter den lebensgroßen Nachbildungen mehrerer Militärpferde hervor. Vor ihm lagen Bombensplitter und er musste an die Fotos, die ihm sein Freund Hans Martlow gefaxt hatte, denken.

Sein Blick ging jetzt nach oben. Direkt unter dem Dach baumelte ein gewaltiger Lastensegler. Im schwachen Licht war er fast nicht als Ganzes zu erkennen, sondern wirkte eher wie ein großer Schatten.

Thabo richtete den Blick wieder in die Reihen der Soldaten vor ihnen, Schaufensterpuppen in Uniform »umzingelten« ihn und Peter. Mit der Taschenlampe beleuchtete er ihre Gesichter – vielleicht würde einer von ihnen auch eine Schirmmütze tragen? Eine Schirmmütze der SS mit einem zusätzlichen Emblem neben dem so gefürchteten Symbol des Totenkopfs, das Emblem mit der Glocke und dem Pfeil … Aber Thabo wurde auf die Schnelle nicht fündig.

Die leblosen Puppen standen überall. Fast hatte er das Gefühl, sie würden sich bewegen, wenn er ihnen den Rücken zuwandte, um dann wieder unbeweglich zu erscheinen, wenn er sie mit der Lampe anstrahlte. Peter schien vollkommen fern solcher Gefühle. Obwohl Thabo es nicht gerne zugab, bewunderte er den jungen Deutschen für seine Unbedarftheit. Er selbst hatte ein ungutes Gefühl und witterte Gefahr. Verstohlen betrachtete der Südafrikaner weiter die Puppen. Manche trugen Gasmasken, Ledermäntel und Handschuhe. Niemand hätte auf den ersten Blick feststellen können, ob sich dahinter nicht ein Mensch aus Fleisch und Blut verborgen hielt. Peter summte leise vor sich hin.

»Sie scheinen ja bester Laune«, sagte Thabo flüsternd, hatte aber trotzdem etwas Schärfe in seine Bemerkung gelegt.

Peter zuckte nur mit den Schultern: »Ich bin auch bester Laune. Dieser Typ hat mich herausgefordert. Er war der Meinung, ich würde das nicht bringen. Ich habe es geschafft, jetzt ist er dran. Das war die Bedingung. Wenn ich es hierher schaffe, dann macht er uns mit dem Käufer der Schirmmütze bekannt. Ganz einfach.«

Zu einfach!, dachte Thabo und blickte sich erneut um. Sie hatten die Halle fast durchschritten, als von einer Sekunde zur anderen ein entsetzliches Geschrei, keinen Meter von ihnen entfernt, ertönte. Sie schreckten zusammen, gingen instinktiv in die Knie, als auch schon ein schwarzes Etwas in Richtung ihrer Köpfe flog. Peter schrie schrill auf, das Etwas tat es ihm gleich und verschwand nach oben.

Thabo ächzte und klatschte dem Deutschen auf die Schulter: »Gratuliere, die sind weg.«

Peter schluckte heftig, sein Kopf dröhnte vor Schreck. Ungläubig hauchte er: »Das waren

Tauben, oder?«

Thabo hauchte grinsend zurück: »Ja, und Sie haben die Bösewichte mit Ihrem Todesgekreische vertrieben. Respekt.«

Peter ärgerte sich über seine eigene Hysterie, gab aber keine Antwort, sondern zeigte in Richtung einer Tür am hinteren Ende der Halle. Die Männer schlichen weiter und Thabo hatte jetzt noch stärker das Gefühl, dass ihnen die uniformierten Puppen folgen würden. Als sie an der Tür ankamen, konnte der Südafrikaner erkennen, dass es sich um eine massive Stahlvorrichtung handelte. Sie war nicht verriegelt und erfreulicherweise gut geölt.

»Jetzt betreten wir die ›Maginot-Linie‹«, sagte Peter fast feierlich.

Thabo Zuma wusste, von was Peter sprach. Er hätte diesen Ausflug gerne bei Tageslicht und legal unternommen. Die Geschichte Deutschlands, vor allem die beiden Weltkriege und der Kalte Krieg, waren ihm natürlich ein Begriff. Auch wenn er sich selbst nicht als, in dieser Hinsicht, gut informiert bezeichnen würde, so hatte er zumindest aus seiner Schul- und Studienzeit einige Eckdaten parat. Außerdem war Militärgeschichte ein Pflichtfach während seiner Ausbildung gewesen. Heute sollte er also das erste Mal diese berühmte Verteidigungslinie betreten.

Die zumeist unterirdischen Bunkeranlagen, aus der die Maginot-Linie bestand, waren in den Jahren vor 1940 entlang der französischen Ostgrenze gebaut worden.

Feuchte Kälte schlug den Männern aus dem Bunker entgegen. Eine alte Metalltreppe führte sie nach unten. Die Betreiber des Museums hatten kleine Notbeleuchtungen an den Wänden angebracht, aber ohne die Taschenlampen hätten sie nicht viel gesehen. Thabo bereute erneut, dass er nicht als Besucher hier war – auch in der Bunkeranlage selbst hatte man das Leben der Soldaten sehr anschaulich nachgestellt. Schlafsäle und Küche waren getreu der Zeit um 1940 nachgebildet worden. Hier unten hatte man sogar ein eigenes Stromkraftwerk und gewaltige Wassertanks aufgebaut. Es gab Gefechtstürme und natürlich eine Krankenstation, in der eine »Schaufenster-Zahnarztpuppe« mit irrem Blick gerade dabei war, einem armen Gefreiten einen Zahn zu ziehen. Nach ein paar Metern blieb Peter stehen, ein Absperrband markierte für die Besucher, dass der Weg zu Ende war.

»Hier ist unser Treffpunkt.«

Thabo schnaufte verächtlich. Sie saßen auf dem Präsentierteller. Vor ihnen lag eine Art Weggabelung, ein Vorplatz, von dem weitere Gänge abzweigten.

»Wir sollten zurück in den Gang und nicht hier herumstehen.«

Ein Knacken und ein fieses Kichern ließen sie herumfahren, dann ertönte eine unangenehme Stimme, zu der eine nicht minder unangenehme Gestalt gehörte, die sich jetzt aus dem Dunkeln schälte und auf Peter und Thabo zuging. Der Fremde musste der Urbexer sein. Thabo hoffte es zumindest und ärgerte sich, dass er keine Waffe dabei hatte. Im Licht seiner Taschenlampe sah er, dass der Mann seine Haare zu einem Zopf gebunden und ein Tätowierung am Hals hatte, die nach einem floralen Muster aussah. Der Fremde kam näher, grinste überheblich und entblößte makellose Zähne, was Thabo noch mehr beunruhigte. Es blieb zu befürchten, dass Peter den Mann unterschätzt hatte, und der Südafrikaner hoffte daher, dass das Geldverdienen für den Fremden tatsächlich oberste Priorität hatte – jemand, der Gewinne machen will, behandelt potenzielle Kunden pfleglich.

Wieder erklang die unangenehme Stimme des Mannes, dieses Mal an Thabo gewandt: »Und du willst also eine SS-Mütze? Na, das ist mal was Neues!«

Peter Kromus hatte ebenfalls ein ungutes Gefühl, auch er hatte sich den Urbexer anders

vorgestellt. Verstohlen betrachtete er sein Gegenüber, doch er musste sich an den Plan halten, und sagte deshalb: »Das ist ein Mittelsmann. Also, was ist jetzt?«

Der Urbexer kniff die Augen zusammen und sprach erneut: »Noch ein Mittelsmann? Das ist ja wie bei den Matrjoschka-Puppen.«

Dann kramte der Fremde in der Tasche seines Ledermantels und zog etwas heraus. Mit äußerster Sorgfalt wickelte er ein Bonbon aus seiner bunten Verpackung und steckte es sich in den Mund. Das Papier ließ er achtlos auf den Boden fallen. Peter hob es auf und wollte eine Bemerkung bezüglich des Urbexer-Codex machen, als die Stimme des Mannes erneut erklang: »Wieso *diese* Mütze? Ich kann euch eine andere besorgen …«

Peter trat einen Schritt auf den Mann zu: »Mein Freund, wir hatten einen Deal, wir treffen uns hier und du stellst den Kontakt zu deinem Käufer her. Keine Fragen, keine anderen Mützen, keine …«

In diesem Moment peitschte ein Schuss durch den Untergrund, ein zweiter folgte eine Sekunde später. Der fremde Urbexer fiel nach vorne und schlug neben ihnen auf dem Boden auf. Thabo zögerte nicht und schnappte sich Peter. Mit unerwarteter Kraft schleuderte er ihn in einen der Gänge. Dann griff er nach dem Mantel des Fremden und zog ihn zu sich, aus der Schusslinie. Sie hörten Schritte.

»Los, durchsuchen Sie seine Taschen!«, Peter stand unter Schock und Thabo fuhr ihn grob an: »Machen Sie schon, sehen Sie nach, ob er eine Waffe hat.«

In diesem Moment sah Peter, der auf dem Boden saß, eine Stiefelspitze, die um die Ecke linste. Thabo griff nach dem Bein, das in dem Stiefel steckte, und brachte damit den dazugehörigen Mann zu Fall. Dann setzte er nach und ein harter Schlag traf den Fremden mitten ins Gesicht. Der Südafrikaner schnappte sich die Waffe des bewusstlosen Angreifers, trat aus dem Gang und schoss. Es waren zwei Schüsse und zwei Treffer.

Peter saß mit offenem Mund am Boden und hatte das Gefühl, nicht wirklich anwesend zu sein. Seine Ohren klingelten. Thabo zog ihn hoch und schüttelte ihn heftig, in der Hand hielt er immer noch die Pistole: »Reißen Sie sich zusammen, bringen Sie uns hier raus. Schnell!«

Peter erwachte aus seiner Trance. Adrenalin schoss durch seinen Körper, so wie damals, als er in Südafrika auf diesem Schiff gewesen war. Alle seine Sinne schienen schlagartig geschärft – er war ein Urbexer und damit ein Experte im Rein- und Rauskommen. Er nahm sich zusammen, orientierte sich kurz und rannte los. Thabo folgte ihm, hinter sich hörten sie entfernt Schritte. Peter lief durch die Gänge, als wäre er in dieser Anlage zu Hause. Bald erreichte er, über eine schmale Treppe, eine kleine Tür, schickte ein stummes Gebet in den Himmel und dankte seinem Schöpfer, als sich der Türknauf drehen ließ. Sie waren wieder in der Ausstellungshalle. Die Tür war hinter einem alten Radarfahrzeug versteckt, damit hatten sie Deckung. Kein Geräusch war in dem großen Raum zu hören und selbst die aufgebrachten Tauben von vorhin waren, angesichts der Gefahr, verstummt.

Thabos Nackenhaare stellten sich auf. Wie viele Schüsse hatte er in seiner Pistole? Würde es reichen? Er gab Peter ein Zeichen, sie mussten sich zur anderen Seite, Richtung Ausgang, durchschlagen. Dann sah er die Bewegung im Augenwinkel. Eine der vermeintlichen Soldatenpuppen kam mit ausgestrecktem Arm auf ihn zu. In der Hand, die in einem Lederhandschuh steckte, hielt der Angreifer einen kurzläufigen Revolver. Thabo schoss erneut, ohne zu zögern. Für eine Sekunde waren sie gerettet, aber der Schuss hatte leider auch ihr Versteck verraten. Es galt, keine Zeit mehr zu verlieren. Die Kulissen und die Fahrzeuge würden

als Deckung reichen, sie mussten hier raus.

Thabo riss Peter hoch, blickte ihm in die Augen und sagte leise: »Lauf Junge, so schnell du kannst«, dann brüllte der Südafrikaner: »Los!«

Peter rannte. Er war noch nie in seinem Leben so schnell gelaufen. Er sprang über die Hindernisse, die ihm im Weg standen, hinter ihm hallten Schüsse. Er war schon fast an der Tür, als ihn brutal ein Faustschlag traf und zusammensacken ließ. Nach Luft ringend blieb er auf dem Rücken liegen. Thabo schrie etwas und Peter sah die Gestalt mit Gasmaske, die sich jetzt direkt über ihn beugte. Sein Widersacher zielte auf ihn. Peters Arm entwickelte ein Eigenleben und tastete hektisch die Umgebung ab, griff nach dem Erstbesten, was er fand, und rammte es tief in den Bauch seines Gegners. Warme Tropfen trafen Peters Gesicht. Es roch metallisch. Erneut stieß er zu. Das Bajonett, das er neben sich gefunden hatte, drang unbarmherzig in den Unterleib des Mannes ein. Peter versetzte ihm einen letzten Stoß und rollte sich zur Seite, um so zu verhindern, dass der leblose Körper seines Feindes auf ihn fiel.

Er bemerkte, dass jemand an seinem Arm zerrte. »Thabo!«, stammelte er, richtete sich auf und folgte seinem Freund.

Eine Minute später spürten sie, wie sich ihre Lungen mit frischer Luft füllten – sie waren unter freiem Himmel. Der Südafrikaner lotste Peter über eine Mauer. Neben einer alten Haubitze, im feuchten Gras kniend, sahen sie zurück zum Museumsgelände.

»Ich denke, wir sind außer Gefahr«, flüsterte Thabo, als ein Knacken ihn herumfahren ließ. Er blickte genau in den Lauf eines Karabiners und dachte: *Mauser 98k, das ist das Ende!*

Peter Kromus war der Erste, der sprach. Seine Stimme zitterte, als er sagte: »Sind Sie ein Nazi?«

Die Gestalt hinter dem Gewehr bewegte sich. Thabo nutzte die kurze Unachtsamkeit des Bewaffneten, umklammerte dessen Beine und beförderte ihn mit einem kurzen Ruck unsanft auf den Boden.

Merkwürdig, dachte Thabo, *der ist ja ganz leicht …*

Die Person neben ihm am Boden begann wüst zu fluchen, und Thabo konnte ihr gerade noch den Mund zuhalten, um eine Entdeckung durch die Angreifer, die auf dem Außengelände des Museums ausgeschwärmt waren, zu verhindern. Der Südafrikaner sah verblüfft sein Gegenüber an. Selbst im trüben Licht konnte er erkennen, dass neben ihm eine Frau saß.

Etwas verlegen ob seiner Grobheit wollte sich Thabo schon entschuldigen, aber die Unbekannte mit dem Gewehr kam ihm zuvor: »Was soll das heißen, Nazi? Und was fällt Ihnen überhaupt ein, Sie …«

Weiter kam die Frau nicht, denn in diesem Moment drangen Stimmen über das Gelände. Instinktiv drückten sich die drei an die Mauer und machten sich klein. Die Haubitze bot ihnen zwar Sichtschutz, machte sie aber noch lange nicht unsichtbar.

Die Stimmen kamen näher und einzelne Satzfetzen waren zu verstehen: »Wo sind die beiden hin? … längst über alle Berge … gibt Ärger … wer war der Kaffer bei ihm? Der war ausgebildet … schaffen wir die Leichen weg, ich will nach Hause … Scheiß Wetter!«

Noch eine ganze Weile verharrten die drei schweigend in ihrem Versteck, dann bewegte sich Thabo vorsichtig und flüsterte: »Wir sollten hier verschwinden«, damit reichte er seiner neuen Bekanntschaft die Hand. Die Frau ergriff sie und ließ sich aufhelfen. Sie bedeutete den beiden Männern, ihr zu folgen. Über einen kleinen Trampelpfad, der sie durch ein verwildertes Grundstück führte, erreichten sie einen Feldweg, auf dem ein Auto stand. Die Frau holte die

Schlüssel aus ihrer Jackentasche und löste durch Knopfdruck auf die Fernbedienung die Entriegelung der Türen aus. Dann legte sie den Karabiner in den Kofferraum und öffnete die Fahrertür. Thabo und Peter standen unschlüssig vor dem Wagen. Die Frau verzog genervt das Gesicht und meinte: »Was ist? Brauchen Sie eine Extraeinladung oder soll ich sagen ›Steig ein, wenn du Leben willst‹?«

Thabo konnte sich trotz der Umstände ein Grinsen nicht verkneifen. Auch Peter hatte das Filmzitat erkannt, hätte sich aber nie träumen lassen, es einmal aus dem Munde einer siebzigjährigen Dame mit Gewehr zu hören, die ihn damit auffordern würde, in ihren Kleinwagen mit seniorengerechten Voll-LED-Frontscheinwerfern zu steigen, nachdem er einer Horde Nazis entkommen war.

Frankreich, Elsass, 12. Mai 2017, 1.00 Uhr morgens im Haus von Catherine Morel

»Gut, meine Lieben, Zeit sich vorzustellen. Wer sind Sie und was haben Sie auf unserem Museumsgelände gemacht?«

Thabo sah aus dem Fenster des Fachwerkhauses und beobachtete den Garten. Es schien alles friedlich. Peter war in einen der alten Ohrensessel gesunken und hielt sich an einem Glas Calvados fest, der sicher bereits fünfundzwanzig Jahre alt war und mit mindestens doppelt so viel Prozent aufwarten konnte.

Wieder hatte eine Art Schock bei ihm eingesetzt. Er wäre heute beinahe gestorben, man hatte ihn tatsächlich erschießen wollen. Verstohlen blickte er zu Thabo. Der Südafrikaner schien vom Geschehenen unberührt. Peter seufzte vernehmlich, die Gedanken in seinem Kopf überschlugen sich – er hatte einen Menschen getötet! War er jetzt ein Mörder? Aber es war Notwehr gewesen, hatte er denn eine andere Wahl gehabt? Ihm fiel das Auto ein, es stand noch immer etwas abseits des Geländes auf einem großen Parkplatz.

»Wir müssen zum Wagen«, sagte er.

Catherine Morel stöhnte. Der Junge sah nett aus, schien aber nicht besonders schlau. »Sie sollten jetzt besser nirgendwo hingehen, solange Menschen im Umkreis von einem Kilometer herumschleichen, die Sie töten wollen. Womit wir wieder bei der Frage wären, wer Sie sind. Ich kann Sie auch noch einmal mit dem Gewehr bedrohen …«

Thabo öffnete das Fenster und klappte die alten Läden davor zu. So konnte ein ungebetener Gast wenigstens nicht ins Innere des Hauses sehen. Catherine ließ ihn gewähren. Dann kam Thabo auf sie zu und hielt ihr seine Hand entgegen.

Als sie sie ergriff, sagte er: »Mein Name ist Thabo Zuma. Ich bin vom südafrikanischen Geheimdienst und«, er stockte kurz, »bin wohl in eine unschöne Sache geraten.«

Peter hatte den Kopf gehoben und rief: »Geheimdienst? Ich denke, Sie sind Polizist?«

Thabo lächelte etwas verlegen und sagte entschuldigend: »Ich bin kein Agent wie in den Kinofilmen, wenn du das meinst«, er war ganz automatisch zum »Du« übergegangen. Was er und Peter heute durchgemacht hatten, ließ keinen Raum mehr für Förmlichkeiten und Geheimnisse.

»Im Prinzip bin ich Polizist, nur eben mit gelegentlichen ›Sonderaufgaben‹. Zum Beispiel als Mitarbeiter des diplomatischen Dienstes oder des Außenministeriums. Die meiste Zeit sitze ich hinter einem Schreibtisch. Ganz unspektakulär.«

»Aber heute Abend, Sie … du hast gekämpft«, stotterte Peter.

Thabo hob ein wenig verlegen die Schultern: »Nun, an den Ausbildungen und regelmäßigen Trainingseinheiten muss ich trotzdem teilnehmen«, antwortete der Südafrikaner und dachte: *Zum*

Glück!

Peter blickte Thabo mit großen Augen an und stellte leise die Frage, die ihn seit den Schüssen in der Bunkeranlage der Maginot-Linie am meisten beschäftigte: »Warum wollten die uns umbringen?«

Thabo hatte sich diese Frage selbst schon gestellt. Gerne hätte er dem jungen Deutschen die Antwort erspart, aber was würde das für einen Sinn machen? Geräuschvoll stieß er deshalb die Luft aus und antwortete: »Ich befürchte, dieser Urbexer-Typ hat uns in eine Falle gelockt. Wir sind falsch vorgegangen und haben direkt in ein Fliegennest gestochen.«

Peter schüttelte den Kopf, verbesserte das »Fliegennest« jedoch nicht in ein »Wespennest«, sondern winkte nur ab und nahm einen Schluck Calvados, der ihm ein tiefes Rot ins Gesicht trieb.

Etwas leiser fügte der Südafrikaner hinzu: »Aber nichtsdestotrotz sind wir auf etwas gestoßen, dein ›Urbexer-Freund‹ hat sich offensichtlich über-, und seine Geschäftspartner unterschätzt, denn jetzt ist er tot. Derjenige, der dahintersteckt, ist gut organisiert, er hat eigene Leute und sicher auch ausreichend Kleingeld …«

In diesem Moment klingelte bei Catherine Morel das Telefon. Als sie abhob, konnte man durch den Hörer eine aufgeregte Stimme vernehmen und einen Schwall französischer Worte. Catherine zog die Stirn in Falten und machte ein besorgtes Gesicht. Ihre Antworten waren knapp und als sie auflegte, flüsterte sie ein »Mon Dieu«.

Thabo und Peter sahen ihre Retterin fragend an. Doch, statt eine Antwort zu geben, lief die Französin zum Fenster und öffnete die Klappläden. Die Männer waren ihr gefolgt. Fassungslos starrten sie in Richtung Museum. Die Dunkelheit, die die Bunkeranlage noch bis vor wenigen Minuten umgeben hatte, war einem hellen Licht gewichen, die Ausstellungshalle brannte lichterloh. Schon hörte man die Sirenen der Feuerwehr und entfernte Stimmen von Menschen, die sich etwas zuriefen. Catherine Morel schluckte schwer. Philippe, der Vereinsvorsitzende, hatte eben angerufen. Mit erstickter Stimme hatte er sie darüber informiert, dass es auf dem Museumsgelände brannte. Die Feuerwehr würde es nicht mehr rechtzeitig schaffen. Auf seine Frage, ob sie bei ihrer Patrouille etwas bemerkt hätte, hatte sie mit »Nein« geantwortet. Ihm nicht die Wahrheit zu sagen, war eine intuitive Entscheidung gewesen. Die beiden Fremden in ihrem Haus konnten das Feuer nicht gelegt haben, das wusste sie. Sie hatte die Verfolger auf dem Gelände gehört, ihre abfälligen Bemerkungen bezüglich des Südafrikaners.

Catherine blickte zu Thabo und vollendete dessen letzten Satz: »… und derjenige hat keinerlei Skrupel.« Kurz zögerte die Französin, dann sagte sie: »Ich habe soeben einen guten Freund belogen. Damit verhindere ich vielleicht, dass diejenigen, die für die Zerstörung unseres Museums verantwortlich sind, je gefasst werden. Vielleicht bin ich sogar noch dazu gezwungen, die Polizei zu belügen!« Catherine verschwieg geflissentlich, dass ihr diese Lüge wesentlich leichter fallen würde, als die gegenüber Philippe – aber das mussten die beiden nicht unbedingt wissen.

Armer Philippe, dachte sie, *wie viele der seltenen Exponate waren heute Nacht wohl zerstört worden?* Dann räusperte sie sich und sagte leise: »Ich denke, ich verdiene die Wahrheit.«

Thabo hatte sich entschieden auch Catherine Morel gegenüber offen zu sein. Die Frau hatte ihnen vertraut, bei der Flucht geholfen und sie jetzt sogar in ihrem Haus aufgenommen. Sie waren vermutlich noch auf weitere Hilfe angewiesen. Deshalb sagte er: »Ich will nicht länger wie ein bellender Hund um den heißen Brei reden.«

Peter stöhnte erneut auf und Catherine Morel sah den Südafrikaner gespannt an. So hatte sie sich die heutige Nacht eigentlich nicht vorgestellt. Sie war lediglich auf einer harmlosen »Patrouille« gewesen. Seit immer öfter Unbefugte nachts im Museum unterwegs waren, und auch

schon einige, der mühsam zusammengetragenen, historischen Stücke gestohlen wurden, hatten die Mitglieder des Vereins beschlossen, abwechselnd nachts Streife zu fahren. Natürlich war der Plan gewesen, die Polizei zu verständigen, wenn jemanden bei seinem Rundgang etwas Ungewöhnliches aufgefallen wäre. Catherine hatte kurz mit dem Gedanken gespielt, tatsächlich anzurufen – aber was hätte das genützt? Bis die Gesetzeshüter am Museum angekommen wären, hätten sich die vermeintlichen Eindringlinge längst davongemacht.

Thabo räusperte sich und erzählte Catherine von der südafrikanischen Maschine und wie er deswegen zum Europaflughafen geschickt worden war, um dann zu erfahren, dass man bezüglich der Explosion von einem Unfall ausging. Er blickte kurz zu Peter. Der Deutsche nickte ihm zu und er erzählte von Peters Entdeckung des ungewöhnlichen Symbols und von ihrem Gespräch mit einem Informanten – den Namen von Hans Martlow behielt er für sich, ebenso den Namen des Schneemädchens, Lisa Warneck. Als der Südafrikaner von Peters Begegnung mit dem Kind sprach, stutzte Catherine zwar, unterbrach ihr Gegenüber aber nicht.

Erst nachdem Thabo von der Verbindung zwischen dem Glockensymbol, der SS-Mütze und dem Urbexer sowie ihrem Treffen in der Maginot-Linie erzählt hatte, runzelte Catherine Morel die Stirn und sagte nicht ohne ironischen Unterton: »Und da erwachten dann unsere Schaufensterpuppen zu schießwütigen Nazis?«

Bevor er antworten konnte, unterbrach ihn Peter. Dieser war jetzt sehr gefasst und schien um Jahre gealtert: »Hören Sie, Madame Morel, alles, was mein Freund Ihnen erzählt hat«, er hatte ganz selbstverständlich das Wort Freund verwendet, »entspricht der Wahrheit. Wir haben herausgefunden, dass die Zerstörungen auf dem Europaflughafen nicht die Folgen eines Gasunfalls waren, sondern, dass es sich dabei um ein Attentat handelte. Diese Sache heute Nacht war meine Schuld. Ich hatte nicht begriffen, welches Risiko wir eingehen. Die wollten mich umbringen. Und hätten auch Thabo, ohne zu zögern, getötet. Das, was heute Nacht passiert ist, war meine Schuld, und«, Peter stockte, dann sagte er ganz leise, »ich habe einen Menschen getötet …«

Thabo legte ihm kurz die Hand auf die Schulter, und Catherine Morel ließ sich das eben Gehörte noch einmal durch den Kopf gehen. Nicht ohne sich darüber im Klaren zu sein, dass, sollte die Geschichte stimmen, sie sich damit soeben wieder einmal in Gefahr gebracht hatte.

Ein guter Freund hatte ihr einmal gesagt, dass in dieser Welt nichts einfach so passieren würde, dass alles einen Sinn hätte. Aus irgendeinem Grund war sie heute Nacht draußen vor dem Bunker gewesen. Und aus irgendeinem Grund hatte sie beschlossen, selbst nachzusehen, anstatt auf die Polizei zu warten. Dann hatte sie in die klugen Augen dieses Afrikaners geblickt und innerhalb weniger Sekunden eine Entscheidung getroffen, die ihr sicherlich noch Kopfschmerzen bereiten würde. Aber den einfachen Weg hatte sie sowieso selten gewählt. Nein, heute Nacht war alles aus einem guten Grund passiert. Ein Gedanke, der Catherine Morel auf seltsame Weise beruhigte. Die beiden Männer würden ihre Hilfe brauchen und sie würde sie ihnen geben.

Catherine schenkte Peter Kromus von dem Calvados nach, reichte Thabo ebenfalls ein Glas der starken Spirituose und nahm sich dann selbst einen gut gefüllten Schwenker.

Sie prostete den beiden Männern zu und sagte: »Herzlichen Glückwunsch, meine Herren! Es scheint, dass Sie die Büchse der Pandora geöffnet haben. Lassen Sie sich das von einer altgedienten Journalistin gesagt sein.«

Kurz schwiegen die drei, dann wandte sich Catherine an Peter: »Zeigen Sie mir dieses Symbol.«

Peter sah fragend zu Thabo, der nickte und meinte: »Gib ihr die Zeichnung, ich denke, sie kann uns helfen.«

Der Südafrikaner hatte sich nur kurz in dem Wohnraum umsehen müssen, um zu erkennen, dass die Journalistin eine sehr gebildete Frau war. Das Zimmer erinnerte ihn an seine eigene kleine Wohnung in Kapstadt. In jeder Ecke standen und lagen Bücher, die Regale an der Wand quollen fast über. Und das Schöne war, dass man den Büchern ansah, dass sie auch gelesen wurden. Überall gab es Exemplare, in denen mit Zetteln und Lesezeichen Seiten markiert waren, dort ein aufgeschlagenes Exemplar eines Nachschlagewerks, neben dem Ohrensessel ein angelesener Roman und auf dem überfüllten kleinen Schreibtisch lag ein E-Reader, dessen Akku gerade geladen wurde. Thabo stand vor einem Regal, in dem dicke Wälzer zum Thema Erster und Zweiter Weltkrieg standen.

Schließlich drehte er sich um und kramte die Unterlagen von Hans Martlow aus der Tasche: »Hier, das habe ich von meiner Quelle«, dann nahm er Peter die Kinderzeichnung mit dem Glockensymbol ab und reichte sie weiter an Catherine, »und das haben wir aus dem Haus des Mädchens.«

Peter, der bereits glasige Augen hatte, meinte dazu bitter: »Vom ›Geist‹ des Kindes, für den ich empfänglich bin, na toll!«

Catherines Lippen umspielte ein feines Lächeln: »Je älter man wird, desto weniger Rätsel hält das Leben für einen bereit. Das liegt daran, dass wir mit den Jahren auf die meisten Fragen auch eine Antwort haben. Deshalb ist davon auszugehen, dass auch alles, was Ihr ›Schneemädchen‹ betrifft, enträtselt werden kann. Wir müssen nur an den richtigen Stellen suchen.«

»Wir?«, warf Thabo ein.

Catherine drehte sich zu ihm um und auf ihrem immer noch attraktiven Gesicht zeichnete sich ein spitzbübisches Lächeln ab: »Ich denke nicht, dass es Ihnen ohne mich überhaupt gelingen wird, das Elsass zu verlassen.«

Er lachte schallend und Catherine begann die spärlichen Unterlagen zu studieren. Nach einer Weile blickte sie auf und lief zu ihrem Regal. Zielsicher griff sie nach ein paar Büchern und breitete sie auf dem Boden aus. Die beiden Männer setzten sich auf den Teppich und Catherine zeigte ihnen, welche Stellen sie nachlesen sollten. Dann schnappte sie sich ihren Laptop und gesellte sich zwischen die Männer auf die Erde. Im Internet zeigte sie den beiden weitere Artikel und Berichte. Zwei Stunden später saßen die drei wieder in den bequemen Sesseln.

»Fällt Ihnen etwas auf?«, fragte Catherine, die mittlerweile einen starken Kaffee für sich und ihre Besucher gemacht hatte.

»Es gibt unzählige Theorien über die ›Glocke‹«, sagte Peter, der sich noch nie so intensiv mit der Geschichte des Dritten Reichs befasst hatte, wie heute. Natürlich wusste er von den Gräueltaten und dem Holocaust, aber davon irgendwann einmal gehört zu haben, war einfach. Anders war es, wenn jemand wie Catherine davon erzählte. Peter hatte bei ihren Berichten mehrmals vor Entsetzen eine Gänsehaut bekommen. Er hatte die Bilder in den Büchern betrachtet, die vor ihm auf dem Boden gelegen waren, die Untertitel gelesen und ihm war übel geworden. Er hatte sich nie wirklich mit der Geschichte seines Landes befasst. Und was wusste er von Thabos Kontinent? Er hatte plötzlich das starke Bedürfnis mehr zu erfahren, die Dinge zu hinterfragen.

Catherine unterbrach seine Gedanken: »Genau, es gibt unzählige Theorien über die ›Glocke‹, dieses Ding taucht immer wieder auf. Mal als Fluggerät, mal als möglicher Antrieb, dann als ›super geheime Supergeheimwaffe‹. Aber es gibt keine Belege, nur Gerüchte! Was ich noch nie gesehen habe, ist das Glockensymbol in der uns vorliegenden Form, also mit dem Pfeil in der Mitte.«

»Und was bedeutet das?«, Peter war hellwach.

Catherine zögerte: »Ich bin kein Freund von Spekulationen, meine Welt ist die Welt der Fakten und sauberen Recherche. Aber wenn ich mir doch mal untreu werden sollte …«

Thabo lächelte Catherine an: »Bitte, tun Sie uns diesen Gefallen.«

»Also schön«, antwortete Madame Morel, »dann könnte man eventuell vermuten, dass diese ganzen Gerüchte einen tatsächlichen Hintergrund haben und dass das Symbol, das Sie entdeckt haben, helfen kann, ein bisher gut gehütetes Geheimnis zu entschlüsseln. Und diese SS-Schirmmütze gibt mir zu denken. Wenn die echt ist, dann hat das Glockensymbol darauf etwas zu bedeuten.«

»Aber wie konnte das so lange unentdeckt bleiben? Und was hat das mit dem Europaflughafen zu tun?«, fragte Peter.

Die Französin streckte sich ein wenig: »Vieles blieb bis heute verborgen, warum nicht auch das? Und was den Europaflughafen angeht – vielleicht bringt die Antwort auf die Frage: ›Was ist die Glocke?‹ auch die Lösung für die Geschehnisse dort.«

Etwas spöttisch sagte Peter: »Sie meinen, für den Anschlag auf den Europaflughafen ist eine alte Geheimwaffe der Nazis verantwortlich?«

»Möglich wäre es.«

»Aber ich dachte, die Nazis wären längst …«, er rang nach Worten und Catherine sprang ein: »Ausgestorben?«

Er nickte.

Um Catherines Mund erschien ein zynischer Zug: »Weil diese Gruppierungen verboten wurden? Ich bitte Sie. Die Erfahrungen, die ich gemacht habe, lehrten mich, dass das Böse nie ausstirbt. Es gibt immer und überall Sadismus, Mord, Gemeinheit und Gier. Wer dahintersteckt, ob Skinheads, eine Neonazi-Gruppe oder andere Fanatiker, kann ich Ihnen nicht sagen, aber unterschätzen Sie niemals die Grausamkeit der menschlichen Natur.«

Peter ließ nicht locker: »Aber wenn es Nazis waren, warum den Europaflughafen in die Luft jagen? Warum ein Ziel in Deutschland zerstören?«

Catherine sah den jungen Deutschen nachdenklich an: »Na, das wäre ja nicht das erste Mal in der Geschichte, dass ein Anschlag im eigenen Land inszeniert wird, um ihn dann später jemand anderem in die Schuhe zu schieben.«

Kurz starrte sie in ihre Kaffeetasse, dann stand sie langsam auf und sah auf die Uhr: »Ich denke, wir können alle etwas Schlaf gebrauchen, wir müssen morgen fit sein.«

Thabo blickte fragend in Catherines Richtung, was diese veranlasste, ihren letzten Satz genauer auszuführen: »Wir werden einen alten Freund von mir besuchen. Er kann uns vielleicht helfen. Dummerweise hat er weder Telefon noch eine E-Mail-Adresse. Also wird das eine ganz altmodische Recherche mit einer langen Autobahnfahrt, Stift und Schreibblock.«

Kapitel 5

Tagebucheintrag, Juli 1941

Unsere Arbeit verläuft überaus erfolgreich. Gegenüber den Entwicklungen anderer Wissenschaftler sind wir um Jahre voraus. Vor wenigen Wochen erreichte mich die Nachricht über ein ähnliches Projekt, welches jedoch gegenüber dem unsrigen lachhaft rückständig ist! Die Geheimhaltung läuft perfekt, niemandem aus dem Kollegenkreis ist unsere Errungenschaft bekannt. Die Erfolge der Luftangriffe auf London und die des Unternehmens Barbarossa sind auch unsere Erfolge. Ich bin stolz, zum Sieg beitragen zu können! Der Reichsführer-SS hat uns die Ehre zuteil kommen lassen, nun das Glockensymbol als offizielles Zeichen unserer Projekte tragen zu dürfen.

Polen, 12. Mai 2017, 17.30 Uhr – im Haus von Jonasch Torwitsch, nahe der polnischen Grenze

Mittlerweile waren Catherine, Peter und Thabo von der breiten Dorfstraße auf einen schmalen Feldweg abgebogen. Das Auto der Französin hatte sie sicher hierhergebracht. Peters Leihwagen war unauffällig vom Parkplatz in der Nähe der Museumsanlage geholt und bereits kurz nach der Grenze, bei einer Außenstelle der Verleihfirma, abgegeben worden. Thabo hatte seine E-Mails abgerufen und sich telefonisch bei seiner Botschaft in Berlin gemeldet. Den Satz Papiere, der für die deutschen Behörden ausgefüllt werden musste, hatte er bereits per Kurierdienst an die südafrikanische Vertretung in Deutschland weitergeleitet. Letztendlich war er in diesem Fall nicht mehr als ein Botenjunge. Wenn die Unterlagen zurückkommen würden, bräuchte er sie nur noch ergänzen und den deutschen Beamten übergeben, damit wäre seine Aufgabe erfüllt. Unter anderen Umständen hätte er sich über die Sinnlosigkeit seiner Anwesenheit geärgert, aber momentan verschaffte ihm diese, in Verbindung mit den Mühlen der Bürokratie, die Freiheit auf eigene Faust ermitteln zu können.

Peter hatte seit dem Grenzübertritt nach Polen nicht mehr gesprochen. Konzentriert hatte er das, was er sah, in sich aufgenommen. Als er am frühen Morgen im Gästezimmer von Catherine Morel gelegen hatte, war der erlösende Schlaf leider nicht gekommen. So hatte er sich noch einmal ins Wohnzimmer geschlichen und einen der dicken Wälzer aus dem Regal genommen, ein Buch über die Geschichte des Dritten Reiches. Er hatte noch lange darin geblättert. Gedanklich ließ er das Gelesene Revue passieren. Jetzt befand er sich also in Polen. Das Land, das von Hitler damals als Erstes angegriffen wurde. Ein Krieg, der mit einer Lüge begann.

Peter dachte an Catharines Worte, dann beugte er sich nach vorne zu der Französin, die auf dem Beifahrersitz saß, um sie nach Jonasch Torwitsch zu fragen: »Und Ihr Freund hat wirklich keine E-Mail-Adresse? Nicht einmal ein Telefon?«

Catherine musste schmunzeln: »Schwer vorzustellen heutzutage, da haben Sie recht. Aber Jonasch sagt, wer mit ihm in Kontakt treten will, der kann ihm einen Brief schreiben oder ihn besuchen, mehr sei nicht nötig. Wer schnellere Wege der Kommunikation benötigt, dem ginge es nur um den Austausch unwichtiger Belanglosigkeiten, damit wolle er seine Zeit nicht

verschwenden.«

Peter dachte über das Gehörte nach. Er versuchte, es zu verstehen, fand die Haltung von Jonasch Torwitsch jedoch etwas übertrieben.

Catherine musste seine Gedanken erraten haben und sagte: »Er ist ein bisschen kauzig, aber er hat seine Gründe. Für mich wäre das übrigens auch nichts, ich habe mich schon viel zu sehr an diese bequeme Art der modernen Kontaktaufnahme gewöhnt.«

Thabo, der sich mittlerweile ein barsches Wortgefecht mit dem Navi geliefert hatte, da er bereits zum dritten Mal in einer Sackgasse gelandet war, an deren Ende es weder ein Haus noch irgendeine Lebensform gab, kommentierte Catharines Ausführungen daher genervt mit dem Satz: »Na, hoffentlich ist Ihr Freund diese Odyssee auch wert!«

Die Französin klopfte Thabo sanft auf die Schulter und antwortete mit einem feinen Lächeln: »Das ist er, und ich denke, da vorne ist sein Haus. Ich war zwar bisher nur einmal hier, aber das dürfte es sein. Hoffen wir, dass er da ist.«

»Was?«, riefen die beiden Männer erschrocken.

Catherine winkte ab: »Er ist nie weit weg. Seit er vor 25 Jahren in sein Heimatdorf zurückgekehrt ist, hat er es nicht mehr verlassen.« Dann stieg sie aus dem Wagen und erklomm die ausgetretenen Steinstufen zur Eingangstür. Am Briefkasten stand in großen Buchstaben »J. Torwitsch«. Sie waren also richtig.

Peter sah sich um. Auf einem Baum, dessen Äste sich wie lange Greifarme in Richtung Treppenaufgang streckten, saß eine dicke weiße Katze, die sie neugierig beäugte. Aus dem Inneren des Hauses hörten sie Musik. Etwas Klassisches, Fröhliches mit einem eigenartigen Klang. Catherine drückte die Klingel und sofort wurde die Idylle durch ein schrilles Kläffen gestört. Kurz darauf vernahmen sie schlurfende Schritte und das Bellen wurde lauter, dann öffnete sich die Tür. Vor ihnen stand Jonasch Torwitsch. Er musterte seine Besucher neugierig, da erkannte er Catherine.

Mit einem leichten Akzent sagte er auf Deutsch: »Catherine Morel, welch eine Freude. Ich habe heute Morgen gespürt, dass dieser Tag eine Überraschung bereithalten würde, aber das …«

Damit breitete er seine Arme aus und drückte die zierliche Catherine an seinen mächtigen Leib. Danach schüttelte er herzlich die Hände von Peter und Thabo, den Letzteren betrachtete er mit besonderer Neugier. Die ganze Zeit hüpfte ein aufgeregter Mischlingsrüde um ihre Beine und forderte Beachtung. Als sich Peter nach unten beugte, ließ sich das Fellknäuel gerne auf den Arm nehmen und gab endlich Ruhe.

»Na, los, kommt herein, ich habe mir gerade einen Kaffee gemacht und Kuchen gibt es auch. Der ist von Rosa, meiner Nachbarin. Hier im Dorf haben wir einen Überhang an weiblichen Heiratswilligen über fünfundsechzig. Aber unter uns, Rosa liegt bei den Kuchen unschlagbar weit vorne. Jedenfalls habe ich das Glück, auf eine große Zahl hervorragender Köchinnen zurückgreifen zu können, die es sich alle zur Aufgabe gemacht haben, für mein leibliches Wohl zu sorgen.«

Zur Betonung seiner Worte klopfte er sich lachend auf seinen gut ausgeprägten Bauch. Er schob seine Besucher in ein gemütliches Wohnzimmer. Peter staunte nicht schlecht, als er den Raum betrat. Wenn Catherine schon eine große Sammlung Bücher hatte, so verfügte Jonasch Torwitsch über eine richtige Bibliothek. Selbst unter den Sesseln hatten einige Exemplare ihren Platz gefunden. Auf einem Mosaiktischchen stand ein alter Plattenspieler. Ein Anblick, der Peter grinsen ließ. Als er einen Blick auf den gewaltigen Schreibtisch warf, der sich unter den Papier- und Bücherstapeln zu biegen schien, rutschte ihm vor Überraschung ein »Oh!« heraus. Jonasch

bemerkte das und hatte sofort eine Ahnung davon, was den jungen Mann so verblüffte.

Mit seiner angenehmen Baritonstimme sagte er deshalb: »Was hat Ihnen Catherine über mich erzählt? Dass ich ein alter, verschrobener Kauz bin, der hinter dem Mond lebt?«

Peter war verlegen und lächelte entschuldigend. Geradeheraus sagte er: »Das hat sie so zwar nicht gesagt, aber einen Computer hätte ich hier trotzdem nicht erwartet.«

»Sehr gut, junger Mann. Ehrlich und doch diplomatisch. Das gefällt mir. Nun, ich verwende durchaus einen Computer, bin aber nicht am »Netz«, wie es wohl heute heißt. Das Ding ist mein Archiv und Sie können mir glauben, manchmal habe ich sogar das Gefühl, ich lebe mit einer nörgeligen Frau zusammen. Ständig haben wir Meinungsverschiedenheiten, dann verlegt die Gute meine Dateien oder schmeißt sie ohne mein Einverständnis weg. Und wenn sie mit dem falschen Fuß aufgestanden ist, dann bleibt der Bildschirm schwarz. Ich denke, der Computer ist die Strafe, die sich Gott für uns eingefleischte Junggesellen ausgedacht hat.«

Jonasch seufzte schwer und Thabo und Peter stimmten ihm lachend zu, während sich Catherine ob dieses typischen Männerkalauers kopfschüttelnd in einen Sessel fallen ließ. Jonasch brachte den Kaffee und reichte jedem seiner Besucher ein dickes Stück Kuchen mit dem Kommentar: »Eine Aprikosen-Sahnefüllung, das muss man probiert haben.«

Als auch ihr Gastgeber in seinem Sessel Platz genommen hatte, schien es zunächst so, als wäre er ganz in die Verkostung des Kaloriengiganten auf seinem Teller vertieft. Jonasch Torwitsch hatte sich natürlich bereits seine Gedanken über den unerwarteten Besuch gemacht, so stellte er unvermittelt und ohne den Kopf zu heben die Frage, die ihm am naheliegendsten erschien: »Es hat etwas mit den Nazis zu tun, nicht wahr?«

Außer Catherine, die vom Scharfsinn ihres Freundes nicht mehr überrascht werden konnte, hielten die Besucher in ihrer Bewegung inne und blickten den ungefähr achtzigjährigen Mann auf der anderen Seite des Raumes erstaunt an.

Peter stammelte mit vollem Mund: »Woher wissen Sie das?«

Woraufhin Thabo den Kopf schüttelte, Jonasch kicherte und mit der Kuchengabel auf Peter deutete: »Na, spätestens jetzt weiß ich es. Sie taugen nicht zum Geheimnisträger, oder?«

Der junge Deutsche lief vor Verlegenheit rot an. Bevor er aber etwas sagen musste, erlöste ihn Jonasch mit dem Kommentar: »Ehrlich gesagt war das aber auch nicht schwer zu erraten. Ich kenne Catherine und ihre Arbeit und sie die meine. Also, wenn eine hübsche Frau bei mir vor der Tür in Begleitung zweier junger Männer steht, dann heißt das entweder, ich habe sie entehrt und ihre Familie will mich nun zur Rechenschaft ziehen, oder sie ist hier, weil sie meine Kenntnisse in der Geschichte des Dritten Reiches braucht. Nun, Ersteres schließe ich zu meinem Bedauern aus«, Jonasch verbeugte sich galant in Richtung Catherine, die sichtlich amüsiert war, und fuhr fort, »bleibt noch Variante zwei! Also um was geht es?«

Thabo fing an und erzählte nochmals die Ereignisse der letzten Tage. Als er mit seinem Bericht fertig war, reichte er Jonasch die spärlichen Unterlagen, die Faxe von Hans Martlow, die Kinderzeichnung von Lisa, dem »Schneemädchen«, und die Anzeige mit der SS-Schirmmütze.

Jonasch hatte sich während der Erzählungen des Südafrikaners aufgerichtet. Er saß sehr konzentriert und ganz steif in seinem Sessel. Wer ihn kannte, so wie Catherine, konnte einen leichten Anflug von Panik in seinem Blick erkennen. Jonasch betrachtete nun die Bilder, insbesondere die mit dem Glockensymbol, dann griff er nach dem Bild mit der SS-Schirmmütze.

Als der alte Mann aufblickte, waren seine Augen geweitet. Kleine Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Jonasch sah auf die Mütze und ein Erinnerungsfetzen erschien vor seinem geistigen Auge.

Er war wieder in diesem riesigen unterirdischen Raum. Roch die Feuchtigkeit, den Moder und den Schimmel. Wieder hatte er das Gefühl, der Gestank menschlicher Ausdünstungen würde ihm in die Nase steigen. So wie damals, als er mit den Männern in der Dunkelheit gefangen gewesen war. Er, der sechsjährige Knabe, an dessen Seite der Vater vor Erschöpfung gestorben war. Was hatte man ihnen in diesem furchtbaren Stollen angetan? Verdammt waren sie gewesen, verdammt zu sterben. Und eines Tages war dieser Mann erschienen und hatte sie ausgelacht und beschimpft. Ihre Qualen sollten noch größer werden. Jonasch wusste nicht, wer der Mann gewesen war. An sein Gesicht konnte er sich kaum erinnern, aber diese riesige Schirmmütze, die hatte er nicht vergessen. Er hatte viele Männer gesehen, die ähnliche getragen hatten, sie alle hatten den Tod gebracht. Aber dieser Mann, damals unter der Erde, war der Schlimmste von allen gewesen. Und er hatte diese Schirmmütze getragen, mit dem Totenkopf der SS und daneben ein Glockensymbol. Das gleiche, das auf einem Splitterstück auf dem zerstörten Europaflughafen auftauchte. Das gleiche, das dieses Mädchen gezeichnet hatte.

Jonaschs Atem ging schwer und Tränen stiegen ihm in die Augen. Er stand auf, ging zum Fenster und blickte auf seinen kleinen Garten. Er war dem Tod damals entkommen. Als ihn die alliierten Truppen gefunden hatten, war er nur mehr Haut und Knochen gewesen. Die Ärzte hatten ihm kaum eine Überlebenschance ausgerechnet – aber sein starker Wille, der Wunsch nach Rache und Vergeltung hatten ihn überleben lassen. Und dann …

Jonasch seufzte und ignorierte seine Besucher. Noch hing er ganz seinen eigenen Gedanken nach. Zu viele waren damals davongekommen. Zu schnell hatte man versucht, alles zu vergessen. Deshalb hatte er dafür Sorge tragen wollen, dass nichts vergessen wurde. So hatte er auch Catherine kennengelernt. Beide waren sie in den Krieg gegen das Vergessen und Vertuschen gezogen. Ein Feldzug, der offensichtlich nie enden sollte. Er dachte kurz an Thabo Zuma und Südafrika. Wie viele grausame Kapitel würde die Menschheit wohl noch schreiben? Dann schüttelte er alle schmerzlichen Gedanken ab und konzentrierte sich auf seine Aufgabe. Langsam drehte er sich zu den anderen um und sagte: »Werkstollen-C!«

Catherine atmete schwer aus: »Du denkst also auch, dass es einen Zusammenhang gibt?«

Jonasch nickte bedächtig und Peter sprach seinen und Thabos Gedanken aus: »Einen Zusammenhang zwischen was? Den Neonazis und dem Anschlag?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf: »Ja und nein. Neonazis, wie man zumeist diese Gruppierungen von Schlägertrupps, Skinheads und Krawallmachern bezeichnet, die ihrem Hass auf Ausländer und jeden, der anders ist, durch Gewaltexzesse freien Lauf lassen, vermute ich nicht als Drahtzieher. Vielleicht setzt man sie als Laufburschen ein, aber die Fäden hält ein anderer in der Hand.«

»Wer?«, rief Thabo aufgeregt.

Der alte Mann setzte sich wieder in seinen Sessel und blickte besorgt in die Runde, als er sprach: »Genau weiß ich das auch nicht. Aber es gab immer schon Spekulationen darüber, was wohl mit manchen ›Nazigrößen‹, aber auch überzeugten Anhängern und ihren Familien, nach dem Krieg passiert ist. Man weiß, dass manche spurlos verschwunden sind. Einige wurden in späteren Jahren aufgespürt. Gelegentlich ist ein Name aufgetaucht, aber im Großen und Ganzen ist ihr Verbleib bis heute unklar.«

Peters Stimme war das Entsetzen anzuhören, als er sprach: »Aber die meisten dieser Verbrecher sind doch tot! Und wer noch lebt, müsste bereits an die hundert Jahre alt sein.«

Jonasch nickte zustimmend: »Auf die, die an Hitlers Seite ihre Verbrechen begangen hatten, trifft das sicher zu. Aber was ist mit deren Kindern und Enkelkindern? Wer sagt uns denn, dass diese Fanatiker von damals, nach dem Krieg, ihre Gesinnung gewechselt haben? Wer kann denn sagen, wie sie ihre Kinder erzogen haben?«

Peter war schockiert, als er antwortete: »Sie denken, dass sich die Kinder ihren Vätern angeschlossen haben? Und keiner hat etwas bemerkt? Aber …«

Thabo schwieg, er hielt diese Gedanken für weniger abwegig als sein deutscher Freund.

Jonasch war geduldig mit seinem Gast. Er blickte kurz zu Catherine, die traurig lächelte, und fuhr fort: »Es gibt solche Befürchtungen. Und glauben Sie nicht, dass diese Leute in Uniformen durch die Straßen marschieren und Fackeln tragen. Das ist etwas, dass sie dem Fußvolk überlassen. Die, die so wie Catherine und ich ihr Leben dem ›Nichtvergessen‹ gewidmet haben, die haben immer die Furcht, dass sich dunkle Kapitel der Geschichte wiederholen können. Deshalb setzen wir uns dafür ein, dass die Menschen informiert bleiben, und mahnen vor den Dingen, die in der Vergangenheit geschehen sind. Aber die Gegenseite hat die letzten Jahre nicht verschlafen. Wie gesagt, sie werden die ›Bösen‹ nicht einfach erkennen. Ich habe dazu eine eigene Theorie. Ich gehe davon aus, dass sich über Jahrzehnte hinweg eine starke und sehr gut strukturierte Organisation gebildet hat, die alles versuchen wird, eines Tages die Ziele des Dritten Reiches doch noch zu erreichen. Keiner vermag zu sagen, wie das dann aussehen wird, aber eines ist klar – es wird nicht weniger schrecklich sein.«

Jetzt schaltete sich auch Thabo ein: »Aber wie meinen Sie das, dass diese Leute organisiert sind? Wie kann so etwas ganz unbemerkt gelingen?«

Jonasch blickte den Südafrikaner an. Er verstand dessen Frage und antwortete ohne Zögern: »Diese Leute sitzen in den obersten Gesellschaftsschichten und haben Einfluss. Keiner kann sagen, wie viele sich dieser Gruppe bereits angeschlossen haben. Und sie werden sich erst zu erkennen geben, wenn sie ihr Ziel erreicht haben.«

»Und was ist das für ein Ziel?«, Peters Stimme zitterte bei der Frage.

Jonasch blinzelte kurz, als er seinem jungen Gast antwortete: »Die Weltherrschaft der Nazis, einfach ausgedrückt.«

Peter sprang von seinem Sessel auf und lachte. Es war ein hysterisches Lachen und die nächsten Worte brachen einfach aus ihm heraus: »Die Weltherrschaft? Das ist doch Unsinn!«

Nun mischte sich Catherine ein. Vollkommen ruhig sagte sie: »Ist es das wirklich? Oder geht es nicht immer darum? Vielleicht gefällt Ihnen der Begriff ›Macht‹ besser? Aber im Prinzip ist es das Gleiche. Wo soll man die Grenze ziehen?«

Peter wollte so etwas nicht hören, es machte ihm Angst. Trotzdem suchte er weiter nach Antworten: »Aber wie will man die ›Weltherrschaft‹ erreichen?«

Wieder antwortete Catherine: »Diese Gruppe hat einen nicht zu unterschätzenden Vorteil.«

Peter unterbrach sie: »Sie meinen den Fanatismus, den Glauben an die Sache?«

Die Französin schmunzelte nun doch: »Das vielleicht auch, aber ich meine Geld. Wir vermuten sogar, sehr viel Geld!«

Jonasch nickte zustimmend und ergänzte: »Das ist der Punkt. Wir reden von einem mächtigen Gegner, der gebildet, gut organisiert und reich ist. Und der, wenn meine Theorie zutreffend ist, anscheinend auf gewisse Technologien zurückgreifen kann. Und damit wären wir bei der Verbindung zum Europaflughafen. Dieses Glockensymbol mit dem Pfeil habe ich schon einmal gesehen, und zwar im Werkstollen-C.«

Mittlerweile war es tiefe Nacht. Jonasch Torwitsch hatte Thabo und Peter vom »Werkstollen-C« erzählt. Ein Konzentrationslager der Nazis im Osten von Deutschland, das noch kurz vor Kriegsende entstanden war. Die Sträflinge waren dort gezwungen worden unter unmenschlichen Bedingungen eine Stollenanlage in den Berg zu schlagen. Die Zustände für die Zwangsarbeiter waren katastrophal gewesen. Die Nazis wollten dort vermutlich eine weitere Raketenfabrik errichten. Die Fertigstellung verzögerte sich allerdings, nicht zuletzt auch durch die mutigen Sabotageakte der Gefangenen, die dafür mit ihrem Leben bezahlen mussten. Die Anlage konnte jedenfalls nicht mehr in Betrieb genommen werden und nach Kriegsende war besagter »Werkstollen-C« sofort von den Alliierten gesprengt worden. Jonasch kannte die Anlage, denn er war dort gewesen – und es fiel ihm schwer, darüber zu berichten. Aber er zwang sich, zu sprechen, und so erzählte er ihnen gerade davon, wie er, als Kind, das Glockensymbol auf der Schirmmütze eines SS-Offiziers gesehen hatte, als sie plötzlich durch ein lautes, wütendes Fauchen vor dem Fenster aufgeschreckt wurden.

Im nächsten Moment zerbarst die Scheibe, ein Schuss war gefallen.

Thabo schrie: »In Deckung«, und warf sich auf Catherine, um sie auf den Boden zu zerren. Dann griff er in seinen Hosenbund und fluchte. Er hatte natürlich keine Waffe dabei.

Peter hatte Jonasch neben sich, der alte Mann kauerte unter dem Schreibtisch. Schon zerriss ein zweiter Schuss den kurzen Moment der Ruhe. Thabo hechtete zum Lichtschalter. Sein Arm schnellte im Sprung nach oben und löschte das Licht. Schon krachte es erneut, der dritte Schuss traf die Wand und man hörte das Splittern von Holz. Die Stille, die nun folgte, ließ die vier fast hoffen, dass es vorbei wäre. Aber plötzlich ging eine ganze Salve von Schüssen über ihre Köpfe hinweg. Peter hatte sich vor Jonasch gesetzt und umklammerte den alten Mann fest. Zum einen, um ihn zu schützen, zum anderen, um sich selbst Halt zu geben. Er hatte entsetzliche Angst.

Plötzlich hörte man Stimmen, dann zwei weitere Schüsse. Sie schienen jedoch nicht in Richtung des Hauses abgegeben worden zu sein. Dann wieder eine Stimme, dieses Mal schrie und schimpfte eine Frau. Es folgten zwei dumpfe Schläge, Autotüren schlugen zu und wieder schrie die Frau wüste Beschimpfungen, denen als Schlussakkord erneut zwei Schüsse folgten. Keiner rührte sich, dann knarrte die Haustür und es folgte aufgebrachtes Gemurmel.

Der Südafrikaner tastete hinter sich. Im Dunkeln konnte er nichts sehen und dachte: *Es muss hier doch irgendetwas geben, das sich als Waffe eignet?* Als seine Finger ein dickes Buch zu fassen bekamen, musste er innerlich stöhnen, aber etwas Geeigneteres war nun mal nicht verfügbar. Wer auch immer da draußen im Gang herumschlich, er würde gleich das Wohnzimmer betreten und Thabo würde das Überraschungsmoment nutzen.

Gerade hatte sich der Südafrikaner in Position gebracht, als Jonaschs Mischlingsrüde, der sich bis vor einer Sekunde noch unter dem Sofa versteckt hatte, mit lautem Gebell nach vorne stürzte.

In der gleichen Sekunde betrat eine große massige Gestalt den dunklen Raum und rief: »Herr Torwitsch, ist alles in Ordnung?«

Das Licht wurde angeknipst und im Türrahmen stand eine rundliche Frau Ende sechzig, im Morgenmantel und mit einer doppelläufigen Schrotflinte unter dem Arm.

Unter dem Schreibtisch rief Jonasch hervor: »Rosa?«

Die so Genannte bückte sich ein wenig, versuchte, unter das Möbelstück zu sehen, und erwiderte: »Sie sollten nicht alleine leben, sie sehen ja, was dann passieren kann.«

Der Schock fiel von den vieren ab, Thabo ließ das Buch sinken, der Vierbeiner stellte sein Gebell ein und während Peter Catherine seine Hand reichte, rappelte sich Jonasch auf.

Die Erleichterung war ihm anzumerken, und er stammelte dankbar: »Ach Rosa, du bist eben

nicht nur die beste Köchin des Dorfes!«

Deutschland, 13. Mai, 5.00 Uhr – auf dem Weg zur Gedenkstätte Werkstollen-C

Die erste halbe Stunde Fahrt verlief sehr schweigsam. Obwohl Jonasch Torwitsch eigentlich nicht eingeplant hatte, die anderen zu begleiten, saß er jetzt eingequetscht auf der Rückbank neben Peter Kromus. Rosa hatte ihnen noch vor ihrem Aufbruch einen starken Kaffee gemacht, nachdem sie es sich nicht hatte nehmen lassen, in Jonaschs Haus, zusammen mit Thabo, Wache zu halten. Peter hatte wieder kaum geschlafen. Er unterdrückte ein Gähnen.

Rosa hatte die Schützen nicht erkannt, sie war sich lediglich sicher, dass mindestens zwei Männer in einem Wagen davongefahren waren, und hatte dazu ihre eigene Theorie entwickelt: »Das sind doch diese Radikalen, die neuerdings überall protestieren. In was für Zeiten leben wir bloß? Wir hier haben doch auch nur das Nötigste, bei uns werden diese Extremen nichts finden.«

Auch ein Anruf bei der Polizei hatte sich erübrigt. Rosa war ganz Herr der Lage gewesen. Peter konnte sich bei dem Gedanken an die Frau ein Grinsen nicht verkneifen. Es sah so aus, als hätte Jonasch keine große Chance mehr, dem Eheleben zu entkommen.

Die Nachbarin hatte sich vor dem noch völlig geschockten »Herrn Torwitsch« aufgebaut und lautstark das weitere Vorgehen verkündet: »Die Polizei brauchen wir gar nicht erst verständigen. Die sind alle bei einer dieser Kundgebungen 50 Kilometer entfernt. Wie immer rechnen die mit Krawallen. Ich werde meinen Bekannten anrufen, der kann die Reparaturen am Haus übernehmen. Ich kann da bestimmt einen guten Preis aushandeln. Außerdem spreche ich mit ein paar Leuten. Ich sage ja schon lange, dass wir uns besser organisieren müssen. Wenn das so weitergeht, dann haben wir hier bald einen Bürgerkrieg.«

Jonasch hatte beschwichtigend gesagt: »Ich hoffe doch nicht, dass es so weit kommen wird. Sicher werden die Politiker dem Volk nachgeben. Die werden nicht ewig die Probleme ignorieren können … Wenn Sie sich um das Haus und meinen Hund kümmern könnten, wäre ich Ihnen jedenfalls sehr dankbar. Ich muss nämlich mit meinen Freunden ein paar Tage verreisen. Wenn ich zurück bin, dann werden wir beide schön ausgehen. Was halten Sie davon?«

Rosa schien zwar von der Vorstellung, dass ihr Herzblatt verreisen wollte, nicht sonderlich angetan, aber die Verabredung, die dafür am Ende winkte, konnte die Dame dann doch versöhnen. So waren sie aufgebrochen.

Peter rutschte ein wenig unruhig auf seinem Platz hin und her. Er hatte Fragen an Jonasch, wusste aber nicht, ob es der richtige Zeitpunkt war, sie zu stellen. Thabo fuhr den Wagen, Catherine war auf dem Beifahrersitz eingenickt. Jonasch hatte Peters verstohlene Blicke bemerkt. Er mochte den Jungen und er schätzte ihn für seinen Einsatz. Ein anderer hätte sicher, angesichts der Gefahr, die Finger von der ganzen Sache gelassen. Das war auch der Grund, warum Jonasch sich nach gestern Nacht entschieden hatte, die anderen zu begleiten. Erst nach den Schüssen war ihm klar geworden, wie wahrhaftig die Bedrohung tatsächlich war. Irgendwer fühlte sich durch Thabos und Peters Recherchen bedroht. Die beiden Männer waren auf dem richtigen Weg und er würde so gut helfen, wie er konnte.

Leise, um Catherine nicht zu wecken, sagte er: »Sie haben etwas auf dem Herzen, oder?«

Peter wusste nicht, wie er es ausdrücken sollte, deshalb suchte er ein wenig unbeholfen nach Worten: »Ich habe in den letzten Tagen das Gefühl, dass jede Frage, die ich stelle, hundert weitere aufwirft. Und wenn ich Antworten bekomme, dann machen diese mir Angst. Ich weiß nicht mehr,

was ich glauben soll. Meine Welt war eine Welt, in der das Dritte Reich ein Teil der vergangenen Geschichte war. Ein abgeschlossenes Kapitel. Nun sagen Sie, es gibt Nachkommen, die sich neu organisieren, die jahrzehntelang darauf gewartet haben, wieder zuzuschlagen – das klingt so … absurd.«

Jetzt war es raus, und Peter hoffte, dass er den alten Mann nicht beleidigt hatte.

Aber Jonasch war nicht verstimmt, als er antwortete: »Sie haben einen interessanten Punkt angesprochen. Ich habe mich in meinem langen Leben oft gefragt, wieso auf dieser Welt immer wieder schlimme Gräueltaten geschehen. Und ich denke, durch das Unrealistische, ja das Absurde, das diesen nunmal anhaftet, glaubt im Vorfeld niemand daran, dass sie tatsächlich passieren können. Deshalb wird meist auch zu spät etwas unternommen. Die Geschichte ist voll von Beispielen, auch die jüngste. Heute halten wir es für absurd, dass es eine Gruppe Fanatiker gibt, die die Macht an sich reißen will. Und morgen stellen wir uns die Frage, warum diese Diktatoren von niemanden aufgehalten wurden.« Jonasch seufzte und zuckte mit den Schultern.

Thabo gab vorne ein leises »Da haben Sie recht« zur Antwort und auch Peter nickte und sagte: »Wenn man es so betrachtet … Aber was die Nazis angeht, da weiß man doch, mit wem man es zu tun hat! Glauben Sie wirklich, dass man die nicht massiv bekämpfen würde?«

Jonasch blickte traurig zu seinem Gesprächspartner: »Definieren Sie bitte massiv.«

Peter sah ihn mit großen Augen an, aber der alte Mann fuhr schon fort, dieses Mal gereizt: »Wissen Sie eigentlich, wie viel von dem, was die Zwangsarbeiter in den KZs machen mussten, dazu gedient hat, neue Technologien zu entwickeln? Und dass diese nach dem Krieg von den Alliierten einfach übernommen und weiterentwickelt wurden? Wissen Sie eigentlich, dass der Mann, der die ›V2‹ entwickelt hat, später ein hohes Tier bei der NASA war? Seine Entwicklung brachte die Amerikaner auf den Mond.«

Peter hatte das nicht gewusst. Jonasch schnaufte, er hatte sich hinreißen lassen. Er blickte entschuldigend zu dem jungen Deutschen und sagte: »Tut mir leid. Ich habe mir immer den Luxus erlaubt, Gerechtigkeit zu fordern. Etwas, das gezwungenermaßen zu Enttäuschungen führt.«

Kurz schwiegen die beiden, dann fasste sich Peter ein Herz und sagte: »Wäre es sehr unverschämt, Sie zu bitten, mir mehr über das zu erzählen, was damals vor sich gegangen ist? Ich denke, Gerechtigkeit kann man am besten fordern, wenn man die Fakten kennt. Sagt zumindest mein Vater, und der ist immerhin Anwalt«, dann drehte er den Kopf und sah Jonasch an: »Sagen Sie ihm aber niemals, dass ich ihn zitiert habe, das würde ihn nur zu einem selbstgefälligen Grinsen verleiten.«

Jonasch musste nun lachen. Thabo, der das Gespräch der beiden verfolgt hatte, mischte sich ein: »Wir sollten an einer Raststätte anhalten und frühstücken. Dabei können Sie uns mehr erzählen.«

Die Raststätte war zwar nicht gemütlich, dafür aber leer. Das hatte den Vorteil, dass die vier ungestört, an einem Tisch in der Ecke, ihr Gespräch führen konnten.

»Es ist nicht ganz einfach, über diese Dinge zu sprechen«, fing Jonasch mit seinen Ausführungen an und tupfte sich mit einem Taschentuch über die Stirn. »Es gibt keine Worte, die dem Grauen dieser Zeit gerecht werden würden. Alles, was man sagen kann, reicht nicht aus … Wo soll ich also anfangen?« Der alte Mann schluckte schwer.

»Wir werden es nicht noch einmal geschehen lassen!«, sagte Catherine sanft und legte ihm eine Hand auf den Arm.

Jonasch blickte sie dankbar an und nickte. Dann räusperte er sich und sagte: »Ihr braucht Informationen – man muss seine Gegner kennen!«

Der alte Mann straffte seinen Oberkörper, räusperte sich noch einmal und begann: »Die Daten über Werkstollen-C sind nicht besonders umfangreich. Deshalb sollten wir über Mittelbau-Dora sprechen, damit ihr es besser versteht.«

Er sah von Thabo zu Peter.

Beide nickten und Jonasch fuhr fort: »Im August 1943 wurde in Thüringen das Konzentrationslager Mittelbau-Dora errichtet, später entstanden noch zahlreiche Außenlager. Ein ganzer Komplex war da aus dem Boden gestampft worden und mit ihm unendliche Qualen und Grausamkeiten für die Gefangenen. Offizielle Quellen sprechen von 60.000 Zwangsarbeitern, die diese Hölle ertragen mussten, mehr als 20.000 starben dort. Ihr solltet wissen, dass die Nazis beschlossen hatten, ihre Raketenproduktion untertage zu verlegen, um so vor Luftangriffen geschützt zu sein. Die Engländer hatten denen nämlich ihren Produktionsstandort in Peenemünde weggebombt. Man muss sich das vorstellen, innerhalb kürzester Zeit musste eine riesige Produktionsstätte in den Fels gehauen werden. Das war dort wie in einer kleinen Stadt. Die Slums für die Zwangsarbeiter, wo sie elendig verreckt sind, und die modernen Produktionshallen und Forschungsbüros für die Herren ›Linientreu‹. Der Betreiber der Anlage war die Mittelwerk GmbH. Schön ordentlich mit Eintrag im Handelsregister und so weiter.«

Catherine nickte und ergänzte: »Das war richtig betriebswirtschaftlich organisiert. Die haben übrigens auch mit privaten Zulieferbetrieben gearbeitet.«

Jonasch bestätigte Catherines Worte und fuhr fort: »Die Arbeiten am Werkstollen-C begannen später. Bis heute hat man nicht abschließend klären können, warum dieser zusätzlich errichtet wurde. Man vermutet einfach, dass die Raketenforschung und Produktion ausgeweitet werden sollten und die Nazis, nach der Bombardierung von Peenemünde, sozusagen als Vorsichtsmaßnahme, alternative Produktionsstätten schaffen wollten.«

Jonasch schwieg kurz, dann fuhr er gequält fort: »Jedenfalls gibt es keine Zweifel, was Mittelbau-Dora betrifft.«

»Erzähl ihnen von den Waffen!«, warf Catherine ein.

Jonasch nickte und sprach weiter: »Eine große Rolle in Mittelbau-Dora spielten die ›V-Waffen‹. Das ›V‹ steht übrigens für ›Vergeltungswaffe‹, nun, ich denke, uns ist allen klar, dass das Wort ›Vernichtungswaffe‹ ehrlicher wäre.«

»Aber was war jetzt das Besondere an diesen Waffen? Die anderen Nationen hatten doch sicher auch Vergleichbares, oder?« Peter war sehr konzentriert.

»Eben nicht«, sagte Jonasch, »das war, oder ist, der Punkt. Die Technologien der Nazis waren teilweise den anderen Nationen voraus, um nicht sogar zu sagen, sie waren denen der anderen überlegen. Nehmen wir nur die V2, der offizielle Name war übrigens ›Aggregat 4‹. Die V2 war die erste Großrakete der Welt, die mit einem Flüssigkeitstriebwerk funktionierte.«

Als er die fragenden Gesichter seiner Zuhörer sah, führte er weiter aus: »Na, stellt euch eine Silvesterrakete vor, die saust in die Höhe, hat eine kurze Flugbahn und fällt vom Himmel wie Vogelexkremente. Das liegt daran, dass sie mit Pulver angetrieben wird. Ist das Pulver verbraucht, war's das. Die ›V2‹ wird mit flüssigem Treibstoff versorgt, der aus einem Tank in der Rakete über einen langen Zeitraum zugeführt wird. Das erweitert die Flugstrecke enorm. Außerdem verfügte sie über eine Steuerung. Das Ding wurde geradewegs durch den Weltraum auf sein Ziel abgeschossen. Immerhin war sie 14 Meter hoch und wog um die 13 Tonnen. Wenn man jetzt bedenkt, dass sie mit über 700 Kilo Sprengstoff bepackt war und viel zu schnell unterwegs gewesen ist, als dass man sie hätte abschießen können, dann weiß man, welche Macht die Nazis damit in den Händen hielten.« Jonaschs Hände zitterten leicht. Er dachte wieder an die Tage in

dem Stollen.

Peter verdaute das Gehörte und erinnerte sich an das, was Jonasch vorhin im Auto gesagt hatte: »War das also der Vorläufer der Mondrakete?«

Jonasch runzelte die Stirn: »In der Tat, die V2 ist sozusagen die Mutter aller modernen Raketen.«

Thabo hakte nach: »Aber den Krieg haben die Nazis damit trotzdem nicht gewonnen …«

»Nein, weil sie es erst gegen Kriegsende mehr oder weniger geschafft hatten, die Waffe funktionsfähig zu machen. Dann fehlten, Gott sei Dank, die Zeit und das Material zur weiteren Massenproduktion«, Jonasch bekam plötzlich eine Gänsehaut und auch die anderen mussten diesen Gedanken erst einmal verarbeiten. »Und wenn es ihnen auch noch gelungen wäre, die V1 weiter zu entwickeln und in noch größeren Mengen herzustellen, dann würden heute vielleicht große Teile Europas im Stechschritt marschieren.«

Peter kramte in seinem Gedächtnis. Die Begriffe hatte er schon gehört, aber was nun der Unterschied zwischen einer V1 und V2 war, das wusste er nicht. Unsicher setzte er an: »Und die V1 war auch eine Rakete?«

»Viel zu einfach ausgedrückt. Die V1, offizieller Name ›Fieseler Fi 103‹, war der erste Marschflugkörper der Welt. Eine mächtige Waffe, deren Nachfolger sich heute der allergrößten Beliebtheit erfreuen.« Jonasch verzog verächtlich den Mund. Dann sah er in Peters fragendes Gesicht und sagte: »Kennen Sie den Begriff ›ballistische Kurve‹?« Peter schüttelte den Kopf. Der alte Mann nahm eine der Papierservietten aus dem Spender und kritzelte etwas mit einem abgekauten Bleistift, den er in seiner Hemdtasche fand, darauf.

»Sehen Sie das, das ist die Flugbahn einer V2. Sie fliegt schräg nach oben, macht einen Bogen und fliegt nach unten, bis sie in ihrem Ziel einschlägt. Ein Marschflugkörper nimmt diesen Weg«, Jonasch malte eine Linie, die den Erboden darstellen sollte, auf die Serviette. Darüber kritzelte er fast parallel eine zweite. »Sehen Sie, die V1 flog beinahe flach über den Boden. Heute erkennen ›intelligente‹ Marschflugkörper sogar Bodenerhebungen, an denen sie dann dicht entlangfliegen. Jedenfalls wäre die V1 am Ende, bei voller technischer Reife, eine sehr viel präzisere Waffe gewesen als jede andere Rakete.«

»Und wurde sie denn überhaupt eingesetzt?«, Peter hatte das Gefühl, eine völlig falsche Vorstellung von dem Stand der Technik im Dritten Reich zu haben.

»Natürlich, diese Waffe wurde tausendfach gegen London abgefeuert. Glücklicherweise war sie, was die Zielgenauigkeit anging, nicht exakt. Die Engländer haben dann noch mit fingierten Funksprüchen versucht, die Deutschen in die Irre zu führen. Geschah ein Einschlag in einem unbewohnten Gebiet, dann gaben sie über Funk zum Beispiel durch, dass das Stadtzentrum von London getroffen worden wäre. So war es für die Deutschen schwierig, die Treffgenauigkeit zu analysieren. Die englischen Jagdbomber hatten zudem eine Technik entwickelt, die V1 während des Flugs zu drehen und damit zum Abstürzen zu bringen.«

»Sie haben eine Rakete im Flug gedreht? Donnerwetter!«, Thabo war beeindruckt.

»Ja«, sagte Jonasch, »wenn sie sie von hinten abgeschossen haben, waren die Trümmer, die ihnen dann entgegen kamen, eine Gefahr. Deshalb musste eine andere Lösung her. Da die V1 im Vergleich zur V2 klein, etwa 7 Meter lang, und langsam war und ungefähr die Form eines Segelfliegers hatte, konnte man sie, wenn man sie seitlich unterflog, mit der Tragfläche des eigenen Flugzeuges anstoßen, damit sie sich drehte. So wurde sie letztendlich zum Absturz gebracht.« Er seufzte laut: »Trotzdem haben zu viele ihr Ziel erreicht.«

»Wer weiß, was damals noch alles entwickelt wurde? Vielleicht haben es die Nazis versteckt

oder außer Landes gebracht, sodass es nach dem Krieg unentdeckt blieb?« Peter sprach aus, was alle dachten, und die Explosionen am Europaflughafen erschienen bedrohlicher denn je.

Kapitel 6

Tagebucheintrag, November 1943

Wegen der Angriffe auf Peenemünde soll ein Teil der Produktion der V-Waffen in den Komplex »Werkstollen-C« verlegt werden. Der Sonderbeauftragte Kammler regte an, dass unser Projekt ebenfalls in die unterirdischen Anlagen umziehen soll. Da Kammler bereits in der Vergangenheit großartige Arbeit geleistet hat, sehe ich dem Umzug gelassen und mit Freude entgegen! Wir sollen bis spätestens Mitte 1944 aus der Wewelsburg ausgezogen sein. Ich muss jedoch schon heute mit der Planung beginnen, da der Reichsführer-SS dem Projekt nur wenige Tage Stillstand zugesprochen hat. Die ersten Begehungen und Besprechungen vor Ort fanden bereits statt …

Deutschland, 13. Mai 2017, später Vormittag – Gedenkstätte Werkstollen-C

Die Fahrt war Peter ewig vorgekommen. Mehrfach hatte er seinen Rucksack kontrolliert und umgeräumt. Als sie nun vor dem für Besucher geöffneten Stollen standen, war er in einer eigenartigen Stimmung. Der Werkstollen-C war vor zwei Jahren teilweise freigelegt worden und man hatte eine Gedenkstätte mit kleinem Museum errichtet. Der Ort und seine grausame Vergangenheit lösten bei ihm ein Gefühl der Hilflosigkeit und Trauer aus. Gleichzeitig hatte ihn aber auch das Jagdfieber gepackt – für Peter stand fest, dass sie auf der richtigen Spur waren.

Auch Thabo hatte vorhin im Auto keinen Zweifel daran gelassen, dass er sicher war, dass diese rätselhaften Explosionen auf dem Europaflughafen etwas mit den Nazis zu tun haben mussten, egal, wer letztendlich als Drahtzieher dahintersteckte. Peter Kromus hoffte inständig, dass sie, mit Jonasch Torwitschs Hilfe, an diesem Ort etwas über dieses Glockensymbol mit dem Pfeil herausfinden würden.

Catherine hatte sich bei Jonasch untergehakt. Sie spürte die Anspannung ihres alten Freundes und wusste, wie viel Überwindung ihn dieser Gang kostete.

»Wir sollten hineingehen, sonst fallen wir nur unnötig auf«, trieb Thabo seine Begleiter zur Eile an. Nach den Ereignissen der vergangenen Stunden wollte er sich nur so kurz wie nötig auf offenem Gelände aufhalten. Er war sich sicher, dass ihre Gegner sie bereits seit dem Elsass verfolgten. Vielleicht war Peters deutscher Mietwagen doch zu auffällig gewesen. Offensichtlich wussten sie, dass Catherine bei ihnen war und natürlich auch von Jonaschs Beteiligung – das hatte der Anschlag von gestern deutlich gezeigt. Je schneller sie hier wieder wegkämen, desto besser.

Ein Mitarbeiter der Gedenkstätte winkte sie freundlich durch den Eingang und gab ihnen einen Plan der Anlage. Peter studierte die Skizze sehr genau. In dem kleinen Prospekt waren die für die Besichtigungen freigegebenen Wege eingezeichnet, die gesperrten Bereiche waren zumindest teilweise beschriftet. Wie die anderen Besucher liefen die vier nun durch die ersten Räume. Große Tafeln gedachten der vielen Opfer der Anlage, in einem größeren Saal gab es Schaubilder über die Entwicklung des Werkstollen-C. Jonasch Torwitsch stand schwer atmend vor einer Wand, an der die Peiniger der damaligen Zwangsarbeiter abgebildet waren. Peter Kromus folgte Jonaschs Blick, der an dem Bild eines Mannes hängen geblieben war.

Peter las den Text unter dem Porträt: »Hans Kammler, Waffen-SS, …«, und atmete laut aus. Als

er zur Seite sah, trafen sich sein und Jonaschs Blick.

Der alte Mann nickte leicht mit dem Kopf und sagte fast flüsternd: »Einer der Schlimmsten …«

Thabo befürchtete, dass die Erinnerungen für Jonasch zu viel werden würden, und blickte sich schnell um. Etwas abseits sah er einen Durchgang über dem »Telefonzentrale« zu lesen war.

Deshalb sagte er: »Sie sollten mit Catherine dort drüben auf uns warten.«

Die Französin warf dem Südafrikaner einen dankbaren Blick zu und schob Jonasch sanft in den gegenüberliegenden Raum. Die Nüchternheit des alten Büros, in dem es bis auf einen antiken Telefonapparat, einen Schreibtisch mit Stuhl und einigen Informationstafeln über Nachrichtenverteilung nichts weiter gab, erleichterten es Jonasch wieder, einen klaren Gedanken zu fassen.

Peter zeigte ihm den Plan. »Hier, sehen Sie sich das bitte an. Können Sie sich an irgendetwas erinnern?«

»Leider an viel zu viel …«, dann räusperte sich der alte Mann und fuhr mit seinem dicklichen Zeigefinger über das Papier.

»Hier war der Stollen mit den Schlafplätzen, der ist wohl zugänglich, und hier war eine Art Büro, in dem sich die SS-Offiziere getroffen haben«, stöhnte er – es war schwer, sich in der Anlage mit ihren vielen Nebenstollen zu orientieren.

Sie alle waren hierhingefahren, weil sich Jonasch an einen SS-Offizier erinnern konnte, der dieses Glockensymbol als Emblem auf seiner Schirmmütze getragen hatte. Und dann hatte er ihnen erzählt, dass es einen Bereich gegeben hatte, der nur von bestimmten Offizieren und Wissenschaftlern betreten werden durfte, sozusagen eine »Geheime Zone«. Dorthin hatte der damals sechsjährige Jonasch auch besagten Offizier gehen sehen. Das war ihr einziger Anhaltspunkt. Nun sollten Peter und Thabo versuchen, in diesen Bereich vorzudringen.

Wie zu erwarten, lag dieser Ort nicht in den Besucherzonen, dafür war er auch schon damals zu weit im Stolleninneren untergebracht gewesen. Der Zugang stellte also die erste Schwierigkeit dar. Das zweite Problem war, ob sie überhaupt noch etwas finden würden nach all den Jahren. Sowohl die Westalliierten als auch später die Russen hatten die Anlage sicher gründlich durchsucht, bevor sie die Eingänge gesprengt hatten. Thabo und Peter hatten sich davon nicht abschrecken lassen und darauf bestanden, es wenigstens zu versuchen.

Jonasch strengte erneut sein Gedächtnis an, wieder fuhr er mit seinem Finger über die dürftige Karte. Er brummte kurz, dann kam Stück für Stück die Erinnerung zurück.

Erleichtert blickte er zu Peter und sagte: »Sehen Sie diesen Nebenstollen? Sie müssen in diese Richtung«, dann kramte er die Serviette aus der Raststätte aus seiner Hosentasche und zeichnete auf der Rückseite eine provisorische Karte, »etwa fünfhundert Meter, dann kommt ein zweiter Stollen, dann sollten Sie auf einen Gang stoßen. Damals war der Zugang zu dieser ›Geheimen Zone‹ nur über eine doppelflügelige Stahltür möglich. Eine rot lackierte Stahltür …«

Peter betrachtete den Plan und prägte sich die Ausführungen von Jonasch ein. Sie mussten ein ganzes Stück tiefer in den Berg, als er vermutet hatte. Instinktiv griff er erneut zu seinem Rucksack. Niemals hätte er sich träumen lassen, dass ihm seine Urbexer-Erfahrungen einmal so nützlich sein könnten. In der Maginot-Linie hatten sie ihm sogar das Leben gerettet.

Er wandte sich an Thabo: »Wir sollten los.«

Der Südafrikaner nickte und spähte in den Gang, dann lächelte er Catherine aufmunternd zu: »Sie bleiben am besten hier. Dieser Raum wird sicher nicht so viele Besucher anziehen, damit sind Sie ungestört und fallen nicht auf. Es scheint so, als wäre gerade eine größere Reisegruppe angekommen. Ein guter Moment, unbemerkt hinter die Absperrungen zu gelangen.«

Peter nickte. Im Vorbeigehen drückte er kurz Jonaschs Arm und zwinkerte ihm zu.

Die Absperrung hatten sie mühelos überwunden. Heikler war es, an dem Personal im angrenzenden Bereich vorbeizuschleichen. Peter hätte beinahe der Schlag getroffen, als er einem Mann in dunklem Anzug direkt in die Arme lief. Glücklicherweise handelte es sich aber bei dem Fremden nur um einen Besucher, der sich verlaufen hatte. Er konnte ihm schnell den Weg zurück erklären und damit stand für den Verirrten fest, dass Peter, mit seiner Sachkenntnis der Örtlichkeiten, ein Mitarbeiter der Gedenkstätte sein musste. Zum Glück blieben weitere Zwischenfälle dieser Art aus, und die beiden Männer erreichten unbehelligt den alten Stollen, der sie zu der roten Stahltür führen sollte.

Sie waren jetzt bereits seit zwanzig Minuten unterwegs. Es war kalt, feucht und sehr dunkel. Peter hatte in seiner Ausrüstung stets eine leistungsstarke LED-Taschenlampe. Eine sehr teure Anschaffung, die er ohne vernünftige Überlegung getätigt hatte und zu der er sich heute beglückwünschte. Der Stollen machte erneut einen Bogen und die Männer kamen abrupt zum Stehen.

»So ein Mist«, entfuhr es Peter. Wie hypnotisiert sahen Thabo und er an dem Geröllberg empor, der bis zur Decke reichte.

»Wie zum Teufel sollen wir daran vorbeikommen?« Der Südafrikaner rieb sich den kalten Schweiß von der Stirn. Er hasste die Dunkelheit und die Enge in dem Stollen. Er wäre am liebsten auf der Stelle umgekehrt. Der junge Deutsche hingegen schien in seinem Element. Schon tastete er mit seiner starken Lampe die Stollenwände und die Decke ab. Irgendwo tropfte Wasser und Thabo hatte das Gefühl, dass soeben etwas an seinem Hosenbein gezogen hatte. Wieder ließ Peter den Lichtkegel über den Geröllberg kreisen.

»Hier, halte das, ich will ein Stück nach oben klettern«, damit drückte Peter Thabo den Rucksack in die Hände und ließ den Südafrikaner im Dunkeln zurück. Der Deutsche schien den Steinhaufen mühelos zu erklimmen und man konnte gelegentlich das Geräusch von sich ablösendem Geröll hören. Thabo hatte das Gefühl, schon seit Stunden in der Kälte zu stehen, als sich das Taschenlampenlicht endlich wieder den Berg herunterbewegte.

Mit einem Satz landete Peter neben seinem Begleiter auf dem Boden. »So müsste es gehen«, sagte er vergnügt und fing an, in seinem Rucksack zu kramen.

»So müsste was gehen?«, fragte Thabo misstrauisch. Er hatte die schlimmsten Befürchtungen und die wurden auch tatsächlich bestätigt.

»Wir haben Glück, da oben gibt es einen alten Luftschacht. Wenn alles gut läuft, können wir so den Erdhügel umgehen und kommen ziemlich genau an unserem Zielpunkt heraus.« Peter hantierte weiter an seinem Rucksack und fand ein Paar Handschuhe.

Thabo Zuma traute seinen Ohren nicht: »Sag mir bitte, dass du mit Luftschacht eine Tür meinst, durch die wir hindurchgehen können, und nicht einen sargähnlichen Kasten in der Wand, der immer schmaler wird. Ein Loch, in dem man zum Schluss festsitzt wie der Korken in einer Flasche!«

Peter unterbrach verblüfft seine Vorbereitungen. Er konnte das Gesicht seines Freundes zwar nicht sehen, aber die leichte Panik in Thabos Stimme war ihm nicht verborgen geblieben. Offensichtlich schien sein Partner Probleme mit engen Räumen zu haben. Eine Eigenschaft, die momentan wenig hilfreich war.

Das Erste, was Peter einfiel, war die Frage: »Aber du bist doch beim Geheimdienst?«

Ein Einwurf, der Thabos Laune nicht gerade verbesserte: »Und deshalb muss ich gleich

Superkräfte haben? Herrgott, beim Geheimdienst muss man vor allem denken. Die Fähigkeit, sich in 1 auf 1 Meter großen, luftleeren Kästen aufzuhalten, ist, auch wenn sich hartnäckig das Gerücht hält, es wäre anders, nicht Einstellungsvoraussetzung.«

Peter musste grinsen. Thabo konnte sein Gesicht in der Dunkelheit nicht sehen, ahnte aber dessen Reaktion und fügte noch hinzu: »Kein Grund überheblich zu werden!«

Unter anderen Umständen hätte Peter den Südafrikaner noch ein wenig aufgezogen, aber dafür war jetzt keine Zeit. Er musste seinen Freund in den Luftschacht bewegen. Also brachte er sein ganzes diplomatisches Geschick auf und sagte beruhigend: »Keine Sorge, so eng wird das nicht und wir haben auch nur ein kurzes Stück vor uns.« Damit hielt er Thabo Kletterhandschuhe hin: »Zieh die über, für alle Fälle.«

»Was für Fälle?«, fragte der Südafrikaner unwirsch, »und was heißt, so eng wird es nicht? Wie eng denn dann?«

Peter ignorierte Thabos Fragen und leuchtete mit der Lampe nach oben: »Dort müssen wir hin, da ist der Luftschacht.«

Damit begann er erneut, den Geröllhügel zu erklimmen, sein Freund hinterher.

Oben angekommen, sah Thabo den Gitterrost, der den Zugang zu besagtem Luftschacht versperrte, und stöhnte: »Wir werden stecken bleiben.«

Wieder ignorierte Peter seinen Freund und zerrte stattdessen an dem Gitter, das sich mühelos entfernen ließ. Er leuchtete mit der Lampe in die Röhre und dachte: *Das wird Thabo nicht gefallen*, denn vor ihnen lag ein dunkler schmaler Schlund.

Peter wollte sich schon hineinhieven, als der Südafrikaner ihn an der Schulter antippte: »Lass mich zuerst gehen.«

Thabo hatte zwar einen echten Widerwillen in dieser Enge herumzukriechen, aber nichtsdestotrotz war er hier, um zu ermitteln, quasi als Vertreter seines Landes. Er musste sich zusammenreißen, keinesfalls wollte er sich der Verantwortung entziehen. Sollte es in diesem Luftschacht eine Gefahr geben, dann war es seine Pflicht, den Deutschen davor, so gut er konnte, zu schützen.

Peter wollte schon abwehren, aber Thabo setzte noch einmal nach und sagte: »Wenn ich stecken bleibe, kannst du mich wenigstens an den Füßen wieder herausziehen.«

»Also gut«, sagte Peter und die Männer tauchten hintereinander in die Röhre.

Mühsam robbten sie durch den blechernen Tunnel. Es schien, als würden sie leicht bergauf kriechen. Thabo hatte eine kleine Kopflampe, die der Deutsche ebenfalls als Notausrüstung in seinem Rucksack mitführte, auf der Stirn sitzen. Das Licht dieser Lampe verursachte bizarre Schattenspiele, jedes Mal, wenn er sich bewegte. Peter war angespannt. Ungeduldig hoffte er, dass endlich der nächste Gitterrost vor ihnen auftauchen würde. Aber nichts geschah, sie mussten weiterkriechen. Wieder folgte der Schacht einer längeren Kurve.

Thabo versuchte, sich ein wenig auf die Seite zu rollen und nach hinten zu rufen: »Ich glaube, da vorne …«, als ein lauter knarzender Ton Peter das Adrenalin durch den Körper pumpte.

Es blieb ihm keine Zeit für einen Warnruf. In der Sekunde, in dem das hinterhältige Geräusch an seine Ohren drang, war es auch schon zu spät. Der Luftschacht brach durch. Als wäre er von einer scharfen Säge zerteilt worden, zersprang er einfach in zwei Hälften. Peter konnte ein ohrenbetäubendes Krachen hören, als der vor ihnen liegende Teil des Luftschachtes in die Tiefe stürzte.

»Thabo!«, schrie er und versuchte vorsichtig ein Stück voranzukriechen. Er konnte den Südafrikaner nicht sehen und schrie erneut nach seinem Freund, dabei griff er an seinen Gürtel

und fingerte nach seiner Taschenlampe. Hektisch leuchtete er nach vorne und hörte zu seiner Erleichterung Thabos Stimme: »Peter!«

Dann sah er den Südafrikaner an der Stollenwand hängen. Verzweifelt versuchte er, mit den Füßen Halt zu finden, offensichtlich war er aus dem Schacht geschleudert worden. Ein Felsstück an der Wand stand hervor, aber Thabo hatte keine Möglichkeit, sich daran hochzuziehen. Peter beeilte sich, vorwärts zu kommen, was nicht einfach war, da der verbliebene Teil des Schachtes, in dem er sich befand, sehr instabil war. Der Luftschacht war nicht in den Berg hineingebaut, sondern mit Trägern an der Stollenwand befestigt worden. Einige der Träger hatten sich nun unter dem Gewicht der Männer gelöst und so war es, als würde man nur noch von dünnen Fäden gehalten werden. Bei Peters nächster Bewegung antwortete das Röhrenstück sofort und gab ein wenig nach. Thabo schrie auf und Peter gelang es nur mit Mühe, sich mit den Beinen an den Seitenwänden abzustützen, um nicht abzurutschen und in die Tiefe zu stürzen.

Die Röhre stabilisierte sich wieder und Peter wagte es zu sprechen: »Beweg den Kopf und sag mir, was du siehst«, forderte er Thabo, der immer noch die Kopflampe trug, auf.

Dieser keuchte und klammerte sich verzweifelt an den Fels, dann blickte er nach unten: »Das ist tief, sehr tief, ich sehe den Boden nicht.«

Peter überlegte fieberhaft, was er tun könnte. Die Kopflampe von Thabo war nicht gerade von bester Qualität, hatte keine große Reichweite. Vielleicht war es gar nicht so tief? Andererseits hatte er noch das Krachen im Ohr – das hatte durchaus nach Tiefe geklungen.

Wieder hörte er Thabos Stimme: »Geh langsam zurück, bevor alles abstürzt. Geh, solange dieses Ding dich noch hält.«

Peter robbte noch ein Stück weiter nach vorne und leuchtete mit seiner Lampe in die Dunkelheit, gleichzeitig antwortete er Thabo: »Du siehst zu viele Filme. Im wirklichen Leben muss nicht immer gleich ein Menschenopfer gebracht werden, wenn der Held in einer brenzligen Situation steckt.«

Er hatte einen Weg entdeckt und sagte: »Fünf Sekunden, dann ist es vorbei.«

Wieder ächzte Thabo und stellte sich stumm die Frage, ob Peter sein Leben meinte, diese unglückselige Kletterpartie oder beides.

Peter war jetzt an der Stelle angelangt, an der der Luftschacht abgerissen war. Sein Freund baumelte etwas tiefer links an der Stollenwand. Über ihm ragte ein Träger aus dem Felsen. Wenn es ihm gelang, diesen zu fassen, dann konnte er den Vorsprung, an dem Thabo hing, erreichen und seinen Freund hochziehen. Peter holte tief Luft, leuchtete auf sein Ziel, schätzte die Entfernung ab, steckte die Taschenlampe in die Innentasche seiner Jacke, stieß sich ab und sprang. Als seine Hände den Träger umklammerten, hatte er das Gefühl, sein Herz würde vor Erleichterung einen kleinen Trommelwirbel vollführen. Dann hörte er, wie der verbliebene Luftschacht, in dem er sich gerade noch befunden hatte, in die Tiefe stürzte. Thabo schrie, eine Sekunde später landete Peter mit einer eleganten Bewegung auf dem Vorsprung und zog ihn nach oben.

Kurz sahen sich die beiden Männer in die Augen, dann sagte Peter: »Unterschätze nie wieder die Bedeutung von Barrenturnen.«

Thabo stutzte kurz, dann musste er laut lachen und schloss seinen Freund vor Dankbarkeit in die Arme.

Der Abstieg war alles andere als einfach. Peter hatte kurz überlegt, weiter nach oben zu klettern, aber angesichts der Tatsache, dass er nicht die leiseste Ahnung hatte, was ihn dort noch erwarten würde, hielt er den Abstieg für klüger. Da sie nur ihre Lampen als Lichtquellen hatten, war eine

zügige Kletterei unmöglich. Gott sei Dank bot die Stollenwand genug Halt.

Als sie endlich unten ankamen, sagte Thabo: »Ich würde jetzt eigentlich den Boden küssen, wenn ich nicht befürchten müsste, eventuell eine intime Begegnung mit einer Rattenschnauze zu haben!«

Peter war ebenfalls froh wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, allerdings musste er seinem Freund etwas die Laune verderben: »Vielleicht solltest du erst unter freiem Himmel an das Küssen denken. Wir haben nämlich ein weiteres Problem …«

Thabo stöhnte. Im Dunkeln schlug er sich mit der Hand auf die Stirn: »Lass mich raten! Uns fehlt der Rückweg?«

Der Deutsche nickte, als Thabo ihn mit der Stirnlampe anstrahlte. Dann schaute er auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Ähnlich wie bei der Taschenlampe hatte er für den Zeitmesser ein kleines Vermögen bezahlt. Seine damalige Freundin hätte das Geld wohl lieber in einen Verlobungsring investiert gesehen, aber das war ihm erst klar geworden, als sie ihm seinen Rucksack vor die Tür gestellt hatte. Er wäre ein Kind ohne Verantwortungsgefühl, hatte sie gesagt. Nun wusste Peter, dass die Uhr die richtige Entscheidung gewesen war.

»Ich denke, wir sollten trotzdem versuchen, diese rote Stahltür zu finden. Vielleicht gibt es von dort einen Weg nach draußen«, Thabo war jetzt froh, dass Catherine und Jonasch als Rückendeckung dabei waren. Sollten sie nicht wieder an die Oberfläche kommen, würden die beiden mit Sicherheit etwas unternehmen.

Peter sah die Angelegenheit ähnlich und meinte: »Wir müssten ganz in der Nähe sein, versuchen wir unser Glück.«

Die beiden Männer marschierten los und schon nach wenigen Metern fanden sie eine große doppelflügelige Tür aus Metall. Peter leuchtete sie ab, und tatsächlich fanden sich noch einige rote Lackflecke darauf. Quietschend ließ sich ein Flügel des Stahltors öffnen.

»Das war zu einfach, da werden wir wohl nichts finden«, bemerkte Thabo wenig zuversichtlich.

Aber Peter ließ sich nicht beirren und leuchtete in den Raum. Im ersten Moment war er enttäuscht. Der Raum war relativ groß, in der Mitte stand ein alter Konferenztisch mit Stühlen, der Platz für ungefähr zwanzig Leute bot. Die Wände waren kahl bis auf einen alten Telefonapparat, der dem in dem Raum glich, in dem sich gerade Catherine und Jonasch aufhielten. Langsam glitt der Lichtstrahl an der Wand entlang.

»Nichts«, flüsterte Peter, dann räusperte er sich und fuhr mit normaler Stimme fort: »Vielleicht fanden hier einfach nur geheime Besprechungen statt. Vielleicht haben die, die sich hier trafen über unser Symbol oder über das, was es bedeutet, gesprochen, aber …« Peter stockte – am Ende des Raumes hatte er für eine Sekunde geglaubt eine Erhebung an der Wand zu sehen.

»Los, komm schnell, hier ist wieder eine Tür«, rief er und öffnete bereits den Flügel einer weiteren gewaltigen Stahltür. Thabo eilte zu ihm und wäre beinahe über einen am Boden liegenden Stuhl gestürzt.

Vor den Männern lag ein kurzer, sehr breiter Gang, der zu einem 2 auf 2 Meter großen Rolltor führte, in dem eine Tür eingelassen war, auf der man noch den Rest einer Aufschrift erkennen konnte – vermutlich hatte dort einmal »Streng geheim! Zutritt verboten!« gestanden.

»Klingt doch wie eine Einladung«, sagte Peter und rüttelte an der Tür, die sich erst nach erheblichem Kraftaufwand öffnen ließ.

»Mein Gott, was zum Teufel haben die hier gemacht?«

Thabo stand jetzt neben ihm und folgte dem Licht der Lampe. Hinter dem Tor verbarg sich ein

gewaltiger Raum, der mühelos als Sporthalle hätte dienen können.

Thabo pfiff anerkennend: »Das sollten wir uns näher ansehen.«

Langsam bewegten sich die Männer vorwärts, doch die Halle schien leer.

»Falls es hier jemals etwas zu finden gab, dann ist es schon lange weg«, seufzte Peter.

Mittlerweile hatten sie den Raum durchschritten. Die Deckenhöhe schätzten die beiden auf mindestens fünf Meter.

»Eigentlich sollte uns die Größe nicht überraschen, schließlich hat uns Jonasch ja gesagt, was für einen Umfang diese V2 gehabt hat«, bemerkte Thabo.

Peter lief jetzt dicht an der hinteren Wand entlang und fuhr mit einer Hand über das Mauerwerk. Er hatte den Kommentar wohl gehört, aber das Gefühl, dass sie etwas übersehen hatten, blieb. Dann erstarrte er mitten in der Bewegung …

»Was ist?«, fragte Thabo neugierig.

Peter stieß hörbar die Luft aus, als er antwortete: »Siehst du diese Vorrichtungen an der Wand? Das sieht für mich so aus, als hätte man hier irgendetwas montieren wollen.« Er tastete weiter: »Und hier«, er bückte sich, »da ist ein großes Loch.«

Thabo trat näher und leuchtete mit seiner Stirnlampe, die er mittlerweile in der Hand hielt, auf die Stelle.

»Stimmt«, auch er tastete vorsichtig die Vertiefung ab, »fühlt sich an, als würde da noch ein Stück Rohr drinnen stecken. Irgendwo hinter dieser Wand muss sich noch etwas befinden.«

Zentimeter für Zentimeter arbeiteten sich die beiden Männer weiter an der Mauer entlang. Plötzlich rief Peter: »Da, noch eine Tür!«

Wieder gelang es den beiden, diese zu öffnen, und ungeduldig betraten sie den nächsten Raum. Die Luft war hier stickiger als in der großen Halle und irgendwo quiekte etwas. Das Licht der Taschenlampe bohrte sich wie ein Suchscheinwerfer in die Dunkelheit und warf seinen scharfen Spot mal in die eine, dann in die andere Ecke. Dieses langsame Abtasten zerrte an Peters Nerven.

»Da sind Tanks, siehst du?«, bemerkte er.

Thabo lief zu der langen Reihe Stahlgefäße: »Hier hängt sogar noch ein Schlauch dran, vermutlich das Stück, das auf der anderen Seite an der Wand, in der großen Halle, herauskommen sollte.«

Der Südafrikaner berührte die Oberfläche der großen Behälter und klopfte dagegen. Ein dumpfes Dröhnen hallte durch die Stille. Sie waren also leer.

Er hatte plötzlich das Gefühl Papier zu ertasten: »Hier, da steht etwas, ein Aufkleber.«

Peter trat zu ihm und las vor: »Ein großes *N* … Das ist doch Stickstoff, oder? Wozu hatten die Nazis hier unten Stickstoff?«

Thabo zuckte mit den Schultern: »Keine Ahnung, ich weiß nur, dass das ein Kühlmittel ist.« Kurz überlegte er, dann fügte er hinzu: »Wir sollten von allem Fotos machen, so gut es eben mit den Handys geht. Vielleicht können Jonasch oder Catherine damit etwas anfangen.«

Peter begann, Bilder zu knipsen, und Thabo suchte weiter. Der Raum diente jedoch offensichtlich nur als Lager für die Stickstofftanks, mehr war nicht zu finden – die Männer wollten ihr Glück noch einmal in der großen Halle versuchen und gingen zurück.

Es war eine mühsame Arbeit, aber immerhin konnten die beiden feststellen, dass es auf dem Boden Markierungen gab, etwa zehn Meter von der Wand mit den Vorrichtungen entfernt. Diese Markierungen zogen sich über gut zwanzig Meter auf dem Untergrund entlang.

Und dann entdeckten sie es. Es war die ganze Zeit da gewesen, direkt vor ihnen auf dem Boden.

Der einst weiße Lack war an einigen Stellen aufgeplatzt, aber trotzdem war das Symbol noch gut zu erkennen: die Glocke mit dem Pfeil. Irgendwer hatte sie damals direkt in den markierten Bereich gezeichnet. Sie hatten gefunden, was sie suchten.

Peter sagte aufgeregt: »Wir sind hier also richtig!«

Thabo nickte und antwortete: »Ja, das sind wir wohl – aber ich habe immer noch keine Ahnung, was das zu bedeuten hat. Was haben die hier produzieren wollen? Eine noch größere Rakete?«

»Das ist der Punkt, das passt nicht!«, Peters Gedanken überschlugen sich. »Hier wurde ganz sicher keine Rakete aufbewahrt, denn«, und nun klang seine Stimme triumphierend, »die hätten sie niemals nach draußen gebracht.«

Thabo rempelte seinen Freund unsanft an: »Natürlich, du bist ein Genie, das hätte ich glatt übersehen. Die haben mit Mühe und Not die Stickstofftanks durch die Vorräume und Türen gebracht, aber eine Rakete? Ausgeschlossen! Die hätten sie vielleicht in der Halle produzieren können, aber um sie nach draußen zu bringen, hätte man sie wieder zerlegen müssen. Damit steht fest, dass zumindest in dieser Halle keine Raketen gebaut wurden. Also, Herr ›Schlauburger‹, was, denkst du, haben die hier gemacht?«

»Nun ich würde sagen, hier wurde ein Einbau vorbereitet, aber ich habe keine Ahnung, was hier eingebaut werden sollte und …«, setzte er scherzend nach, »wenn schon, dann Herr ›Schlauberger‹ bitte!«

Die Männer waren aufgekratzt. Sie hatten das Gefühl, einen Sieg errungen zu haben, obwohl die Entdeckungen, die sie gemacht hatten, noch keinen Sinn ergaben. Und selbst der Gedanke, sich einen neuen Rückweg suchen zu müssen, konnte ihr Hochgefühl nicht stören – Peter war dazu eine Idee gekommen. Durch die Dunkelheit tappten sie zurück zu dem großen Raum, der direkt hinter der roten Stahltür lag und in dem der Konferenztisch stand.

»Ha«, sagte Peter, »da ist es. Jetzt heißt es Daumen drücken.« Damit griff er nach dem Hörer des alten Telefonapparates an der Wand.

»Und du denkst, das funktioniert?« Weiter kam Thabo nicht, denn Peter unterbrach ihn mit einem lauten »Psst!«

»Warum dauert das so lange?«, Jonasch war unruhig, »die sind jetzt schon ewig da unten, wenn ihnen nun etwas passiert ist? Weitere sinnlose Opfer!«

Catherine legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm: »Das wird eben nicht so einfach sein. Der Junge hat gesagt, er kennt sich mit so etwas aus und Thabo … Er ist vom Geheimdienst, also wir können den beiden schon zutrauen, dass sie das hinkriegen. Mich beunruhigt mehr das Personal hier. Einer der Mitarbeiter starrt immer wieder zu uns. Wir fallen langsam auf. Kein Besucher schleicht stundenlang um einen alten Telefonapparat und einen Schreibtisch herum. Wir sollten uns unter die anderen mischen.«

Jonasch stöhnte: »Typisch Frau, man sagt euch, ihr sollt irgendwo warten, weil es dort sicher ist, und ihr beschließt einfach, den Plan zu ändern, wenn es langweilig wird. Ich …«

Weiter kam Jonasch nicht, da in diesem Moment das Telefon an der Wand ein rasselndes Geräusch von sich gab, ähnlich dem eines mechanischen Weckers. Schon erfüllte das zweite Klingeln den Raum. Der alte Jonasch Torwitsch zögerte nur eine Sekunde, dann war er auch schon bei dem Apparat und riss den Hörer von der Gabel. Catherine sah Jonaschs Gesicht und begriff sofort, dass der Anruf aus dem Stollen kam.

Peter und Thabo, dachte sie, drehte sich um und sah auch schon den Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes der Gedenkstätte, der schnurstracks in ihre Richtung lief. Die japanische

Reisegruppe, die seinen Weg kreuzte, schien auf das Geklingel offensichtlich nicht reagiert zu haben. Hinter sich hörte sie Jonasch aufgeregt sprechen. Er wiederholte mehrmals die gleichen Worte, vermutlich war die Verbindung sehr schlecht. Sie verstand nur »Fluchtturm« und »weiter in den Berg gehen«. Der Sicherheitsmann ließ ungeduldig die Japaner passieren und schaute um deren Köpfe herum in Catherines Richtung. Fieberhaft überlegte sie, was sie tun könnte. Wenn man mitbekäme, dass sich Peter und Thabo hier illegal Zutritt verschafft hatten, würde das sicher jede Menge Ärger bedeuten. Ganz davon abgesehen, dass die, die hinter ihnen her waren, eventuell davon erfahren würden und sie so aufspüren könnten. Die Französin hörte immer noch, wie Jonasch Anweisungen gab.

Der Mitarbeiter, den der immer übersichtlicher werdende Zug von Touristen nicht mehr lange aufhalten würde, trippelte schon, wie ein Rennpferd vor dem Start, nervös auf der Stelle. Catherine sah sich hilflos um. Hektisch flogen ihre Blicke nach links und rechts, da kam ihr die Idee. Schnell kramte sie in ihrer Tasche und zog ihr Handy hervor. Gerade noch rechtzeitig, denn im nächsten Moment baute sich auch schon der junge Mann vom Personal vor ihr auf.

Höflich, aber bestimmt fragte er: »War das Ihr Handy, das da eben geklingelt hat?« Mit einem missbilligenden Stirnrunzeln sah er auf den kleinen Apparat in Catherines Hand, dann fuhr er fort: »Bitte schalten Sie Ihr Telefon aus«, und deutete mit dem Finger in Richtung der Verbotsschilder. »Eine Frage des Respekts«, setzte er ein wenig zornig nach.

Catherine ließ die Maßregelung klaglos über sich ergehen. Stattdessen stammelte sie eine Entschuldigung und steckte das Handy zurück in die Tasche. Der Mann war schon dabei zu gehen, als er Jonaschs Stimme vernahm.

Eindringlich rief dieser: »Ihr müsst den Schieber ziehen!«

Die Französin wurde blass, der Angestellte sah sie fragend an und ihr fiel nur eine Notlüge ein, deshalb sagte sie: »Mein Mann, er führt immer öfter Selbstgespräche, das Alter …«

Wie zur Bestätigung seines labilen Geisteszustandes kam Jonasch aus dem Raum gestürmt, hakte Catherine unter und rief: »Los, wir müssen gehen, die Jungs brauchen uns!«

Sie ließen einen etwas verdatterten Sicherheitsmann zurück, als sie sich davonmachten.

»Was hat er gesagt?«, fragte Thabo ungeduldig.

Peter zögerte, er versuchte sich zusammenzureimen, was ihm Jonasch da soeben versucht hatte zu erklären. Die Verbindung war alles andere als gut gewesen. Ein Wunder, dass sie überhaupt funktioniert hatte.

Er atmete einmal durch und gab Thabo dann eine Zusammenfassung: »Nun, die gute Nachricht ist, dass er sich sicher ist, dass es noch andere Ausgänge gibt.«

»Und die schlechte?«, Thabo hatte ganz automatisch diese Frage gestellt, obwohl er eigentlich keine Antwort darauf hören wollte.

Peter zögerte kurz: »Naja, wir müssen weiter in den Berg rein, aber das war ja fast klar.« Er machte eine kurze Pause, während der Thabo ein ungeduldiges »Und?« brummte.

»Wir sollen einen Notaufgang suchen, einen Fluchtturm oder so etwas und dann müssen wir vielleicht einen Schieber ziehen.«

»Du lieber Himmel, sag mir, dass du weißt, was er damit meint«, der Südafrikaner spürte die alte Panik wieder in sich aufsteigen. Das kurze Gefühl des Triumphs verflog immer mehr.

Peter ging es auch nicht besser, aber zurück konnten sie jetzt nun mal nicht mehr, deshalb sagte er: »Ich denke, ich habe eine Idee davon … Wir sollten uns auf den Weg machen, zurück in die große Halle, von dort aus *muss* es weitergehen. Jonasch meinte, die meisten Stollen waren keine

Sackgassen.«

Thabo stöhnte erneut und folgte seinem Freund. Wieder fingen sie an, die Wände der Halle abzusuchen, dieses Mal noch gründlicher. Vielleicht gab es auch hier ein Lüftungsgitter, durch das sie kriechen könnten. Eine ganze Weile suchten sie schweigend nach einem Ausgang. Die Kopflampe von Thabo fing schon an zu flackern und das Licht, das sie an die Wand warf, wurde immer trüber. Sie waren jetzt an der linken Seite der Halle und arbeiteten sich weiter vor. Peter machte einen Schritt nach vorne und hatte das Gefühl, dass sich der Klang seiner Schritte veränderte. Vorsichtig machte er erneut eine Bewegung vor und zurück.

»Hörst du das?«

Die beiden Männer leuchteten den Boden entlang und fanden schnell die Ursache für den unterschiedlichen Klang ihrer Schritte. Unter ihnen befand sich eine Bodenluke von etwa je einem Meter Länge und Breite, der Zugang war in der Dunkelheit kaum auszumachen. Die beiden machten sich daran, die Luke an einem eingelassenen Ring aufzuziehen. Das ächzende Geräusch beim Öffnen und der dumpfe Schlag, als die Metallplatte nach einiger Anstrengung endlich nach hinten auf den Boden krachte und den Einstieg freigab, erfüllte die große Halle mit diffusen Echos. Wieder schlug ihnen stickige Luft entgegen. Vor ihnen lag eine enge Treppe, die nach unten führte. Vorsichtig tasteten sich die Männer abwärts, die wenigen Stufen überwanden sie schnell. Dann hatten sie freien Blick auf einen weiteren Raum.

»Perfekt«, sagte Peter, »hier können wir durch.«

Thabo freute sich zwar über die Möglichkeit eines Ausgangs, ihm war aber dieser Raum noch weniger geheuer als die anderen. Peter leuchtete die Wände ab.

»Perfekt!«, sagte er ein zweites Mal, »sieh mal, da vorne ist tatsächlich ein Ausgang.«

Thabo folgte mit den Augen dem Lichtstrahl und sah zu seiner Erleichterung den Umriss eines Türrahmens in der Wand. Die große Stahltür mit Drehrad, die einst die Geheimnisse dieses Raumes gehütet hatte, stand offen. Das war gewiss ein gutes Zeichen. Als der Schein der Lampe dann jedoch die linke hintere Ecke streifte, überkam Thabo wieder dieses Unbehagen.

»Wir sollten das vielleicht auch noch fotografieren«, sagte er zu seinem Begleiter und deutete in Richtung seines Fundes.

Peter lief neugierig zu dem eigenartigen Gebilde: »Was ist das?«

Der Südafrikaner trat näher und betrachtete die Konstruktion. Er stellte sich auf Zehenspitzen und versuchte, etwas zu erkennen: »Scheint ein eingemauerter Kessel zu sein«, dann klopfte er gegen die Wände, die den Kessel umgaben, während Peter versuchte, eine Aufnahme mit dem Handy zu machen.

»Das sind Ziegel und sie sind tatsächlich um einen großen Topf aus Metall gemauert. Und was für ein Topf! Soll das ein Schwimmbad sein? Das Ding hat mindestens 4 Meter Durchmesser, den Boden kann ich überhaupt nicht erkennen. Außerdem scheint der Deckel zu fehlen.«

Die beiden Männer blickten nach oben.

»Sieht so aus, als hätten sie die Abdeckung von oben mit einem Seilzug bewegt. Merkwürdig – der Deckel ist weg, der Kessel ist noch da«, Peter drückte noch ein paar Mal auf den Auslöser seiner Handykamera. Auch die Rohre, die unten aus der Ziegelmauer herausführten, vergaß er nicht.

Thabo kam dieses Bild bekannt vor. Er hatte jedoch den Eindruck, dass sein Gehirn hier im Stollen nicht richtig arbeiten würde. Warum konnte er sich nicht erinnern? Peter war zwischenzeitlich zu der Stahltür, die ihnen als Ausgang dienen sollte, vorausgegangen. Thabo folgte vorsichtig dem Lichtkegel. Vor der offenen Tür blieben sie nochmals stehen.

»Da ist ein Schild an der Wand, ganz dreckig –, was steht da?« Peter leckte an seinem Daumen und fing an, an dem Emailschild zu reiben. Die ersten Buchstaben erschienen. Schon konnte er in der oberen Reihe ein »Vorsicht« erkennen.

»Kein gutes Zeichen«, sagte Thabo und zog ein zerknülltes Papiertaschentuch aus seiner Tasche um den Rest des Schriftzuges freizulegen.

Peter leuchtete auf das Schild und las stockend: »Vorsicht … RADIOAKTIVITÄT!«

Wie von der Tarantel gestochen rannten die beiden Männer durch den Ausgang in den dunklen Stollen, Panik hatte sie ergriffen. Thabos Erinnerung war zurückgekehrt. Er hatte diese Ziegelvorrichtung schon einmal in einem Buch gesehen. Natürlich, wie hatte er nur so begriffsstutzig sein können? Sie hatten einen alten Kernreaktor entdeckt. Es war bekannt, dass deutsche Wissenschaftler im Dritten Reich an der Entwicklung von Atomreaktoren gearbeitet hatten. Das spaltbare Material war damals knapp gewesen, ebenso die Stoffe, die dazu gedient hatten, die Kernspaltung zu kontrollieren. Thabo fiel der Begriff »Schweres Wasser« ein.

Die Sicherheitsvorkehrungen in der Kernforschung waren zu dieser Zeit bei Weitem nicht so hoch gewesen wie heute. Wissenschaftler hatten ihre Versuchsaufbauten sogar in einfachen Kellern installiert. Nach dem Krieg hatten die Alliierten vermutlich alles eingesammelt, was in dieser Richtung interessant war – Forschungsergebnisse, Geräte und Material. Thabo fasste wieder den ersten klaren Gedanken. Sie stolperten immer noch vorwärts, getrieben von der Angst vor Strahlungsschäden. Der Südafrikaner fasste Peter an der Schulter.

»Bleib stehen«, japste er und schnappte nach Luft, »ich denke nicht, dass wir in Gefahr sind.«

Peter lief zwar etwas langsamer, blieb aber nicht stehen und dachte: *Wo ist nur dieser verfluchte Notausstieg?*

Zu Thabo gewandt sagte er: »Ach ja? Das kannst du nicht wissen! Strahlung hält ewig. Erst fallen einem die Haare und Zähne aus und dann …«

Thabo stellte sich vor seinen Freund und zwang ihn so zum Anhalten: »Es gibt hier kein radioaktives Material mehr, da bin ich sicher. Und sollte es eine Reststrahlung geben, dann ist die nicht größer als die in den Leuchtzeigern deiner Uhr. Also, konzentriere dich darauf, dass wir hier herauskommen. Panik können wir jetzt nicht gebrauchen.« Thabo sprach überzeugend, obwohl er einen winzigen Rest Zweifel hatte. Das ließ er seinen Freund aber nicht merken.

Peter atmete durch: »Sicher?«, fragte er zaghaft.

»Ja, ganz sicher. Und jetzt gibt es Arbeit für einen Urbexer.«

Die Männer waren noch eine weitere halbe Stunde unterwegs, dann endete der Weg und sie standen vor einer Art Schacht. Nach oben war er mit einer eigentümlichen Vorrichtung verschlossen. Nach unten war er offen und führte in die Tiefe.

»Das könnte es sein!«

»Was heißt könnte – ich dachte, du weißt, was Jonasch gemeint hat!«, motzte der Südafrikaner.

»Genauso, wie du dir sicher bist, dass wir keiner Strahlung ausgesetzt waren«, blaffte Peter zurück.

Still widmeten sich die beiden Männer der vor ihnen liegenden Apparatur.

»Das ist der Schieber, von dem Jonasch sprach«, unterbrach Peter das Schweigen. »Er hat gesagt, wir müssten daran ziehen.«

Thabo betrachtete den Mechanismus, dann ging ihm ein Licht auf.

»Ich weiß, was das ist«, sagte er erleichtert, »das ist tatsächlich ein Fluchtturm. Siehst du, wenn wir den Schieber auslösen, dann öffnet sich die Klappe, die den Weg nach oben bisher

verschließt.«

Peter wollte schon loslegen, aber Thabo hielt ihn zurück und sprach weiter: »Aber der obere Teil ist nicht leer, sondern mit Erde und Steinen gefüllt. Wenn wir den Hebel ziehen, dann geht die Klappe auf und Tonnen von Dreck und Geröll sausen direkt von dem oberen Schacht in den unteren. Dann sollten wir hochklettern können und mit viel Glück gibt es sogar eine Ausstiegsluke, die noch funktioniert.«

Peter war überrascht, dann wurde ihm das Prinzip klar: »Natürlich, jetzt verstehe ich. So konnte keiner rein, aber wer schnell raus musste, der hatte einen Notausgang.«

Thabo nickte. Die beiden Männer sahen sich an und jeder schickte ein stummes Gebet an den Gott seiner Wahl, mit der Bitte, den Mechanismus auch nach all den Jahren noch funktionieren zu lassen.

Es war nicht leicht, den eingerosteten Hebel in Bewegung zu setzen. Mit vereinten Kräften zogen die beiden daran, dann klappte der Mechanismus um. Die Männer drehten sich vom Schacht weg, als auch schon mit unglaublicher Wucht die Erd- und Steinmassen an ihnen vorbeirauschten wie das Wasser eines gebrochenen Staudamms. Eine riesige Staubwolke umgab Peter und Thabo und die winzigen Dreckpartikel setzten sich hartnäckig in die Atemwege der beiden, die nun durch kräftiges Husten versuchten, wieder Luft zu bekommen.

Catherine stellte keine Fragen. Jonasch hatte sie zu ihrem Auto bugsiert und ihr Anweisungen gegeben. Er schickte sie kreuz und quer durch unwegsames Gelände, dann rief er: »Anhalten«, und hastete aus dem Auto. Im nächsten Moment hörten sie auch schon ein dumpfes Rumpeln, als würde eine unterirdische Sprengung stattfinden.

»Oh, meine Güte, wir sind tatsächlich richtig«, Jonasch schien erleichtert, doch Catherine verstand überhaupt nichts. Wieder trieb er sie zur Eile an: »Schnell, schnell, wir brauchen Werkzeug, vermutlich ist die Außenluke zu.«

»Werkzeug? Wozu denn?«, die Französin hatte keine Ahnung, was Jonasch von ihr wollte.

Ungeduldig wiederholte er seine Anweisung: »Ja, Werkzeug! Du wirst doch einen Wagenheber oder so etwas haben.«

Catherine hob verzweifelt die Arme: »Natürlich habe ich das, jeder hat das in seinem Auto, aber ich habe keine Ahnung, wo der ist!«

Jonasch stöhnte ungeduldig und gemeinsam fingen sie an, das Auto zu durchsuchen. Schnell war der Werkzeugbeutel gefunden und der alte Mann eilte mühsam vor der Französin einen kleinen Hügel hinauf.

»Siehst du, hier ist die Luke, wir müssen sie öffnen.« Schon stemmte Jonasch den Wagenheber unter den Rand der Abdeckung, um sie so aufzuhebeln. Catherine half ihm und tatsächlich gelang es den beiden, die Sicherheitsabdeckung, die Spaziergänger sowohl schützen als auch fernhalten sollte, zu öffnen.

Keine Minute später blickten Jonasch die verschmutzten Gesichter von Peter und Thabo entgegen, der den alten Mann mit dem Satz begrüßte: »Wenn Sie eine Frau wären, dann würde ich Sie jetzt küssen!«

Kapitel 7

Tagebucheintrag, Januar 1944

Heute erhielt ich über Umwege mehrere Anfragen des Uranvereins – für mich das beste Beispiel dafür, wie man ein Projekt zugrunde richten kann! Da das Schwere Wasser aus Norwegen knapp ist, soll verstärkt auf Paraffin ausgewichen werden. Diese Narren! Die Herren Kollegen verlieren sich in Diskussionen und Streitereien, doch ein Vorhaben dieser Größenordnung kann man nur mit harter Hand dirigieren. Ich frage mich, wie lange es noch dauert, bis Himmler die Verantwortlichkeiten neu verteilt …

Deutschland, 13. Mai 2017, abends – Gasthof nahe der Autobahn

In einem Dorf nicht weit von der Autobahn hatten die vier einen Landgasthof gefunden, der ihnen Zimmer für die Nacht vermietete. Nachdem Thabo und Peter geduscht hatten, trafen sich die vier zu einem frühen Abendessen in der Gaststube. Der Wirt, ein junger Mann Mitte zwanzig, der sich, so hatte er ihnen erzählt, nach Abschluss seiner Kochausbildung hier eine Existenz aufbauen wollte, hatte ihnen auf die Schnelle ein hervorragendes Essen zubereitet. Sichtlich erfreut über das Lob seiner Kundschaft hatte er noch eine Flasche Hauswein auf den Tisch gestellt und seine Gäste dann sich und ihren Gesprächen überlassen. So saßen sie nun beisammen und versuchten, mit den Informationen, die sie heute gesammelt hatten, etwas anzufangen.

»Denkt ihr, dieses Symbol hat etwas mit Atombomben zu tun?«, fragte Peter in die Runde.

Thabo, der ihm gegenübersaß und gleichmäßig in seiner Tasse Espresso rührte, antwortete als Erster: »Schon möglich. Allerdings hatten wir am Europaflughafen keinen nuklearen Anschlag.«

Catherine mischte sich ein: »Das heißt aber nicht, dass derjenige, der dafür verantwortlich ist, nicht über diese Technologie verfügt. Vielleicht war ihm eine Atombombe einfach zu …«, sie zögerte kurz und suchte nach Worten, dann sagte sie leise: »… endgültig.«

Jonasch, der bisher sehr schweigsam war, blickte auf. Er hatte einen Gedanken verfolgt: »Mag sein, aber ich könnte mir auch noch etwas anderes vorstellen.«

Gespannt blickten ihn sein Freunde an. Jonasch nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Weinglas, dann fuhr er fort: »Im Dritten Reich gab es viele Wissenschaftler, die sich mit Kernphysik befasst haben. Es existierten verschiedene Gruppen, die an den unterschiedlichsten Projekten gearbeitet haben. Man hatte sogar einen ›Uranverein‹ gegründet. Zwei Ziele wurden dabei verfolgt. Zum einen, eine nukleare Bombe zu erschaffen, und zum anderen, das passt zu dem, was ihr heute entdeckt habt, ging es auch darum, einen funktionsfähigen Kernreaktor zu entwickeln. Zumindest komme ich zu diesem Ergebnis, wenn ich eure Beschreibung nehme und das unkenntliche Etwas, das ihr Handyfoto nennt. Ein Kernreaktor hätte für Hitler einen unglaublichen Vorteil bedeutet. Damit wäre das Problem der Energiebeschaffung gelöst gewesen.«

Peter unterbrach seine Ausführungen: »Aber was wollte man in dieser ›Sporthalle‹ machen? Die war wirklich riesig. Irgendetwas hätte dort aufgebaut werden sollen – aber was, wenn der Reaktor doch bereits an einem anderen Ort vorhanden war? Und das Glockensymbol haben wir nicht bei dem Reaktor gefunden, sondern auf dem Boden in der leeren Halle. Und dann diese

Stickstofftanks …«

Jonasch antwortete geduldig: »Vielleicht war der Reaktor, den ihr gesehen habt, nur ein Muster. Vielleicht wollte man in der Halle einen größeren bauen. Vielleicht war er aber auch dafür gedacht, Energie für etwas anderes zu liefern. Etwas, das dann in der Halle aufgebaut werden sollte. Ich weiß es nicht. Der Stickstoff, der normalerweise als Kühlmittel eingesetzt wird, spricht jedenfalls dafür, dass es in dieser ›Geheimen Zone‹ darum ging, mit großen Energiemengen zu hantieren. Und da wären wir wieder bei dem Reaktor.«

Thabo meldete sich zu Wort: »Denken Sie denn, dass es den Wissenschaftlern unter Hitler tatsächlich gelungen war, einen Atomreaktor zum Laufen zu bringen?«

»Wer weiß das schon?«, antwortete Jonasch, »nach dem Krieg wurden alle Unterlagen von den Alliierten beschlagnahmt. Die Gerüchte um die Nazitechnologien sind seither nicht weniger geworden. Es steht mit Sicherheit fest, dass an Reaktoren gearbeitet wurde. Was ihr gesehen habt, war vermutlich ein Reaktor nach dem ›Würfelkonzept‹. Da wurde das Uran in kleinen Würfeln auf Schnüre aufgereiht – das sah dann aus wie ein Mobile. Als Moderator, also als ›Bremse‹, setzte man das sogenannte ›Schwere Wasser‹ ein. Ein Stoff, der sehr selten war und wegen dem Norwegen für die Nazis eine große Rolle gespielt hat. Das sind alles Fakten, keine Gerüchte.«

Peter stöhnte. Physik war nie seine Stärke gewesen und auch Chemie hatte ihm bisher nicht wirklich Freude bereitet. Aber nun bereute er seine Unwissenheit ein wenig. Seine Gedanken wurden durch das leise Summen eines Handys unterbrochen. Thabo fuhr zusammen und langte in seine Jackentasche. Er nahm das Gespräch an und machte ein entschuldigendes Gesicht in Richtung seiner Tischnachbarn. Als er sprach, senkte er ganz automatisch die Stimme und drehte den Kopf ein wenig. Gebannt blickten ihn die anderen an.

»Neue Nachrichten«, sagte er, »ich weiß nur nicht, ob es gute oder schlechte sind.« Er blickte zu Peter, der anfing, sich unwohl zu fühlen.

»Was meinst du damit?«, fragte er seinen südafrikanischen Freund.

Dieser wusste nicht so recht, wie er anfangen sollte. Eigentlich hatte er gehofft, das Knäuel würde sich entwirren, aber nach dieser Information hatte er viel mehr das Gefühl, ein zusätzlicher Knoten würde das Entheddern der Fäden erschweren.

Er seufzte, dann sagte er: »Ich hatte doch versprochen zu versuchen, herauszufinden, ob das Mädchen tatsächlich bei seinen Großeltern in Süddeutschland war.«

Peter sah erwartungsvoll zu Thabo. Seine unheimliche Begegnung mit Lisa hatte er bis eben erfolgreich verdrängt. Fast war er bereit zu glauben, dass der Vater sie über den Aufenthaltsort des Kindes belogen hatte.

»Ich hatte Glück und bekam nochmals Hilfe von einem alten Freund …«, setzte Thabo an.

Peter konnte sich schon denken, dass der Freund Hans Martlow war.

»Jedenfalls«, fuhr der Südafrikaner fort, »habe ich die zuverlässige Auskunft bekommen, dass das Mädchen tatsächlich in Süddeutschland gewesen ist.«

Peter wollte so etwas eigentlich nicht hören. Wieder fühlte er diesen Schmerz und die Verzweiflung, wie damals unter Lisas Berührung – die Berührung eines Kindes, das eigentlich Hunderte Kilometer von ihm entfernt gewesen war. Er schüttelte den Kopf. Auch Catherine und Jonasch, die zwar von der Geschichte wussten, aber, genau wie Peter, sich diese Begebenheit mit einer Lüge des Vaters erklärt hatten, waren ein wenig geschockt. Selbst Thabo bekam eine leichte Gänsehaut.

Und diese Gänsehaut brachte ihn auf eine Idee: »Stickstoff, als Kühlmittel, und Schnee, den das Kind hielt …? Geht es nur mir so, oder könnte man da eine Verbindung herleiten?«

»Was hat das Mädchen noch mal gesagt?«, fragte Catherine.

Thabo wollte antworten, brachte aber die Worte nicht mehr zusammen. Dafür wusste Peter sie noch genau.

Leise wiederholte er den Satz von Lisa und sagte mit zitternder Stimme: »Der Schnee macht ihn unsichtbar.«

Angesichts der Stimmung, die sich auf die Gruppe gelegt hatte, fand es Jonasch an der Zeit, eine Runde einheimischen Schnaps für alle zu bestellen. Als der Wirt ihnen vier gut gefüllte Gläser brachte, wedelte Thabo noch mit der Weinflasche und der Gastronom brachte freudig Nachschub. Peter hatte sein Glas in einem Zug geleert und dankbar auch den Rest von Catherines »Portion« übernommen, der das scharfe Getränk etwas zu stark war. Langsam löste sich die Anspannung am Tisch.

Jonasch griff zu einem der kleinen verpackten Kekse, die man zum Espresso serviert bekam, und raschelte mit der Verpackung, bis es ihm gelang, diese zu öffnen. Geräuschvoll kaute er an dem Miniatur-Backwerk.

Dann, nach einer Weile, nahm er den Faden wieder auf: »Schnee und Stickstoff also, da sehen Sie eine Verbindung?«

Thabo nickte: »Ja, beides kalt, beides kühlt, beides …«

»… kann auch gar nichts miteinander zu tun haben«, beendete Peter den Satz seines Freundes. Dieses kleine Mädchen lag ihm wirklich am Herzen, doch gleichzeitig ärgerte er sich auch über sie. Warum hatte ausgerechnet er diese Begegnung haben müssen?

»Vielleicht ist es ein Rätsel?«, rief Catherine. Als sie die Gesichter der drei Männer sah, machte sie eine ungeduldige Kopfbewegung und erklärte: »Nun, es kann doch sein, dass das Kind etwas gesehen hat, und es nicht besser erklären kann. Vielleicht darf man den Satz nicht allzu wörtlich nehmen, zumal …«, dann verstummte Catherine und senkte den Blick.

Peter schnaubte: »Zumal sich das alles sehr fantastisch anhört, ich weiß.«

Catherine wollte den Jungen nicht verärgern und versuchte sich zu erklären: »Sie dürfen das nicht falsch verstehen, aber diese Geschichte klingt natürlich schon ein wenig nach Science-Fiction.«

Peter wollte antworten, aber Thabo kam ihm zuvor: »Stimmt. Das tut sie, doch …«, der Südafrikaner blickte kurz über die Schulter, um zu sehen, ob einer der anderen Gäste im vorderen Teil des Gastraumes sie beobachtete. Da keiner Notiz von der ungewöhnlichen Gruppe nahm, sprach er weiter: »Doch dieses Mädchen hat das Glockensymbol gemalt. Sie hat es gesehen. Meine Quelle hat mir erzählt, dass die Ermittler das Mädchen als brauchbare Zeugin ausgeschlossen haben. Das hätten sie nicht, wenn sie, so wie wir, eine Verbindung zu den Explosionen gefunden hätten.«

»Aber vielleicht haben die Behörden mittlerweile doch den Zusammenhang hergestellt«, warf Catherine ein.

»Das glaube ich nicht«, antwortete Thabo, »denn dann wäre denen die Bedeutung des Mädchens klar, und es würde nicht noch immer unbehelligt bei den Großeltern sitzen. Nein, die tappen im Dunkeln.«

»Oder tappen gar nicht mehr!«, mischte sich nun Jonasch ein, »zu den Akten, Fall erledigt.«

»So ist es«, bestätigte Thabo, »das Mädchen ist momentan unser einziger Anhaltspunkt.«

Wieder herrschte Schweigen am Tisch. Peter kramte in seinen Jackentaschen. Das tat er immer, wenn er nervös war. Irgendwie hatte er dann das Bedürfnis eine Art Inventur in seinen Kleidern zu

veranstalten. Die anderen achteten nicht weiter auf ihn, als er anfing, ein Feuerzeug und einen alten Kassenzettel vor sich auf den Tisch zu legen. Dann fand er noch das Bonbonpapier, das er in der Maginot-Linie aufgehoben hatte. Er dachte an den Urbexer, der jetzt tot war, und schüttelte den Kopf.

Mehr zu sich selbst sagte er: »Hätte nicht gedacht, dass der auf Bonbons steht.« Gedankenverloren entknüllte er die Folie, legte sie auf den Tisch und strich sie glatt. Ein moderner Schriftzug machte Werbung für ein Unternehmen: »*beihon-Unternehmensgroup*, Berlin«, murmelte Peter leise.

Thabo, der gerade sein Weinglas an die Lippen führen wollte, verharrte in der Bewegung und wurde stocksteif. Ohne Vorwarnung sprang er auf, machte einen Schritt auf Peter zu und griff hektisch nach dem Papierchen. Wie gebannt starrte er auf die winzige Schrift, dann stöhnte er laut auf.

Der Wirt hatte wohl bemerkt, dass etwas nicht stimmte, und spähte besorgt hinter der Theke hervor. Erst als sich Thabo wieder setzte, wandte er den Blick ab und widmete sich erneut dem Polieren der Gläser.

Der Südafrikaner spürte, dass drei Augenpaare auf ihn gerichtet waren. Er ließ seine Arme erschöpft neben sich herunterhängen und blickte die anderen an. Dann richtete er sich in seinem Stuhl auf und machte ein schuldbewusstes Gesicht, als er sagte: »Ich denke, ich habe eine weitere Verbindung gefunden.«

Während vor einer Minute alle etwas schläfrig gewesen waren und sich nach ihren Betten gesehnt hatten, brachte diese Bemerkung jetzt wieder Leben in die Runde.

Catherine sprach den anderen aus der Seele, als sie ungeduldig hervorstieß: »Meine Güte, reden Sie schon!«

Thabo fuhr sich mit der Hand über den Mund, dann flüsterte er: »Grünau.«

Jonasch sah den Südafrikaner fragend an: »Grünau? Wer oder was ist Grünau?«

Thabo stieß leise die Luft aus und antwortete: »Grünau ist eine Stadt!«

Peter kramte in seinem Gedächtnis – *wo, zum Teufel, lag Grünau?* Er ging in Gedanken die Deutschlandkarte durch, aber das half nichts. Irgendwie hatte er das Gefühl der Name wäre ihm erst kürzlich begegnet, sein Gehirn ließ ihn jedoch im Stich.

Dafür brachte Thabo die Auflösung: »Grünau in Namibia, 150 Kilometer von der südafrikanischen Grenze entfernt.«

Peter schüttelte kurz und ruckartig den Kopf, dann wurde er wütend: »In der Zeitung, auf unserem Rückflug, da stand etwas von einem Feuer in einer Fabrik in Namibia – das war in Grünau. Stimmt doch, oder?«

Thabo nickte und wollte etwas sagen, aber sein Freund kam ihm zuvor: »Das darf doch nicht wahr sein! Du hältst uns Informationen vor? Wir riskieren alle unser Leben und du spielst den Geheimagenten. Das ist …«, Peter rang sichtlich nach Worten und beendete seinen Satz mit einem von Herzen kommenden: »Scheiße!«

Catherine musste schmunzeln und Jonasch fing den besorgten Blick des Wirts auf. Peter war lauter als beabsichtigt geworden und ein paar Gäste hatten sich kurz zu ihnen herumgedreht.

Die Französin richtete das Wort an Thabo: »Was genau ist in Grünau passiert? Und was hat das mit der Sache hier und *diesem* Bonbonpapier zu tun?« Catherine machte eine Kopfbewegung in Richtung der Folie, die sich, so hätte man meinen können, fast schon provozierend auf der weißen Tischdecke präsentierte.

Kurz herrschte Schweigen, weil der Wirt die nächste Runde Espresso brachte, dann schrien alle

gleichzeitig laut »Nein!«, als der zuvorkommende Restaurantbetreiber nach der Bonbonfolie greifen wollte, um sie als Müll zu entsorgen. Verschreckt zog sich der Mann zurück und Thabo erzählte ihnen endlich, was er entdeckt hatte.

Deutschland, 14. Mai 2017, kurz vor 15.00 Uhr – *beihon*-Zentrale in Berlin

Das Taxi hielt direkt vor dem prächtigen Eingangsportal. Als Catherine und Peter ausstiegen und an dem riesigen Glaspalast nach oben sahen, hatten sie ein eigentümliches Gefühl. Sie fühlten sich beobachtet. Das lag nicht nur an den Überwachungskameras, die an der Fassade verteilt waren und die man offensichtlich ganz bewusst, gut sichtbar, angebracht hatte, sondern auch daran, dass das gesamte Gebäude verspiegelt war. Catherine spürte ein feines Kribbeln auf der Kopfhaut. Sie war bereits zu erfahren in ihrem Beruf, um nicht zu wissen, dass das, was sie hier gerade taten, dem sprichwörtlichen »Stich ins Wespennest« gleichkommen könnte.

Peter sah sie von der Seite an und flüsterte: »Alles in Ordnung?«

Catherine nickte, straffte die Schultern und schritt selbstbewusst auf die große Glastür zu. Dort angekommen drückte sie den dicken Knopf mit der Aufschrift »Empfang/Rezeption«.

Kurz darauf erklang eine geschulte Stimme, die, so schien es zumindest, begeistert über ihr Erscheinen war, und deshalb mit den Worten reagierte: »beihon-Unternehmensgroup, herzlich willkommen! Mein Name ist Annette Begner, was kann ich für Sie tun?«

Peter fragte sich, ob an dieser Stelle jemals etwas anderes von der Dame verlangt wurde, als einfach die Türe zu öffnen, hielt sich aber mit einer diesbezüglichen Bemerkung zurück. Sie hatten einen Plan ausgearbeitet, und daran würde er sich halten. Nachdem Catherine brav Name und Grund ihres Hierseins mitgeteilt hatte und die Zoom-Funktion der Türsprechkamera mehrfach bedient worden war, gewährte man ihnen Einlass.

Sie betraten die großzügige Halle. Links und rechts gingen mehrere Türen ab und es gab Hinweisschilder auf Notausgänge, Toiletten und Aufzüge. Ansonsten wirkte die Lobby wie ein überdimensionaler Operationssaal. Catherine seufzte. Als Französin war sie, wie einige ihrer Landsmänninnen, der Meinung, dass die Deutschen nicht so sehr an Farben sparen sollten – aber was sie hier sah, war die absolute Krönung des »farblosen Geschmacks«. Der gesamte Raum wurde von einem harten Weiß beherrscht. Das Neonlicht gab dem Ganzen den Rest. Einziger Farbakzent war das große Firmenlogo über der Anmeldung: *beihon-Unternehmensgroup*. Weiße Buchstaben auf dunkelblauem Grund. Genauso wie auf dem Bonbonpapier. Nur, dass auf dem Papier noch *Berlin* und die Anschrift der Zentrale stand.

Nun hob sich hinter der weißen Empfangstheke ein Kopf, vermutlich die gute Annette Begner. Das blonde Haar war streng nach hinten frisiert. Auf der Nase saß eine randlose Brille. Die Dame war tadellos geschminkt und zeigte ihnen ein einstudiertes Lächeln, das die Wärme eines Eiswürfels hatte. Das schmale Headset auf ihrem Kopf ließ vermuten, dass sich hier auch eine Telefonzentrale verbarg. Man arbeitete wohl mit modernster Technik, die komplett in die Empfangstheke integriert war, sodass man den Computer mehr erahnen, als sehen konnte. Außer der Stimme von Frau Begner, die nun ein professionelles »Ich verbinde!« in ihr Headset sprach, war es in der Halle so still wie im Weltall. Catherine fühlte sich sofort unwohl. Peter unterdessen trat näher an ein weißes Plastikgefäß, das mit seinen 30 Zentimeter Durchmesser und einer stattlichen Höhe von fast einem halben Meter seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Es stand auf einem weißen Tisch. Peter streckte die Hand hinein, nicht ohne einen missbilligenden Blick von Frau Begner zu ernten, und zog ein Bonbon heraus.

»Ich darf doch, oder?«, fragte er lächelnd und steckte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, eines der Bonbons in die Tasche. Er konnte sich nur mühsam beherrschen, nicht zu triumphieren. Für Peter war klar, dass der tote Urbexer nur so an die Süßigkeit hatte gelangen können. Er war hier gewesen. Schon im Vorfeld hatte keiner von ihnen an einen Zufall geglaubt. Hier passte einfach alles zu gut zusammen.

Er dachte an Thabo, und wie dieser sich am Abend zuvor für seine Geheimniskrämerei entschuldigt hatte. Der Südafrikaner war näher an den Tisch gerückt und hatte leise angefangen zu erzählen: »Wenn so nahe an der südafrikanischen Grenze etwas vor sich geht, dann kann der Geheimdienst das nicht einfach ignorieren. Das ist Routine, unser Alltag. Gebaut wurde die Anlage im Jahr 2000. Ich wollte euch das nicht verheimlichen, aber ich bin auch meiner Arbeit verpflichtet. Außerdem schien mir das bisher belanglos …«

Er hatte sich kurz geräuspert, dann war er fortgefahren: »Seither steht also diese Anlage, in der Nähe von Grünau, unter Beobachtung. Lange Zeit war das Interesse des südafrikanischen Geheimdienstes daran jedoch nicht sonderlich groß. Es gab keine Hinweise auf illegale Vorgänge und keinen Verdacht, dass mit giftigen oder radioaktiven Stoffen gearbeitet wurde. Laut eigenen Aussagen handelte es sich um eine Art Testgelände, in der es in erster Linie um Studien zum Thema Sonnenenergie ging. Es gibt dort große Flächen mit Solarpanels. Jahrelang ist nichts Nennenswertes passiert. Wir gingen davon aus, dass man die Firma in Grünau nur noch als reines Abschreibungsobjekt am Leben hält. Für Namibia selbst spielt die Anlage in sofern eine Rolle, als dass Arbeitsplätze geschaffen wurden. Arbeiter, die sich um die Solarfelder kümmern sollten, wurden eingestellt. Die Leute werden sehr gut bezahlt. Die Firma hat sogar eine kleine Siedlung errichtet, außerdem eine Schule, ein medizinisches Versorgungszentrum und so weiter. Alles unauffällig und sympathisch.«

Wieder hatte er sich geräuspert und sie dann alle eindringlich angesehen: »Nur dass das klar ist, das ist alles streng geheim.«

Peter und die anderen hatten genickt und waren angespannt gewesen.

»Die Akte war quasi schon im Archiv eingemottet, als sich vor ein paar Jahren die Dinge änderten. Plötzlich war die Anlage besser gesichert. Es gab bewaffnetes Wachpersonal – angeblich hätten die Einbrüche zugenommen. Die namibischen Arbeiter wurden mehr und mehr von der Anlage ferngehalten. Man gab ihnen nur noch Jobs im Außenbereich, bezahlte sie aber trotzdem besser. Gleichzeitig wurden Wissenschaftler rekrutiert. Wir haben sie überprüft, anständige Männer und Frauen, keine Hinweise auf kriminelle Aktivitäten. Interessant war lediglich, dass sie alle ledig waren, ohne nennenswerte Familienkontakte. Die Wissenschaftler zogen auf das Gelände in Grünau und lebten auch dort. Es gelang uns nicht, mit einem in Kontakt zu treten. Abgesehen davon …«, Thabo hatte entschuldigend die Hände gehoben, »müssen wir natürlich mit unseren Aktivitäten vorsichtig sein. Jedenfalls haben die Verantwortlichen in Kapstadt beschlossen, ein Auge auf das Unternehmen zu haben. Und als sämtliche Wissenschaftler, die in der Anlage tätig waren, Namibia verlassen haben, um in Kapstadt ein Flugzeug zu besteigen, da waren zwei unserer Leute, natürlich inkognito, dabei. Das Flugzeug landete pünktlich am 8. Mai auf dem Europaflughafen. Ihr wisst, was mit der Maschine passiert ist.«

Peter hatte Fragen stellen wollen, aber Thabo war ihm mit den Antworten zuvorgekommen: »Warum der Flug über Kapstadt? Könnte Zufall sein. Von Windhoek in Namibia gab es keinen Flug mit Ankunftsdatum 8. Mai.«

Wieder hatte Peter nachhaken wollen, wieder war Thabo schneller gewesen: »Warum der 8.

Mai? Für dieses Datum hatte die Chefetage des Konzerns eine große Konferenz in der Zentrale angesetzt, an der alle Wissenschaftler teilnehmen sollten. Die Anlage in Grünau gehört einem Unternehmen, das seinen Hauptsitz in Deutschland hat. Genauer: in Berlin! Die Wissenschaftler hätten vom Europaflughafen mit Pkws nach Berlin weiterfahren sollen.«

Thabo hatte hörbar ausgeatmet und seinen letzten Satz fast geflüstert: »Die Anlage in Grünau gehört der *beihon-Unternehmensgroup*.«

Sie waren sich gestern Nacht einig gewesen, dass es eine Verbindung zwischen dem Feuer in Grünau, das ein Teil der Anlage dort zerstört hatte, und den fast zeitgleichen Explosionen auf dem Europaflughafen geben musste. Es konnte kein Zufall sein, dass die erste Explosion auf dem Flughafen in Deutschland ausgerechnet das Flugzeug in die Luft gesprengt hatte, in dem die Wissenschaftler aus Grünau gesessen hatten. Genauso wenig wie die Tatsache, dass der tote Urbexer aus der Maginot-Linie ausgerechnet von *der* Firma ein Werbebonbon bei sich hatte, der die Anlage in Grünau gehört. Die Firma *beihon* war damit zum Schlüssel geworden und daher hatten sie noch in der gleichen Nacht beschlossen, dieser Spur nachzugehen.

Die Frage war nun: Was hatte das Unternehmen damit zu tun? War es Opfer einer Bedrohung? Um das herauszufinden, hatte Catherine versucht, einen Termin mit jemandem aus dem Unternehmen zu vereinbaren. Ein offizielles Gespräch schien zu diesem Zeitpunkt am vernünftigsten. Als Journalistin und Autorin hatte sie um ein Interview zum Thema »International tätige Konzerne« gebeten. Das war ihre Eintrittskarte gewesen. Die Kurzfristigkeit, mit der sie den Termin erhalten hatten, war überraschend, aber auch beunruhigend gewesen.

Sie hatten sich dazu entschlossen, eine halbe Stunde früher dort aufzukreuzen, um so eventuell die Chance zu haben, ein wenig mit den Angestellten sprechen zu können. Ein Plan, der mit einem Blick auf Annette Begner wohl zum Scheitern verurteilt war.

Peter Kromus stöhnte innerlich auf, diese Empfangsdame würde es ihm nicht leicht machen. Catherine hatte zwischenzeitlich in dem ihr von Frau Begner – höflich, aber bestimmt – zugewiesenen Wartebereich Platz genommen. Auch hier herrschte pure Sterilität. Schwarze Lounge-Sessel, umgeben von dem alles beherrschenden Weiß. Catherine griff sich eine Zeitschrift und stellte zu ihrem Entsetzen fest, dass man auch diese in einen weißen Schutzumschlag gesteckt hatte. Sie tat so, als würde sie lesen, beobachtete aber stattdessen, ein wenig amüsiert, Peters Bemühungen, ein Gespräch mit der reservierten Frau Begner zu beginnen.

Peter Kromus hielt sich nicht gerade für einen Frauenversteher. Allerdings hatte er bisher keine Probleme damit gehabt, mit dem anderen Geschlecht oberflächliche Gespräche zu führen. Er hätte bis dato nicht behauptet, dass die Damenwelt ihm aus dem Weg gehen würde, aber Annette Begner schaffte es innerhalb weniger Minuten, ihm sein gesamtes männliches Selbstbewusstsein zu rauben. Er wollte es mit Humor versuchen – war das nicht das, was sich alle Frauen von einem Mann wünschten?

Also legte er los: »Schön bunt hier, der Innenarchitekt versteht was von Farben«, dann zeigte er sein bestes jungenhaftes Grinsen.

Annette Begner drehte den Kopf weg und ignorierte ihn geflissentlich. Peter wusste eigentlich nicht mehr weiter und wollte schon aufgeben, als ihm auffiel, dass eine dritte Person den Empfangsbereich betreten hatte. Es handelte sich um eine junge Frau, die vorgab am Kopierer zu arbeiten. Sie stand ein gutes Stück hinter Frau Begner und hatte ihr und Peter den Rücken zugedreht. Ihre Schultern bebten vor unterdrücktem Lachen und Peter war hocherfreut, dass es

hier doch noch jemanden gab, der seinen Humor schätzte. Dann drehte sich die Person um und er wusste sofort, dass, wer auch immer sie war, sie hier nicht hingehörte. Und das lag nicht nur an der lila Haarpracht, die sich nur mühsam mit einer Heerschar von Spangen unter Kontrolle halten ließ.

Die junge Frau hinter Frau Begner trug ein schwarzes Kostüm, offensichtlich der übliche Dresscode bei *beihon*. Sie war vielleicht ein Meter fünfundsechzig groß und nicht gerade schlank, weit entfernt von Modelmaßen, doch gerade das machte sie noch anziehender. Außerdem hatte sie ein schelmisches Grinsen im Gesicht und zwinkerte Peter zu. Sie deutete mit einem Finger auf Frau Begner, zog eine Grimasse und ahmte dann die Bewegungen eines Zombies nach, um damit der humorlosen Art ihrer Kollegin ein Gesicht zu geben. Peter musste sich auf die Lippen beißen, um nicht laut loszulachen. Der Empfangsdame entging jedoch nicht, dass etwas hinter ihrem Rücken geschah, und drehte sich um. Die andere schien ertappt, da sie immer noch die Arme weit ausgestreckt vor sich hielt.

Doch noch bevor Frau Begner nach dem Grund der Darbietung fragen konnte, machte die Pantomime eine Kniebeuge und sagte: »Ich denke, ich habe mich irgendwie verrenkt«, dann wiederholte sie die Übung noch zweimal, ließ die Arme sinken und fügte an, »aber jetzt geht es wieder.«

Annette Begner hob eine Augenbraue, antwortete spitz: »Das hoffe ich doch, meine Liebe. Sollten Sie nicht noch die Botengänge erledigen?«, und drehte sich wieder um.

Peter hätte Frau Begner in diesem Moment gerne ihren dürren Hals herumgedreht. Er sah zu der jungen Frau am Kopierer, die dieses Mal einen höfischen Knicks vollführte und sich tief verbeugte. Dann sagte sie höflich: »Selbstverständlich.«

Als sie jedoch den Raum verließ, drehte sie sich noch einmal zu Peter um und schenkte ihm ein zauberhaftes Lächeln. Fasziniert starrte er ihr hinterher.

Frau Begner murmelte ein verächtliches »Praktikantinnen«, wohl wissend, dass auch Peter, der sich als Praktikant von Catherine ausgab, damit von ihr beleidigt wurde. Danach fuhr sie fort, ihn zu ignorieren.

Obwohl dieser eigentlich nicht damit rechnete, etwas zu erfahren, wagte er trotzdem einen Vorstoß: »Mein Freund war übrigens auch vor Kurzem hier. Vielleicht erinnern Sie sich noch? Lange Haare, Pferdeschwanz, Ledermantel, hat sich von den Bonbons eingesteckt …«

Natürlich war das ein sinnloses Unterfangen. Annette Begner hatte entweder wirklich keine Erinnerung oder war zu gut geschult, um irgendwelche Auskünfte zu geben.

Jedenfalls reagierte sie mit einem knappen, abfälligen »So jemanden habe ich hier noch nie gesehen.«

Auf seine Frage, ob diese Bonbons auch noch anderswo verteilt würden, bekam er die Antwort: »Nein, aber vielleicht möchten Sie noch ein wenig Platz nehmen.«

Damit deutete die Dame in Richtung Wartebereich, stand auf und fing an, den Rücken Peter zugewandt, intensiv in einem Schrank zu kramen.

Pünktlich um 15.30 Uhr holte sie eine Mitarbeiterin ab, um sie zu ihrem Termin zu bringen.

Die Dame, die sie nach oben führte, ähnelte Frau Begner so sehr, dass Peter sich an Catherine wandte und leise flüsterte: »Ich denke, hier ist irgendwo ein Nest von denen – oder die werden geklont.« Catherine musste sich ein Lachen verkneifen.

Immer tiefer wurden sie in den Gebäudekomplex geführt, dann brachte sie ein Aufzug nach oben. Catherine war unsicher. So wie es aussah, war ihr Ziel die oberste Etage. Was hatte das zu

bedeuten? Als die Tür aufschwang, waren sie tatsächlich im Penthouse angelangt. Durch die breiten Glasfronten hatte man einen atemberaubenden Blick auf Berlin. Aber es blieb keine Zeit, die Aussicht zu genießen, schon wurden sie in ein Büro dirigiert. An der Tür gab es keinen Hinweis darauf, wo sie sich jetzt befanden. Sie traten ein und sofort war eine weitere Dame im schwarzen Kostüm mit streng frisiertem Haar neben ihnen.

Peter warf Catherine einen Blick zu, der seine »Nesttheorie« unterstreichen sollte, und sah sich im Raum um. Hier gab es sechs Schreibtische und zum ersten Mal, seit Betreten von *beihon*, erblickte er einen männlichen Mitarbeiter. Allerdings unterschied er sich kaum von den Damen. Anstatt ein schwarzes Kostüm trug er einen schwarzen Anzug, die Haare waren kurz und mit Gel nach hinten frisiert. Im nächsten Zimmer gab es nur noch zwei Schreibtische, ein deutliches Zeichen dafür, dass sie sich ihrem Ziel näherten.

Eine Mitarbeiterin, die mit ihrem mausgrauen Haar und den verkniffenen Lippen an eine strenge Gouvernante erinnerte, begrüßte sie: »Herr Müller hat gleich Zeit für Sie, wenn Sie hier noch kurz warten möchten.«

Mehr hatte die Dame ihnen offensichtlich nicht mitzuteilen, aber Catherine hakte nach: »Sagen Sie, welche Position bekleidet Herr Müller denn?«

Pikiert antwortete die Gouvernante: »Herr Müller ist der Vorstandsvorsitzende!«

Kurz darauf wurden sie von einer zweiten Sekretärin in Herrn Müllers Vorstandsbüro geführt. Als sie eintraten, konnte Catherine gerade noch hören, wie Herr Müller mit einem spanischen Gruß ein Telefonat beendete, um anschließend sein Handy elegant in die Jackettasche gleiten zu lassen. Eilig sprang er bei Catherines Anblick auf und lief auf sie zu. Dabei breitete er jovial die Arme aus und griff ihre Hand.

Mit einer leichten Verbeugung sagte er: »Madame Morel, nehme ich an?«

Catherine nickte und wusste, das alles, was nun folgen würde, gelogen war – dafür hatte sie ein gutes Gespür. Als ihr Herr Müller dann versicherte, dass er ihre Arbeiten kennen würde, ein großer Fan wäre und sich selbstverständlich persönlich Zeit hatte nehmen wollen, glaubte sie ihm nicht.

Trotzdem zeigte sie sich geschmeichelt: »Das freut mich. Zumal vieles ja nur in Frankreich veröffentlicht wurde. Nun, und meistens sind die Dinge, über die ich schreibe, nicht immer so schmeichelhaft für die großen ›Industriekapitäne‹, n'est-ce pas?«

Wieder diese joviale Art, die Catherine so verhasst war. Er lachte und berührte sie leicht am Arm, schob sie dann Richtung Sessel vor seinem Schreibtisch und bat sie Platz zu nehmen. Peter wurde lediglich mit einem leichten Kopfnicken begrüßt, was ihn aber nicht davon abhielt, sich wenig vornehm in den Sessel neben Catherine zu fletzen. Selbstgefällig lehnte sich Herr Müller in seinem Ledersessel zurück. Peter überlegte, wie alt sein Gegenüber wohl war. Er schätzte ihn auf Ende vierzig. Seine Augen hatten etwas Kaltes, Verschlagenes. Peter Kromus hätte sich auch nicht gewundert, wenn dieser Herr Müller seinen Lebensunterhalt als Zuhälter verdienen würde. Der Typ wirkte wie eine große Inszenierung mit seinem teuren Maßanzug und den obligatorischen italienischen Schuhen an den Füßen, mit denen er vermutlich bereitwillig nach unten trat, wenn es sein musste. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch die manikürten Fingernägel, den Siegelring und den gewaltigen Chronografen am Handgelenk, der sicherlich das Jahreseinkommen einer Arbeiterfamilie gekostet hatte. Peter empfand keinen Neid, er kam selbst aus einer wohlhabenden Familie. Allerdings hätte er diesen Herrn Müller, auch wenn er in Lumpen gesteckt hätte, nicht gemocht.

Er sah sich im Büro um, während Catherine nach den Aktivitäten der *beihon-Unternehmensgroup* fragte. Das Büro war, wie alles im Gebäude, in Weiß gehalten. Falls es hier Ordner oder Papiere gab, dann waren sie hinter den Wandvertäfelungen versteckt. Der futuristische Glasschreibtisch, auf dem ein hauchdünnes Notebook stand, gab keine Auskunft darüber, was Müller hier eigentlich den ganzen Tag machte.

Der *beihon*-Vorstand war Peters Blick gefolgt und fühlte sich jetzt zu einer Bemerkung genötigt: »Schön, nicht wahr?«, sanft streichelte er mit seiner gepflegten Hand über den Rechner. »Das ist ein Mustergehäuse, wir haben das Patent dafür. Warten Sie ab, in einem oder zwei Jahren können Sie sich auch so eines leisten.«

Zufrieden drehte er sich wieder zu Catherine und referierte darüber, wie sehr ihm das Wohl seiner Mitarbeiter am Herzen läge.

Dann ließ er sich über die Aktivitäten des Unternehmens aus: »Eines unserer Kerngeschäfte ist der Versicherungssektor, aber wir arbeiten auch in anderen Bereichen.«

Catherine unterbrach ihn: »Wie sieht es mit erneuerbaren Energien aus?«

Herr Müller kniff ein wenig die Augen zusammen, dann lächelte er künstlich: »Ich merke, Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht. Ja, auch in diesem Bereich sind wir nicht untätig, aber das ist kaum eines unserer Kerngeschäfte, wie gesagt, der Versicherungsmarkt …«

Catherine unterbrach ihn erneut: »Wie sieht es mit Aktivitäten in Afrika aus?«

Dem Vorstandsvorsitzenden gefiel die Wendung, die ihr Gespräch nahm, nicht, aber er war vorbereitet. Sofort folgte ein Vortrag über die Hilfsprogramme, die die *beihon-Unternehmensgroup* auf dem afrikanischen Kontinent unterstützte.

Die Französin ließ sich nicht einlullen und hakte nach: »Was ist mit der Fabrik in Grünau, Namibia? Die, in der es gebrannt hat? Kamen Menschen zu Schaden?«

Herr Müller antwortete prompt: »Glücklicherweise ist niemandem etwas passiert. Ein bedauerlicher Unfall, es gab einige Schäden, aber nichts, was sich nicht wieder reparieren lässt.«

Catherine ließ nicht locker: »Soviel ich weiß, ist das doch nur eine kleine unbedeutende Fabrik. Wie kommt es, dass ein so viel beschäftigter Mann wie Sie darüber so gut informiert ist?«

Jetzt zeigte Herr Müller ein strahlendes Gebiss und konnte eine weitere Floskel zum Besten geben: »Immer, wenn es um das Wohl unserer Mitarbeiter geht, dann muss auch der Mann ganz oben Bescheid wissen. Solche Informationen müssen dem ›Boss‹ vorliegen!«

Wieder folgte ein selbstgefälliges Lächeln.

»Das ist wahrhaft sehr lobenswert«, Catherine wusste längst, dass sie hier nichts erfahren würden. Die Frage war jetzt nur noch, warum nicht. Sie wollte ihrem Gegenüber noch etwas auf den Zahn fühlen. »Sagen Sie, waren eigentlich auch Mitarbeiter der *beihon-Unternehmensgroup* unter den Opfern auf dem Europaflughafen? Ich meine, bei so einem enormen Mitarbeiterstab …?«

Peter richtete sich auf. Die Journalistin hatte den *beihon*-Vorstand in die Falle gelockt. Die Wissenschaftler aus Grünau konnte er jetzt unmöglich verschweigen. Das würde ihn als Lügner strafen, was seine Ausführungen bezüglich dem Wohl der Mitarbeiter anginge, über das er ja allzeit im Bilde war. Würde er sie allerdings erwähnen, musste er befürchten, dass Catherine weiter nachhaken würde. Auch das könnte für ihn unangenehm enden. Peter war gespannt.

Müller war Profi, das musste man ihm lassen. Nur den Hauch einer Sekunde verlor er die Fassung. Peter sah, dass sich ein feiner Film Schweißperlen auf Herrn Müllers glattrasierter Oberlippe gebildet hatte, dann hatte er sich wieder im Griff: »Nun, aus Rücksicht auf die Angehörigen geben wir hierzu keine Auskunft. Sie verstehen sicher.«

Catherine stand auf und auch Peter erhob sich: »Ich verstehe, natürlich«, entgegnete die Französin. Nach einer wortreichen Verabschiedung überreichte ihnen Herr Müller noch eine Hochglanztüte mit Informationsmaterial, dazu gab es einen *beihon*-Kugelschreiber. Alles, wie hätte es anders sein können, in strahlendem Weiß.

Als sie in der Lobby aus dem Fahrstuhl stiegen, eilte auch schon Frau Begner auf sie zu: »Sie können durch die Tiefgarage gehen, und dann einen der Ausgänge zur Fußgängerzone nehmen.«

Als Peter sie fragend ansah, fügte sie mit einem Nasenrümpfen hinzu: »Na, heute findet wieder eine dieser Kundgebungen statt. Die Demonstranten ziehen genau hier vorbei. Da ist es schwer durchzukommen und Autos können jetzt sowieso nicht fahren.«

Catherine wunderte sich zwar über Frau Begners Hilfsbereitschaft, sagte aber anstandshalber danke.

Die Empfangsdame forderte sie auf, ihr zu folgen, und übergab sie dann der Obhut des Mädchens mit den lila Haaren: »Meine Mitarbeiterin wird Sie nach unten führen.«

Ein letztes Kopfnicken zum Abschied, dann rauschte Frau Begner wieder zu ihrem Arbeitsplatz.

Peter und Catherine standen nun der jungen Frau gegenüber, die sie höflich, aber distanziert begrüßte: »Schönen guten Tag, die Herrschaften, wenn Sie bitte mitkommen möchten.«

Es folgte ein vielsagendes Augenrollen in Richtung Annette Begner. Peter verstand – sie wurden beobachtet. Schweigend machten sich die drei auf den Weg zu den Fahrstühlen im hinteren Bereich der Eingangshalle. Im Lift wurde ebenfalls nicht gesprochen. Die Türen öffneten sich und gaben den Blick auf den unterirdischen Bereich der *beihon*-Zentrale frei. Im Dämmerlicht konnte Peter ein ganzes Heer von Fahrzeugen erkennen, die dicht gedrängt standen, so als hätten sie sich zusammengerottet.

»Sie müssen hier geradeaus, dann einmal links und wieder geradeaus. Folgen Sie einfach den Schildern mit der Aufschrift ›Aufgang III‹. Und achten Sie auf das Licht. Das geht automatisch aus. An den Wänden sind aber überall Schalter, um es wieder einzuschalten.«

Peter und Catherine nickten und wollten sich auf den Weg machen, als das Licht ausging. Peter spürte, wie er am Arm gezogen wurde, und griff automatisch nach Catherines Hand. Kurze Zeit später ging das Licht wieder an. Sie standen jetzt alle drei in einer unbeleuchteten Ecke. Das lilahaarige Mädchen hatte sie dorthin bugsiert.

Sie flüsterte aufgeregt: »Hier können sie uns nicht sehen!«

Dann deutete sie nach oben und Peter und Catherine bemerkten die Überwachungskameras. Obwohl das in einer Tiefgarage nicht ungewöhnlich schien, war trotzdem beiden klar, dass diese Installationen nicht dem Schutz der Besucher dienten. Das Mädchen war nervös, im trüben Licht konnte man ihre geröteten Wangen erkennen.

Sie fuhr fort: »Ich habe zufällig gehört …«, sie machte eine entschuldigende Geste, »wie Sie nach diesem Typen gefragt haben, der mit dem Pferdeschwanz.«

Peter und Catherine nickten, doch bevor einer von beiden etwas sagen konnte, sprach die junge Frau weiter: »Dieser Typ, der war vor ein paar Tagen hier, und die Begner weiß das ganz genau.«

Catherine war begierig, Informationen zu erhalten, allerdings schien es ihr an dieser Stelle auch angebracht, das Mädchen zu warnen: »Hören Sie, ich will gar nicht leugnen, dass wir dringend diese Informationen benötigen, auch wenn ich Ihnen nicht sagen kann, warum. Allerdings möchten wir nicht, dass Sie Schwierigkeiten bekommen …«

Noch ehe Catherine ihren Satz beenden konnte, wurde sie von der jungen Frau unterbrochen.

Mit Genugtuung erklärte diese: »Machen Sie sich keine Gedanken. Ich mache hier nur ein

Praktikum für mein Studium. In zwei Wochen bin ich fertig und dann verschwinde ich. Ich werde keinen Tag länger als nötig diese Sch…«, sie räusperte sich und setzte erneut an: »Ich bin nur noch ein paar Tage hier, also keine Sorge.«

Peter war ebenfalls beunruhigt. Er mochte diese außergewöhnliche junge Frau – sehr sogar, was ihn überraschte. Er konnte seine Gefühle gar nicht einordnen. Jedenfalls fühlte er sich für sie verantwortlich und in seiner Stimme lag echte Besorgnis, als er sprach: »Es geht nicht nur um Ihren Job. Der Typ, der mit dem Ledermantel und dem Pferdeschwanz, der ist jetzt tot.«

Neben Peter schnappte Catherine hörbar nach Luft. Wie konnte der Junge nur so vorschnell Informationen weitergeben? Aber er schien keine Notiz von Catherine zu nehmen, genauso wenig, wie das Mädchen, das Peter nun entsetzt anstarrte, als er leise weitersprach: »Sie könnten in Gefahr sein, wenn Sie uns helfen, und ich möchte nicht, dass Ihnen etwas zustößt.«

Die junge Frau unterbrach ihn und flüsterte: »Wenn Sie sich so viele Gedanken um meine Sicherheit machen, dann sollten Sie mich jetzt erzählen lassen. Dann bin ich schneller zurück und keiner schöpft Verdacht. Viel kann ich Ihnen ohnehin nicht sagen, nur, dass der Mann hier war. Es war schon spät und ich war noch im Büro, weil die Begner mich mal wieder mit irgendeiner Schikane-Arbeit Überstunden machen ließ. Jedenfalls hat der Typ sich ziemlich großspurig aufgeführt und die Begner konnte ihn nicht abwimmeln. Dann ist plötzlich der ›Gockel‹ aufgetaucht.«

»Der Gockel?«, sagten Catherine und Peter wie aus einem Munde.

Die junge Frau schien amüsiert: »Ja, so nenne ich den Mitarbeiter vom Müller, der einzige Mann unter all den Vorzimmerdamen.«

»Und was passierte dann, als dieser ›Gockel‹ auftauchte?«, fragte Catherine.

Das Licht war erneut ausgegangen. Dieses Mal hatte Peter den Knopf an der Wand betätigt und dabei sanft den Arm der jungen Frau gestreift, die der Berührung nicht ausgewichen war. Das Licht flammte auf und die beiden sahen sich in die Augen.

Catherine räusperte sich, woraufhin das Mädchen mit seinem Bericht fortfuhr: »Eigentlich dachte ich, dass der Gockel den Typen rausschmeißen würde, aber er hat sich mit ihm unterhalten. Danach sind sie zusammen in die Tiefgarage gegangen. Ich hatte den Eindruck, die würden sich kennen.«

»Und denken Sie, dass Herr Müller von dem Besucher wusste, oder ihn ebenfalls kannte?« Catherine sah sich, auch unabhängig von der Antwort des Mädchens, jetzt schon darin bestätigt, dass in der *beihon-Unternehmensgroup* irgendetwas nicht stimmte.

Das Mädchen schüttelte den Kopf: »Keine Ahnung, das weiß ich nicht«, sie stockte kurz, dann sah sie Peter an, »Sie werden mir wahrscheinlich nicht verraten, um was es geht, oder?«

Dieses Mal griff Catherine ein: »Wir müssen gehen und Sie sollten auf sich Acht geben, vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Die junge Frau zuckte mit den Schultern, kramte dann einen Stift aus einer ihrer Blazertaschen und kritzelte eilig ihre Handynummer auf ein Stückchen Papier.

Den Zettel reichte sie Peter: »Hier, rufen Sie mich an, wenn alle Geheimnisse gelüftet sind – obwohl ich ehrlich gesagt nicht glaube, dass Sie das tun werden.«

Damit drehte sie sich um und lief zum Aufzug. Wieder ging das Licht aus.

»Doch, das werde ich!«, wollte Peter ihr hinterherrufen, aber da hörte er schon das Geräusch der sich schließenden Aufzugstüren.

Catherine drückte dieses Mal auf den Lichtschalter und seufzte: »Noch einmal jung sein …«

Peter lief rot an und sagte verlegen: »Wir sollten uns auf den Weg machen, am besten immer an

der Wand entlang, damit wir gleich an einem der Lichtschalter sind.«

Der *beihon*-Firmensitz war ein Gebäude mit beachtlichen Ausmaßen. Der Tiefgaragenbereich darunter war nicht minder gigantisch. Catherine und Peter hatten das Gefühl, die Strecke bis zum »Aufgang III« würde sich ewig hinziehen. Von irgendwoher vernahmen sie eine Art Grollen. Es kam von oben und wenn man genauer hinhörte, erkannte man Stimmen. Das Geräusch rührte von den Sprechgesängen der Demonstranten, die immer und immer wiederholt wurden. Es mussten Tausende sein, die wie mit einer Stimme riefen und brüllten. Catherine hatte während ihrer Arbeit öfter erlebt, wie eine Menschenmasse zu einem gefährlichen Raubtier werden konnte. Sie war großen Menschenansammlungen daher immer mit Vorsicht begegnet.

Wieder ging das Licht aus und wieder fluchte Peter lautstark. Als er dieses Mal einen der Schalter an der Wand betätigte, geschah nichts. Die Demonstranten mussten jetzt direkt über ihnen sein, die Sprechchöre waren nun besser zu verstehen. Er suchte nach dem nächsten Schalter, wieder blieb es dunkel. Über ihnen dröhnte es immer lauter, fast hatte man den Eindruck, die Decke würde einstürzen. Dann nahm das Grollen ab, dafür hörte er ein Quietschen hinter sich. Einer der Notausgänge musste geöffnet worden sein.

Peter rief: »Hallo, ist da jemand? Das Licht geht nicht …«, dann biss er sich auf die Zunge. Catherines grober Boxhieb auf seinen Unterarm war nicht mehr nötig gewesen, er hatte es bereits selbst begriffen.

Vollidiot!, beschimpfte er sich stumm. Wenn es jemand auf sie abgesehen hätte, wäre das hier der perfekte Ort und Zeitpunkt, und er hatte soeben ihren Standort verraten. Peter packte Catherine und versuchte, Schutz hinter einem Fahrzeug zu finden.

»Wir brauchen etwas zu unserer Verteidigung«, flüsterte Catherine und kramte in ihrer Handtasche. Dann rutschte ihr ein verzweifeltes »merde« über die Lippen.

Peter hatte genauso wenig anzubieten. Über sich hörten sie immer noch die marschierenden Menschen. Ganz in ihrer Nähe tropfte Wasser auf den Boden und plötzlich, ganz schwach, hörten sie auch Schritte. Peter hoffte inständig, dass nur ein Wagenbesitzer zu seinem Fahrzeug wollte. Seine Gedanken überschlugen sich, er dachte an Thabo, ihre erste Begegnung und hatte plötzlich einen Einfall. Schnell griff er nach der Werbetüte von *beihon*, bewaffnete sich mit dem dicken Prospekt und drückte Catherine mit kurzen Hinweisen den Kugelschreiber in die Hand. Keine Minute zu früh, denn im nächsten Moment wurden sie entdeckt. Das Fahrzeug, hinter dem sie sich geduckt hatten, war offensichtlich als Versteck eine Niete. Auf beiden Seiten des Wagens tauchten Schuhspitzen auf. Peter gab Catherine ein Zeichen, sie mussten aktiv werden. Er sprang auf und erkannte, trotz der Dunkelheit, die Waffe in der Hand seines Gegenübers. Damit waren die Fronten geklärt. Nur Bruchteile einer Sekunde verstrichen, dann traf den Angreifer ein harter Schlag im Gesicht. Peter hatte den Prospekt zusammengerollt und knüppelte nun erbarmungslos auf den Mann mit der Waffe ein. Gleichzeitig stach Catherine mit dem Kugelschreiber zu. Sie hatte einmal einen Bericht über Selbstverteidigung für Frauen verfasst. Und obwohl das schon eine ganze Weile her war, hatte sich ihr eine Regel eingeprägt. Ohne zu zögern, hämmerte Catherine den Stift in das Gesicht des Angreifers, der versucht hatte, sie grob nach oben zu ziehen. Ein scharfer Schmerz durchzuckte ihren Oberarm wie ein Stromschlag, aber sie versuchte immer weiter, sich zu wehren, bis der Angreifer plötzlich laut aufstöhnte und von ihr abließ.

Die Französin rannte nun im Dunklen vorwärts, hinter sich hörte sie Schritte. Sie würde dieses Tempo nicht mehr lange durchhalten. Panik erfüllte sie, die Tränen liefen ihr über das Gesicht, aber das bemerkte Catherine nicht. Ihr Herz klopfte und ihre Beine trugen sie kaum noch.

Die Schritte kamen immer näher, dann hörte sie Peters Stimme: »Lauf, Catherine, ich bin direkt hinter dir.«

Sie hätte vor Erleichterung am liebsten laut aufgeschrien, aber sie bekam kaum noch Luft. Irgendwie erreichten sie den »Aufgang III« und Peter schob die Französin die schmale, steile Treppe nach oben. Als sie die Tür aufstießen, hatte Catherine das Gefühl, dass sie noch niemals zuvor ein schöneres Tageslicht gesehen hätte. Der Menschenzug trampelte jetzt an ihnen vorbei. Peter schob seine Begleiterin in die Menge. Das war eine gute Möglichkeit unterzutauchen. An einer geeigneten Stelle verließen sie die Demonstranten und bogen in eine Seitenstraße ein. Peter sah erleichtert zu Catherine, welche ihn anlächelte.

Ihr Gesicht war ganz blass und ihre Stimme dünn, als sie sagte: »Wir haben es geschafft.« Dann schloss sie die Augen und sank langsam zu Boden.

Deutschland, 14. Mai 2017, gegen 23.00 Uhr – Appartementhaus der Anwaltskanzlei Kromus und Partner

Der Schock saß ihnen noch in den Knochen. Catherine schlief nebenan, nach dem sie sich endlich davon überzeugen ließ, eine der geheimnisvollen Pillen zu nehmen, die ihr der nette Assistenzarzt in der Berliner Klinik mit den Worten: »Wenn Sie schon auf eigene Verantwortung nach Hause gehen, dann seien Sie wenigstens so vernünftig, etwas gegen die Schmerzen zu nehmen«, überreicht hatte. Kopfschüttelnd war der Mediziner den langen sterilen Gang zurück zu seinen anderen Patienten gegangen.

Peter hatte vor Schreck fast den Verstand verloren, als Catherine vor ihm zusammengebrochen war. Jetzt nippte er dankbar an dem Whiskey, den ihm Jonasch gereicht hatte.

»Ich dachte wirklich, sie stirbt«, Peter musste immer noch um Fassung ringen, »ich dachte, wir wären in Sicherheit, da sah ich das Blut, es war plötzlich überall …«

Thabo drückte seinem Freund die Schulter: »Ihr hattet Glück, bei Gott, anders kann man das nicht nennen.«

Peter nickte: »Ich war vollkommen hilflos. Und plötzlich stand dieser Mann neben mir. Catherine war unmittelbar vor seinem Laden zusammengebrochen. Er kam uns sofort zur Hilfe und hat uns ins Krankenhaus gefahren. Ich weiß noch nicht einmal seinen Namen. Ich weiß nur, dass er Türke ist. Als ich mich bei ihm bedankt habe, meinte er nur, dass er keinesfalls wollte, dass die Schlagzeile von morgen lauten würde, dass eine ältere Dame vor einem türkischen Geschäft mit einem Messer attackiert wurde.«

Er stockte und wiederholte: »Ich kenne nicht einmal seinen Namen.«

Jonasch atmete hörbar aus: »Ich denke, das wird er dir nicht übel nehmen. Du bist schließlich unter Schock gestanden. Ich gebe Thabo recht, ihr hattet wirklich Glück!«

Peter lachte heiser auf: »Ja, das hat der Arzt in der Klinik auch gesagt. Er dachte wohl, wir wären bei den Demonstrationen angegriffen worden. Er wollte Catherine, nachdem er die Wunde am Arm genäht hatte, unbedingt in der Klinik behalten, aber sie war stur. Hat darauf bestanden zu gehen und auf eine Anzeige zu verzichten. Sie hat einfach behauptet, sie wäre unglücklich gestürzt.«

Er nippte erneut an seinem Glas. Das Getränk schmeckte ihm nicht, aber es beruhigte ihn. Dann blickte er auf und nickte seinem Gegenüber zu, bevor er fortfuhr: »In diesem Moment wusste ich, dass wir Hilfe brauchen, deshalb habe ich meinen Vater angerufen.«

Kromus senior räusperte sich. Das Wenige, was er am Telefon erfahren hatte, war ausreichend gewesen, die nächsten Schritte zu veranlassen. Er hatte dafür gesorgt, dass sein Sohn und dessen Freunde schnellstmöglich in diese Wohnung kamen. Das Appartementhaus in Berlin-Charlottenburg gehörte seiner Kanzlei. Eigentlich war es für auswärtige Klienten gedacht, die sich nicht gerne in Hotels aufhielten. Die kleine Anlage verfügte über ein ausgezeichnetes Sicherheitssystem und sehr gut geschultes Wachpersonal. Eine zwingende Voraussetzung, wenn man so finanzkräftige Mandanten, wie Peters Vater sie hatte, unterbringen wollte.

Die Kanzlei »Kromus und Partner« befasste sich in erster Linie mit Patent-, Marken- und Urheberrecht, Bereiche, in denen es oft um sehr viel Geld ging. Aber auch in allen anderen Bereichen, von Straf- bis Familienrecht, konnte sie auf kompetente Mitarbeiter zurückgreifen. Obwohl er das Peter nicht sagen würde, hatte er eigentlich bei dessen Anruf damit gerechnet, seinen Mann für Strafrecht aus dem Bett klingeln zu müssen. Kurt Kromus kannte schließlich Peters Talent, sich in unangenehme Situationen zu bringen. Und diese Urban-Explorer-Unternehmungen machten das nicht besser. Aber als er jetzt seinen Sohn anblickte, da sah er, dass etwas mit ihm passiert war.

Der Junge ist erwachsen geworden!, war sein erster Gedanke gewesen, als er am späten Abend auf ihn traf. Sofort hatte sich aber auch das Gefühl der Sorge eingestellt. Kurt Kromus war mehr als erstaunt gewesen, als Peter seine Freunde vorstellte. Und nicht nur deren Gesichter, sondern natürlich auch die Tatsache, dass die Französin verletzt war, hatten den Anwalt nicht daran zweifeln lassen, dass es sich hier um eine ernste Angelegenheit handelte.

Er räusperte sich noch einmal und sprach jetzt zum ersten Mal als Anwalt zu den Männern im Wohnzimmer: »Fangen wir an. Wenn ich Peter richtig verstanden habe, geht es um Schutz. Er meinte, als meine Mandanten wären sie sicherer. Keine Frage, ich helfe gerne, aber ich denke, als Erstes sollte ich erfahren, um was es eigentlich geht.«

Die drei sahen sich kurz an, dann begannen sie zu erzählen. Peters Vater unterbrach sie nur einmal, ganz am Anfang, indem er ungläubig rief: »Der Europaflughafen? Ein Anschlag?«

Danach schwieg er, machte sich Notizen, hob, als der Name *beihon* fiel, kurz die Brauen, und hörte weiter aufmerksam zu. Peter erzählte von dem Glockensymbol mit dem Pfeil und von seiner Begegnung mit Lisa, dem Schneemädchen.

Thabo sprach von Namibia, der Verbindung des toten Urbexers zu *beihon*, der Firma, welcher die Fabrik in Grünau gehörte, und davon, wie sie ein Bonbonpapier auf deren Spur gebracht hatte. Sie erzählten von den Angreifern in der Maginot-Linie und ihrer Begegnung mit Catherine.

Jonasch sprach über seine Erinnerungen bezüglich des Glockensymbols und ihre Vermutung, dass eine Verbindung zwischen den Explosionen auf dem Europaflughafen und der Entdeckung im Werkstollen-C bestehen könnte. Danach folgte ein langes Schweigen. Nur das Kratzen des Füllers, den Kurt Kromus angestrengt über das Papier führte, war zu hören.

Endlich hob der Anwalt den Kopf und blickte angespannt in die Runde: »Tja Leute, dann hoffe ich, ihr habt eine gute Rechtsschutzversicherung, ansonsten ist das Ganze unbezahlbar.«

»Was? Papa!«, entfuhr es Peter, aber Jonasch und Thabo hatten das leichte Zucken um Kurt Kromus' Mundwinkel längst bemerkt, und bevor der Anwalt seinem Sohn erklären konnte, dass er nur einen Witz gemacht hatte, mussten die anderen beiden Männer schon lachen.

»Tut mir leid, mein Junge. Ich dachte, das lockert die Atmosphäre etwas auf.«

Peter schüttelte nur den Kopf und Kromus senior fuhr fort: »Also schön, dann drücke ich das einmal anders aus. Die Sache ist aussichtslos.«

»Papa! Das …«

Kurt Kromus hob die Hand: »Aussichtslos zu diesem Zeitpunkt. Wir können Anzeige erstatten, wegen des Angriffs auf Catherine. Das würde zumindest dazu führen, dass die Polizei bei *beihon* ein bisschen herumschnüffelt. Schließlich ist es in deren Tiefgarage passiert. Gleichzeitig müssten wir dann eventuell offenlegen, dass ihr wegen des Europaflughafens ermittelt. Eine schwierige Sache, ihr habt euch dabei vielleicht sogar selbst strafbar gemacht. Denkt nur daran, was in der Maginot-Linie passiert ist! Und im Werkstollen-C habt ihr eine Gedenkstätte entweiht. Sie, Herr Zuma, sind bei den südafrikanischen Behörden tätig. Ihnen muss klar sein, dass sich Ihre Nachforschungen, wenn sie zu diesem Zeitpunkt publik werden, sehr negativ auf Ihren weiteren beruflichen Weg auswirken werden. Ganz zu schweigen von Ihrer Quelle bei den deutschen Behörden. Bei Ihnen«, damit blickte er zu Jonasch, »könnte man einen Anwaltskollegen in Ihrem Land beauftragen, Anzeige wegen der Schüsse auf Ihr Haus zu erstatten, aber das ist auch schon alles – solange es keine weiteren Anhaltspunkte gibt.«

Peter war wütend aufgesprungen: »Das ist also dein Rat? Wir machen nichts, und die Verantwortlichen kommen davon?«

Thabo, dem die Szene zwischen Senior und Junior etwas peinlich war, sah hilflos zu Jonasch, der eben etwas Beschwichtigendes sagen wollte, als ihm Kurt Kromus zuvorkam: »Peter, du hast mir nicht zugehört«, Kurt Kromus warf seinem Sohn einen Blick zu, der so viel sagen sollte wie »so wie immer«, aber er sprach es nicht aus, sondern fuhr fort: »Ich habe gesagt, dass, wenn wir an dieser Stelle eurer Ermittlungen die Behörden einschalten, ich keine Chance sehe, dass irgendwer zur Rechenschaft gezogen wird. Gleichzeitig ist es meine Pflicht als Anwalt, euch von weiteren Unternehmungen abzuraten, vor allem, wenn sie mit Hausfriedensbruch und Ähnlichem zu tun haben. Und als Vater möchte ich meinen Jungen nicht in Gefahr wissen!«

Als Kurt Kromus bemerkte, dass ihn Peter unterbrechen wollte, hob er erneut die Hand: »Warte, ich bin noch nicht fertig. Aber, als Mann mit gesundem Menschenverstand, halte ich es für unverantwortlich, dieser Sache nicht nachzugehen. Deshalb folgender Vorschlag: Zum einen seid ihr Mandanten meiner Kanzlei. Ihr erreicht mich Tag und Nacht, wenn ihr in irgendwelchen Schwierigkeiten steckt. Zum anderen kann ich euch bei euren Nachforschungen die gesamten Möglichkeiten und Mittel, die mein Büro hat, zur Verfügung stellen. Also, wie sieht euer Plan aus?«

Thabo hatte sich bereits seine Gedanken gemacht, deshalb kam die Antwort ganz spontan: »Wir müssen wissen, was in Grünau passiert ist. Ich denke, damit hängt alles zusammen. Ich kann sowieso nicht länger in Deutschland bleiben. Ich gehe zurück nach Südafrika und reiche erst einmal Urlaub ein. Dann kann ich mich frei bewegen.«

»Namibia? Ich werde dich begleiten«, Peter sagte das fast trotzig und Thabo war klar, dass sich der junge Deutsche bereits auf eine Diskussion mit seinem Vater einstellte.

Auch Kurt Kromus war die herausfordernde Art seines Sohnes nicht entgangen. Er dachte an seine Frau Claudia, die ständig versuchte, zwischen ihm und Peter zu vermitteln. Sie war es auch, die ihm vorwarf, er würde den Jungen nicht genug unterstützen, ihm nicht genug zutrauen.

Kurt Kromus wandte sich direkt an seinen Sohn: »Gut, meine Kanzlei soll euch die Flüge, Mietwagen, was ihr eben so braucht, organisieren. Ich werde das veranlassen. Was sonst noch?«

Peter schluckte, es tat ihm gut, die Rückendeckung seines Vaters zu spüren.

Jonasch unterbrach diesen Gedanken: »Und was ist mit mir und Catherine? Ich könnte euch begleiten …«

»Kommt nicht infrage«, sagte Peter rasch, »ihr bleibt hier, in Sicherheit, bis alles vorbei ist!«

Kurz blickte er zu seinem Vater, der zustimmend nickte, dann kam diesem noch eine andere

Idee: »Ich hätte einen Vorschlag. Ist vielleicht etwas weit hergeholt – aber warum nicht.«

Er sprach jetzt mehr zu sich selbst, dann bemerkte er die fragenden Blicke der anderen und erklärte sich: »Na, wir sprechen über einen Konzern, über Fabriken, über Produktionen und Technik. Außerdem geht es offensichtlich um Erfindungen aus dem Dritten Reich. Wenn es irgendwelche Zusammenhänge gibt, dann könnten wir die darüber finden.«

»Und was heißt das genau?«, fragte Thabo den Anwalt.

Kurt Kromus entspannte sich ein wenig: »Nun, ich bin Anwalt für Patentrecht. Mein erster Gang wäre zum Patentamt. Mal sehen, wer wann welches Patent eingereicht hat. Außerdem sollte es mir und meinen Leuten gelingen, etwas mehr über die *beihon-Unternehmensgroup* herauszufinden. Wollen wir doch mal sehen, wer dort die Entscheidungen trifft.«

»Wir haben bereits einen dieser Typen kennengelernt«, sagte Peter verächtlich.

Kurt Kromus grinste: »Diesen Müller?«

Peter nickte.

»Lass dir eines von deinem alten Vater gesagt sein: Die, die sprechen, sind selten diejenigen, die auch entscheiden.«

Jonasch bemerkte anerkennend: »Das ist wohl war. Ich denke, wenn Sie mehr über *beihon* herausfinden könnten, würde uns das sicher helfen. Und das mit den Patenten ist eine sehr gute Idee. Es ist schließlich kein Geheimnis, dass einige Wissenschaftler des Dritten Reiches sich noch rechtzeitig vor Kriegsende ihre Erfindungen haben patentieren lassen.«

Damit war man sich einig: Thabo und Peter würden nach Namibia fliegen, um die Fabrik in Grünau unter die Lupe zu nehmen, Jonasch und Catherine konnten hier in Berlin bleiben, wo Kurt Kromus entsprechende Nachforschungen anstellen würde.

Peter brachte seinen Vater noch zur Tür. Beide wussten nicht so recht, was sie sagen sollten. Dieses Mal war es Peter, der den ersten Schritt machte. Er ging auf seinen Vater zu und umarmte ihn: »Vielen Dank, Papa.«

Kurt Kromus drückte seinen Sohn fest: »Versprich mir, dass du vorsichtig sein wirst …«

Als der Anwalt das Appartementhaus verließ, spürte er ein Gefühl des inneren Friedens. Er musste an Peters Mutter denken und daran, wie glücklich sie wäre, wenn sie Vater und Sohn so hätte sehen können. Und er dachte in diesem Zusammenhang noch an etwas anderes. Seine erste Frau war in den Sechzigern Mitglied einer Menschenrechtsgruppe gewesen, um gegen Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Deshalb hatte sie auch Jura studiert. Sie war wirklich brillant gewesen. Mit Peters Geburt schien ihr Glück als kleine Familie damals perfekt zu sein – doch sie wurde krank. Kurt hatte es nicht kommen sehen, genauso wenig wie die behandelnden Ärzte. Die Depressionen wurden von Alkoholexzessen und Wutausbrüchen begleitet. Bald hatte man sie mit dem Kind nicht mehr alleine lassen können. Dann kam der Unfall.

Der Arzt hatte es so in den Totenschein geschrieben: »Versehentliche Überdosis Schlaftabletten.« Kurt hatte sie damals gefunden, es gab keinen Abschiedsbrief, aber das war auch nicht nötig gewesen. Keiner im Haus hatte an einen Unfall geglaubt. Ella hatte sich um Peter gekümmert und der Anwalt sich in die Arbeit gestürzt. Die erste Zeit hatte ihn Peters Anblick so sehr geschmerzt, dass er es kaum ertragen konnte. Die Ähnlichkeit mit seiner Mutter war einfach zu stark. Irgendwann war es dann zu spät, sie waren sich fremd geworden.

Heute war etwas passiert, etwas Positives. Peter trug all das Gute seiner Mutter in sich und Kurt konnte das jetzt das erste Mal bewusst fühlen und sehen. Er blinzelte kurz, als er in sein Auto

stieg. Die Geschichte von Lisa, dem Schneemädchen, hatte ihn an etwas erinnert. Etwas, an dem seine Frau vor Jahren gearbeitet hatte. Kurt Kromus wollte Peters Mutter vorhin nicht erwähnen, nicht bevor er sich sicher sein konnte – aber er hatte das Gefühl, dass er auf der richtigen Spur war.

Kapitel 8

Tagebucheintrag, Februar 1951

Ich arbeite energisch weiter am Projekt und unterziehe es ständigen Verbesserungen, die nahezu rasend schnelle Entwicklung der Technik spielt uns in die Hände. Was vor wenigen Jahren noch ganze Räume füllte, hat heute die Größe eines Schreibtischs! Die neuen Möglichkeiten könnten den Schlüssel zum Erfolg darstellen. Ich erwarte ungeduldig die Lieferung des neuen Feldelektronenmikroskops, welches uns bei der Oberflächenanalyse weiter voranbringen wird.

Es scheint, als würde sich die Welt immer schneller drehen – und gerade hier und jetzt benötigen die Menschen eine Führung, die nicht zulässt, dass sie aus der Bahn geworfen werden!

Namibia, 18. Mai 2017, später Nachmittag – Grünau

Thabo und Peter saßen in der Bar des kleinen Hotels in Grünau, in dem sie sich am Vorabend eingemietet hatten. Der Südafrikaner hatte gestern früh, nach der Ankunft in Kapstadt, seinen Urlaub eingereicht und kurz darauf waren sie die circa 850 Kilometer nach Grünau in Namibia gefahren. Der Grenzübertritt verlief problemlos und noch in der Nacht hatten die beiden Männer die Umgebung der Fabrikanlage von *beihon* in Augenschein genommen.

Sie waren enttäuscht über das Ergebnis ihrer nächtlichen Beobachtungen.

»Wir haben nichts gefunden. Rein gar nichts.«

Peter zuckte mit den Schultern: »Ehrlich gesagt hatte ich nicht erwartet, dass wir die Antworten auf einem Silbertablett serviert bekommen. Wir müssen da rein, ansonsten bleibt uns nur noch die Möglichkeit, auskunftsfreudiges Personal zu finden.

»So wie bei *beihon*? Ein Mädchen mit lila Haaren?«

Peter grinste verschmitzt: »Zum Beispiel. Wäre doch zumindest ein Anfang.«

Zwei Stunden später waren sie unterwegs auf der Suche nach Informanten. Da es das Naheliegendste gewesen war, hatten sie einfach im Hotel nachgefragt. Der Rezeptionist kannte tatsächlich jemanden, der in der deutschen Anlage arbeitete. Er schickte die beiden zu einer kleinen Bar in der Innenstadt. Dort würden sie sicher noch auf weitere Namibier treffen, die in der deutschen Fabrik angestellt waren. Thabo sollte die Gespräche führen. Sie würden sich als Journalisten-Team ausgeben, das über die großartigen Leistungen des deutschen Unternehmens für die Region um Grünau berichten wollte.

»Erst einmal alles positiv«, hatte Thabo gesagt, »sonst werden die Leute misstrauisch und schweigen wie eine Muschel.«

»Es heißt ›verschließen sich wie eine Auster‹, aber davon abgesehen, wie sollen wir denn etwas erfahren, wenn wir als Freunde der *beihon-Unternehmensgroup* auftreten?«, erwiderte Peter.

Thabo hatte abgewunken: »Überlass das mir. Wenn wir den richtigen Kandidaten haben, dann ändern wir unsere Taktik. Vermutlich werden wir für die Information bezahlen müssen.«

Peter nickte. Sein Vater hatte ihnen noch einen Umschlag mit Banknoten zugesteckt.

»Für den Notfall«, hatte er gesagt, »und für die Informationsbeschaffung!«

Peter war seinem Vater mehr als dankbar. Sie hatten sich in Berlin herzlich verabschiedet und vereinbart, dass mindestens einmal am Tag ein Anruf von Thabo oder Peter in der Anwaltskanzlei eingehen musste, ansonsten würde Kromus senior davon ausgehen, dass die beiden Hilfe bräuchten beziehungsweise in Schwierigkeiten stecken würden.

Als sie jetzt durch die namibischen Straßen fuhren, dachte Peter an seine Nächte in Kapstadt, an die Armenviertel und die Villengegenden, die so dicht beieinander lagen. So gegensätzlich die Natur hier sein konnte, so gegensätzlich waren auch die Lebensbedingungen der Menschen.

»Wir sind da«, sagte Thabo und stellte den Wagen ab. Es war bereits dunkel. Die Bar war nicht besonders groß, vor dem Eingang standen einige Tische und Stühle, die bunt zusammengewürfelt waren. Im Inneren gab es eine Theke, um die ein paar Männer standen.

Thabo sagte etwas zur Begrüßung und die Arbeiter, die sich bei ihrem Eintreten umgedreht hatten, verloren das Interesse an den Neuankömmlingen und widmeten sich wieder ihren Gesprächen und den Getränken vor ihnen. Die beiden stellten sich an die Theke. Mit der Zeit gelang es dem Südafrikaner, mit den Namibiern ins Gespräch zu kommen. Er erzählte ihnen von der angeblichen Reportage und spendierte ein paar Getränke – leider brachte sie das keinen Schritt weiter. Die Arbeiter waren voll des Lobes für ihren Brötchengeber. Freuten sich über die Vorzüge, in deren Genuss sie kamen, und hofften, dass die Fabrik nach dem Feuer nicht geschlossen würde. Einzig die dürftige Auskunft, dass nur ein Teil der Fabrik abgebrannt sei, dass der zerstörte Teil bisher streng bewacht wurde und der Zutritt verboten war, gaben Thabo und Peter das Gefühl, auf der richtigen Spur zu sein. Ansonsten war den Arbeitern nichts Verdächtiges aufgefallen und wenn, dann wäre es ihnen auch egal gewesen.

Peter hatte bemerkt, dass einer der Arbeiter schwieg. Erst dachte er, der Mann hätte nicht verstanden, um was es ginge – dann fiel ihm aber auf, dass sich um dessen Mund ein verächtlicher Zug abzeichnete, als seine Kollegen *beihon* in den höchsten Tönen lobten. Der Mann blickte auf und sah Peter direkt in die Augen, dann stieg er umständlich von seinem Barhocker und ging, unbemerkt von den anderen, nach draußen. Peter wartete einen Moment, dann folgte er ihm und überließ es Thabo, die Arbeiter an der Theke weiter auszuhorchen.

Vor der Bar hatte der Fremde mit dem verächtlichen Gesichtsausdruck an einem der kleinen Tische Platz genommen. Andere Gäste gab es momentan nicht.

Peter ging auf ihn zu und fragte nervös: »Darf ich mich setzen?«

Der Namibier blickte ihn an, grinste schief und machte eine einladende Handbewegung: »Aber bitte, Herr … Journalist?«

Peter wusste instinktiv, dass man diesem Mann nichts vormachen konnte.

Eine Lüge wäre also ein schlechter Start, deshalb antwortete er: »Mein Name ist Peter, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das für sich behalten könnten.«

Sein Gegenüber nickte kurz.

»Ich kann Ihnen versichern, dass wir nichts Böses im Schilde führen. Wir möchten nur ein paar Informationen.«

»Über *beihon*?«, der Mann schien auf der Hut.

»Ja, vor allem über das Feuer«, Peter suchte nach Worten, »eine Frage der Sicherheit.«

»Welche Sicherheit?«, sagte der Namibier und blickte den jungen Deutschen aus klugen Augen an.

»Die Sicherheit von uns allen«, gab Peter zurück und dachte: *Das ist zumindest keine Lüge.*

Der Mann nickte, trank einen Schluck und schwieg. Peter blieb ebenfalls stumm.

So saßen sie eine Weile beisammen, bis der Namibier ansetzte: »Meine Frau meint, ich könnte nie mit dem zufrieden sein, was ich habe. Vielleicht hat sie recht. Sollte man auf alle Fragen auch die Antworten kennen?«

Peter suchte nach Worten, aber ihm fiel nichts ein, was nicht überheblich oder dumm geklungen hätte.

Der Mann fuhr fort: »Die Fabrik versorgt uns gut. Wirklich gut. Sie bezahlt uns mehr für unsere Arbeit, als die wert ist. Wir müssen uns nur an die Regeln halten.«

»Die Regeln?«

»Ja, kein Zutritt in die gesperrten Bereiche.«

»Und wenn doch?«

»Dann folgt offiziell die Entlassung.«

»Offiziell? Und was folgt inoffiziell?«

Wieder schwieg der Namibier. Er schien mit sich zu ringen.

Peter wollte unbedingt an die Informationen. Ein Geldangebot schien ihm in diesem Moment aber nicht richtig. Er hatte den Eindruck, der Mann könnte das als Beleidigung auffassen. Vielleicht wäre Vertrauen das geeignetere Zahlungsmittel.

Peter überlegte sich seine nächsten Worte sehr genau und sprach dann zu dem Namibier: »Hören Sie, ich kann Ihnen nicht sagen, um was es geht. Aber es ist gefährlich. Es hat bereits Verletzte und Tote gegeben und irgendetwas hat die *beihon-Unternehmensgroup* damit zu tun – wissentlich oder unwissentlich. Ich will nur dafür sorgen, dass niemand mehr verletzt wird. Also, wenn Sie etwas wissen, dann helfen Sie mir. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass die nie erfahren werden, dass Sie mit mir gesprochen haben.«

Der Mann knetete seine Unterlippe, dann rückte er seinen Stuhl näher an den von Peter: »Ich hatte einen Cousin, der hat ebenfalls in der Fabrik gearbeitet. Auch so einer, der immer alle Fragen beantwortet haben wollte. Offensichtlich eine Familienkrankheit.«

Kurz lächelte er, dann sprach er weiter: »Eines Tages entschied sich mein Cousin, sich ein bisschen umzusehen. Zwei Tage später hatte er einen tödlichen Verkehrsunfall …«

Peter schluckte: »Das tut mir leid!«

Der Namibier reagierte nicht auf Peters Bemerkung, sondern sprach weiter: »Er war unvorsichtig. Ich bin mir sicher, die wussten, dass er in die Labore eingedrungen war. Es gibt schließlich überall Kameras. Tja, mein Cousin war wissbegierig, aber trotzdem nicht besonders schlau. Jedenfalls ist er jetzt tot und die Labore sind abgebrannt. Keiner interessiert sich mehr dafür.«

»Ich interessiere mich dafür«, sagte Peter mit Nachdruck, »bitte, wenn Sie etwas wissen, dann sagen Sie es mir!«

Namibia, 18. Mai 2017, kurz vor Mitternacht – im Hotelzimmer in Grünau

»Du glaubst dem Mann?«, Thabo war nicht überzeugt, aber Peter ließ sich nicht beirren.

»Ich bin mir sicher. Das Geld wollte er gar nicht nehmen, ich habe es ihm förmlich aufgedrängt und gebeten, es der Frau seines Cousins zu geben. Der Mann hat die Wahrheit gesagt.«

»Aber wir wissen nicht, ob der tote Cousin ihn vielleicht belogen hat.«

Peter stöhnte auf: »Die beiden waren Freunde, Cousins, warum sollte er?«

»Also schön, der Mann hat dir erzählt, dass sein Cousin in den Laboren jede Menge blinkende

Lichter gesehen hatte. Und dass es dort ›merkwürdige‹ Apparaturen gab. Das ist ja jetzt nicht wirklich ungewöhnlich für ein modernes Labor. Also, inwieweit hilft uns diese Information?«, erwiderte Thabo.

Peter legte ein triumphierendes Lächeln auf, als er genüsslich seine Antwort formulierte: »In soweit, als dass der gute Cousin auch noch *jede Menge* Stickstofftanks entdeckt hat …«

Thabo pfiff durch die Zähne: »Schon wieder Stickstoff – es scheint also einen Zusammenhang zu geben!«

»Das meine ich auch«, in Peters Stimme schwang der Stolz des Entdeckers mit.

»Aber«, warf Thabo ein, »die Labore sind abgebrannt.«

Peters Lächeln wurde breiter: »Die Labore schon, aber der neugierige Cousin hat noch etwas anderes entdeckt und ich denke, das sollten wir uns einmal näher anschauen.«

Südafrika, 19. Mai 2017, gegen 11.00 Uhr – hinter der Grenze zu Namibia

Nachdem sich Thabo und Peter noch eine Weile besprochen hatten, waren sie übereingekommen, in die Fabrik einzudringen. Allerdings nicht ohne sich dafür Hilfe zu holen. Deshalb hatten sie Grünau am frühen Morgen verlassen und fuhren jetzt Richtung Nababeep, einer kleinen südafrikanischen Stadt nicht weit hinter der Grenze, in der sie, laut Thabo, die Hilfe bekommen könnten, die sie bräuchten.

Peter war skeptisch: »Und dieser Freund, der hat kein Telefon?«

Thabo schwieg und Peter bohrte nach: »Wieso haben wir nicht einfach angerufen? Wieso müssen wir da persönlich aufkreuzen?«

Thabo sprach mit Grenzbeamten, die kurz ihre Papiere kontrollierten, dann ging die Fahrt weiter. Endlich bequemte sich der Südafrikaner zu einer Antwort: »Erstens, ist er kein Freund, zweitens hat er ein Telefon und drittens ist es besser, wenn wir persönlich anfragen. Außerdem habe ich in Deutschland auch nicht gemeckert, als wir ständig die Autobahn hoch und runter gefahren sind.«

»Er ist kein Freund, was ist er dann?«

»Ein ehemaliger Ausbilder beim Militär. Ein alter Kämpfer, der so einiges erlebt hat. Er kennt sich aus. Wenn uns jemand helfen kann, dann er«, antwortete Thabo bestimmt.

»Und warum ist er kein Freund?«

Thabo seufzte genervt: »Weil er mich nicht leiden kann, deshalb!«

Peter wollte schon etwas einwenden, aber Thabo kam ihm zuvor: »Er ist der Einzige, der helfen kann, also werden wir ihn fragen. Ende der Diskussion.«

Peter schwieg den Rest der Fahrt, er war ungeduldig, sie verschwendeten seiner Meinung nach Zeit. Nach einer weiteren Stunde Fahrt hatten sie ihr Ziel erreicht. Thabo hatte den Wagen sicher durch ein kleines Viertel gelenkt, in dem Häuser, Schuppen und Garagen dicht an dicht gedrängt standen. Obwohl die Gebäude sich nicht glichen, war es schwer, sich hier zu orientieren. Vor einem kleinen Häuschen am Ende einer Straße parkte er das Auto. Kinder spielten am Fahrbahnrand und sahen neugierig den Fremden hinterher. Peter lächelte ihnen zu und sie fingen an zu kichern.

Vor der großen Eingangstür blieben die beiden stehen.

»Er wird aber nicht gleich auf uns schießen, wenn er uns sieht, oder?«

Thabo gab nur ein leises »Ich weiß nicht« von sich, als auch schon die Tür aufging.

Peter riss die Augen auf, als er die beeindruckende Gestalt im Türrahmen sah. Der Mann, ein

Schwarzer, war groß, breitschultrig und das olivgrüne T-Shirt, das er trug, spannte sich über seinem durchtrainierten Oberkörper.

Als er Thabo erblickte, zeigte sich ein Ausdruck von Ungläubigkeit auf seinem Gesicht, dann grinste er breit: »Sieh an, das kleine ›Zuma-Mädchen‹ kommt heim zu Papa«, dem setzte er noch ein verächtliches »Ha!« hinten an, und verschränkte die Arme vor der Brust.

Peter murmelte: »Ach, das hat doch keinen Sinn«, da hatte ihn der Mann im Türrahmen auch schon im Visier und blaffte: »Und eine hübsche Freundin hast du auch mitgebracht, genauso weinerlich wie du. Ihr werdet bestimmt glücklich miteinander.«

Der junge Deutsche sah den Mann wütend an, was diesen dazu veranlasste, ein herzhaftes Gelächter zum Besten zu geben.

Thabo lächelte müde und sagte: »Chief, können wir reinkommen? Es ist wichtig«, dann setzte er nochmals nach, »sehr wichtig!«

Der Chief trat zur Seite und meckerte: »Das hoffe ich für euch, an Kaffeekränzchen liegt mir nämlich nichts«, wieder unterstrich er seine Bemerkung mit einem lauten »Ha!«.

Peter war nicht überrascht, als er das Wohnzimmer betrat. Alles hier passte zu dem Mann. Chief Bele, wie ihn Thabo ansprach, lebte offensichtlich alleine. Zumindest gab es keine Anzeichen für eine weibliche Hand im »Haushalt Bele«. Überall hatte er Andenken aus seiner Militärzeit aufgestellt. Ansonsten war das Zimmer sehr aufgeräumt. Alles schien in Reih und Glied zu stehen, selbst die Schreibutensilien, auf dem kleinen Tischchen in der Ecke, waren fein säuberlich nach Größe und Farbe sortiert.

Der Chief forderte sie auf, sich zu setzen, was mehr nach einem Befehl, als nach einer Einladung klang. Dann musterte er die beiden eindringlich, um plötzlich, völlig unerwartet, zu explodieren: »Thabo Zuma, was fällt dir ein, mir noch einmal unter die Augen zu kommen!«

Peter war verärgert über den Wutausbruch des Mannes, sprang auf und rief wütend: »Thabo, wir sollten gehen, wir …«, und damit deutete er mit dem Daumen auf den Chief, »verplempern doch nur Zeit!«

Thabo wollte seinen Freund stoppen, ihn bitten zu schweigen, aber Chief Bele war jetzt ebenfalls aufgesprungen und baute sich vor Peter auf. Er überragte den Deutschen um fast einen Kopf, abgesehen davon, dass er fast doppelt so breit war.

Peter dachte daran, wie er gleich das Geräusch seiner eigenen brechenden Knochen hören würde. Aber Testosteron konnte eine feine Sache sein, und so wich er nicht zurück, sondern rempelte direkt gegen den Bauch des Chiefs und brüllte: »Was glauben Sie? Dass mich das beeindruckt? Allenfalls ein Happen für zwischendurch, mehr wären Sie nicht für mich!«

Thabo schüttelte ungläubig den Kopf. Noch überraschter schien der Chief, auf dessen Gesicht sich gerade die unterschiedlichsten Emotionen die Klinke in die Hand gaben. Nach der Wut folgte die Verblüffung, dann die Bewunderung und dann siegte die Belustigung.

Der ehemalige Ausbilder drehte sich zu Thabo, als er sprach: »Deine Kleine ist ja eine richtige Raubkatze«, dann schlug er Peter mit der flachen Hand auf den linken Oberarm, dass dieser fast das Gleichgewicht verlor, und brach in ein schallendes Gelächter aus. Er hatte kaum Luft zum Reden und prustete: »Ich, ›ein Häppchen für zwischendurch‹? Was bist du? Ein Selbstmörder?«

Peter war immer noch unter Strom, der Schlag auf den Arm, der wohlgemerkt freundschaftlich war, hatte ihm gerade verdeutlicht, dass er bei einer körperlichen Auseinandersetzung einer Dampfwalze gegenübergestanden hätte. Langsam ließ die Anspannung nach und er musste grinsen.

Der Chief, immer noch lachend, schlurfte durch das Zimmer und öffnete einen Schrank, der

ganz offensichtlich zur Hausbar umfunktioniert worden war. Er füllte drei Gläser und gab sie an seine Überraschungsgäste. Dann setzte er sich wieder, tupfte sich mit einem Zipfel seines T-Shirts den Schweiß von der Stirn, wobei er den Blick auf seinen Sixpackbauch freigab und lehnte sich entspannt zurück.

Der junge Deutsche betrachtete neugierig den Mann, der schätzungsweise um die sechzig Jahre alt war.

Jetzt wurde der Chief wieder ernst und blickte zu Thabo: »Du hättest damals das Militär nicht verlassen dürfen. Du warst dafür geboren.«

Thabo wollte ihn unterbrechen: »Bitte, können wir das nicht verschieben?«

Der Chief sah jetzt zu Peter, und als er sprach, konnte man die Enttäuschung heraushören: »Er war einer der Besten, aber er hat einfach aufgegeben. Klaustrophobie, so ein Unsinn. Das ist doch Mädchenkram, als wäre das ein Grund. Wir hätten das hingekriegt …«, wieder folgte das »Ha!« und der Chief verstummte, während Peter neugierig zu Thabo blickte.

Dieser ging auf die Vorwürfe seines ehemaligen Vorgesetzten nicht ein, stattdessen sagte er: »Wissen Sie, was ein Urban-Explorer ist?« Und dann begann er, ihre Geschichte zu erzählen.

Zwei Drinks später stand Chief Bele auf und tigerte im Zimmer hin und her. Thabo und Peter beobachteten ihn schweigend.

Dann kratzte sich der ehemalige Ausbilder den kahlen Schädel und stieß geräuschvoll die Luft aus: »Wann soll das Ganze denn stattfinden?«

Peter überlegte nicht lange und sagte: »Am besten heute Nacht.«

Wie angestochen fuhr der Chief herum und brüllte: »Heute Nacht? Ihr seid ja nicht ganz bei Trost.«

Thabo ging dazwischen: »So schnell wie möglich, wir dürfen keine Zeit verlieren!«

Der Chief schnaufte nur verächtlich und Thabo sprach hastig weiter: »Wir müssen da dringend rein, wir brauchen jemanden, der uns durch das Sicherheitssystem bringt. Und vielleicht noch zwei Mann als Rückendeckung. Wenn wir erst einmal drin sind, dann wissen wir, wo wir hin müssen. Unsere Quelle hat uns den Weg gut beschrieben.«

»Was glaubt ihr dort eigentlich zu finden?«, fragte der Chief. Er war sich der Dringlichkeit durchaus bewusst und hatte keine Zweifel an Thabos und Peters Worten. Aber wie sollte er so schnell ein Team zusammenstellen? Und einen Experten für das Sicherheitssystem zu finden, der da mitmachte, das schien wahrlich unmöglich. Thabo redete weiter auf seinen ehemaligen Vorgesetzten ein, der mittlerweile nicht mehr zuhörte, sondern angestrengt nachdachte. Er würde einen alten Freund bemühen müssen.

»Also gut«, unterbrach der Chief abrupt Thabos Ausführungen, »morgen Nacht, das ist der frühste Termin, wenn …«, er runzelte die Stirn, »wenn mein Kontakt uns durch deren Sicherheitssystem bringen kann.«

»Erst morgen Nacht?«, maulte Peter.

»Also zum letzten Mal«, blaffte Chief Bele zurück, »ihr kommt hierher und wollt von mir sofort ein Team, das illegal in eine private Anlage eindringt. Wie habt ihr euch das vorgestellt? Wir gehen da rein und erschießen alle? Und anschließend legen wir ein Feuer, damit es keine Fingerabdrücke gibt?« Er sah die zwei zornig an, dann schüttelte er den Kopf und fuhr etwas milder fort: »Das Reinkommen ist nie das Problem. Es geht darum reinzukommen, ohne dass es jemand bemerkt. Deshalb seid ihr doch hier, oder?«

Die beiden nickten zustimmend.

»Dann müsst ihr auch auf mich hören. Ich brauche jemanden, der uns da, ohne Alarm auszulösen, durchlotst und die Kameras im Griff hat. Ihr habt nur dürftige Informationen über das Innere der Anlage, hoffen wir, dass nachts wirklich nur wenige Mitarbeiter in der Fabrik sind. Euer Informant sprach von einer großen Stahltür unter den Bürogebäuden, aber er beziehungsweise sein toter Cousin waren da nicht drin?«

Der junge Deutsche schüttelte den Kopf: »Nein, aber er hat gesagt, die Tür wäre riesig gewesen, also sicherlich ist da kein Aktenarchiv untergebracht. Wir müssen wissen, was sich dahinter verbirgt«, Peter sah sein Gegenüber fast flehend an, »eine andere Spur haben wir nicht.«

Der Chief lief zu einem Schrank, öffnete eine Schublade und kramte eine Karte heraus, die er auf dem Tisch ausbreitete.

»In Ordnung, Soldat«, wandte er sich an Thabo, »wo treffen wir uns?«

Dieser studierte eingehend die Karte: »Wenn alles klappt, dann checken wir morgen gegen 18.00 Uhr aus dem Hotel aus und geben an, dass wir über Nacht zurück nach Kapstadt fahren möchten. Bis Ihr Team kommt, verstecken wir uns mit dem Wagen hier«, er deutete mit dem Finger auf einen Punkt und der Chief notierte die Koordinaten, »da sind wir gut geschützt und es ist nicht weit bis zur Fabrik.«

Thabos ehemaliger Ausbilder nickte zustimmend: »Gut, dann gebt mir eine Telefonnummer, unter der ich euch erreichen kann. Ich versuche mein Möglichstes.«

Kaum hatten Thabo und Peter die Wohnung verlassen, wählte Chief Bele bereits eine Nummer. Es knackte in der Leitung und fast hatte man den Eindruck, die Ziffern der Telefonnummer würden zu Fuß die weite Strecke durch Afrika, Europa bis zur »Grünen Insel« zurücklegen. Der Chief war nervös. Er wusste nicht einmal, ob er seinen Freund überhaupt noch unter dieser Nummer erreichen konnte. Das letzte gemeinsame Projekt lag jetzt fünf Jahre zurück. Diese Unternehmung wäre beinahe schiefgegangen. Zu ihrer beiden Sicherheit hatten sie daher seit damals keinen Kontakt mehr gehabt. Nigel war nun mal ein Zivilist.

Der Chief musste grinsen, als er an ihn dachte: *Was für ein misstrauischer Teufelskerl!* Ihm würde die Sache gefallen.

»Die Welt ist dem Untergang geweiht«, war eines von Nigels Mottos. Zu seinem eigenen Schutz würde Chief Bele ihm aber nur das Nötigste erzählen. Das Knacken im Hörer hatte aufgehört, endlich kam ein Freizeichen, dann meldete sich eine raue Stimme.

Der Chief zögerte kurz, dann räusperte er sich und sagte: »Ich habe gehört, sie verkaufen Angelzubehör, Gebrauchtware?«

Die andere Seite blieb stumm. Im Hintergrund lief Folkmusik und man vernahm typische Kneipengeräusche. Dann, nach einer kleinen Ewigkeit, sagte die Stimme: »Die gebrauchte Angel ist bereits verkauft«, und es wurde aufgelegt.

Der Chief atmete durch. Als er sein Telefon auf die Ladestation setzte, bemerkte er ein leichtes Zittern seiner Hand. Er fühlte sich wie ein Jagdhund, der gleich von der Leine gelassen wurde – dann klingelte es.

Chief Bele wusste zwar, dass das Nigel war, sagte aber trotzdem die vereinbarten Codesätze. Ein System, das sie schon vor langer Zeit ausgeklügelt hatten, um »zufällige« Mithörer im Unklaren zu lassen. Aber wie Nigel einmal so richtig bemerkt hatte: »Wenn sie dich im Visier haben, dann hilft das auch nicht mehr.«

Der Chief hoffte jedoch, dass er selbst sich noch unbemerkt durch die digitale Welt bewegte, und ergriff, damit das so bleiben könnte, alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen.

Hätte also jetzt ein Fremder ihr Gespräch gehört, dann wäre er sich nicht sicher gewesen, ob er

die Unterhaltung zweier Angelfans, eines Liebespärchens oder eines weinerlichen Dichters mit seiner Muse belauschte.

Als das Telefonat beendet war, wählte der Chief sofort die nächste Nummer. Die Sache war angelaufen – wenn alles gut ging, dann würde er von Nigel morgen das »Go« bekommen. Bis dahin musste die Sache vorbereitet sein, sie hatten schließlich nicht viel Zeit.

Namibia, 20. Mai 2017, kurz vor Mitternacht – Fabrikanlage von *beihon* in Grünau

Peter war aufgeregt. Er kam sich vor wie in einem Computerspiel, aber er wusste natürlich, dass alles echt war. Er hatte auch keine »drei Leben«. Sollte etwas schiefgehen, dann wäre das endgültig. Er schluckte. Thabo hatte ihm vorgeschlagen, im Wagen zu warten, aber das hatte er abgelehnt. Es ging ihm nicht darum, etwas zu beweisen – er wollte helfen. Ihm würden vielleicht Dinge auffallen, die die anderen übersehen könnten. Er fingerte in seiner Jackentasche herum, sie war leer.

Thabo hatte ihn instruiert: »Nichts mitnehmen, was Rückschlüsse auf deine Identität zulässt.«

Peter hatte alle Ratschläge befolgt. Er hatte kein einziges Mal widersprochen, sondern versucht, sich alle Anweisungen einzuprägen.

Chief Bele betrachtete den jungen Deutschen verstohlen und dachte: *Wäre ein guter Soldat geworden. Hat Mut, der Junge!*

Dann trat Thabo zu ihnen und flüsterte: »Bereit?«

Peter nickte und Chief Bele schwor seine Männer ein letztes Mal ein. Er hatte zuverlässige Soldaten gefunden. Manche würden sie als Söldner bezeichnen, für den Chief waren sie Helden. Dutzende Male hatte er mit ihnen zusammengearbeitet und bisher waren sie alle lebend zurückgekehrt. Er vertraute diesen Männern bedingungslos und das war das Einzige, was während eines Einsatzes zählte.

Namen wurden nicht genannt. Peter hatte also keine Ahnung, mit wem er da gleich losmarschieren würde. Und sympathisch konnte er seine Begleiter auch nicht nennen, wenn er ganz ehrlich war. Eigentlich hatte er sogar ein bisschen Angst vor seiner eigenen Rückendeckung. Der Asiate im Team sprach überhaupt nicht und beinahe hatte Peter den Eindruck, er würde nicht einmal verstehen, was Chief Bele ihm sagte. Nur einmal glaubte er, eine Regung in Form eines winzigen Kopfnickens wahrzunehmen. Auch der zweite Mann im Team, ein Schwarzer, wirkte Furcht einflößend. Er hatte Peter mit einem Blick angesehen, der so viel zu bedeuten hatte wie: »Nehmen wir jetzt auch Kinder mit?«

Ein ermahnender Ausdruck in Chief Beles Gesicht hatte ihn jedoch daran gehindert, diesen Gedanken auszusprechen. Der dritte im Bunde war ein rothaariger Südafrikaner, der so bleich war wie der Tod persönlich. Seine blauen Augen wirkten eiskalt, und wenn er sprach, dann klang alles wie eine Provokation. Allerdings verstand Peter wenig, denn die anderen unterhielten sich die ganze Zeit über auf Afrikaans.

Thabo fragte, wer denn nun das Sicherheitssystem ausschalten würde, woraufhin der Chief sich an sein Headset am Ohr tippte.

»Wir machen das ›online‹?«, flüsterte Thabo entsetzt.

Der Chief nickte. »Keine Sorge, Papa regelt das schon.«

Damit klopfte er Thabo kurz auf die Schulter, verteilte an alle Funkgeräte mit Headsets und erklärte Peter kurz, wie man es bediente. Sie marschierten los. Einzig der Chief blieb bei den Fahrzeugen zurück.

»Mein Freund, ich hatte mir eigentlich geschworen, dich nie wieder in Gefahr zu bringen«, flüsterte er in das kleine Mikrofon.

Im Kopfhörer des Chiefs erklang, fast amüsiert, die raue Stimme mit dem irischen Akzent: »Ich erwarte nicht, dass ich ewig lebe. Also, was soll's, fangen wir an!«

Peter lief neben Thabo. Der Asiate war vor ihnen. Links und rechts, ein wenig versetzt dahinter, bildeten die anderen beiden Soldaten die Nachhut. Bis zur Fabrik selbst kamen sie gut voran, dann blieb der kleine Zug stehen und Peter lauschte, wie die anderen, dem Gespräch zwischen Thabo und dem Chief über das Funkgerät.

Plötzlich ging alles ganz schnell. Peter wurde am Ärmel gezogen und die Männer rannten los. Dem Kontakt von Chief Bele war es gelungen, die Stromversorgung der Fabrik kurz zu unterbrechen. Gerade lange genug, um ihnen die nötige Zeit zu verschaffen, die Gebäude zu betreten. Jedoch nicht so lange, dass jemand Verdacht schöpfen könnte oder etwa die Notstromversorgung anspringen würde. Sie hatten also nur ein knappes Zeitfenster. Als nun von einer Sekunde zur anderen alles im Dunkeln lag, rannte die kleine Gruppe schwarz gekleideter Gestalten geduckt am Haupteingang vorbei, um dann linker Hand über einen der Noteingänge einzudringen. Sie hatten gerade noch Zeit, den Bereich zu verlassen und ein Treppenhaus, das vor allem als Fluchtweg im Brandfall benutzt wurde, zu betreten, als das Licht auch schon wieder aufflackerte. Dieser Teil des Treppenhauses hatte zwar keine Kameras, aber dort konnten sie unmöglich bleiben. Sollte sie hier jemand entdecken, dann säßen sie in der Falle. Sie mussten weiter.

Mit den Angaben des toten Cousins und den Bauplänen, die Nigel sich über verschlungene virtuelle Pfade besorgt hatte, war es ihnen gelungen, sich eine Route zurechtzulegen, die sie schnell und unentdeckt zu der großen Stahltür führen sollte. Chief Bele gab ihnen kurze Befehle. So mussten sie nun im Treppenhaus warten, bis Nigel die nächste Kamera, die ihren Weg kreuzen sollte, manipuliert hatte.

Peter plagten die schlimmsten Befürchtungen. Wenn er nur daran dachte, welche Probleme er mit seinem Rechner zu Hause hatte, ganz zu schweigen von der Odyssee, die er hinter sich bringen musste, wenn er seine E-Mails von unterwegs aus abrufen wollte! Er stöhnte innerlich. Wie sollte da irgendwer, der Gott weiß wo saß, auf ein hoch entwickeltes Computersystem so gezielt Einfluss nehmen können? Glücklicherweise blieb jetzt keine Zeit zum Nachdenken, denn schon schoben ihn die anderen weiter.

Fast tänzelnd, um keine Geräusche zu verursachen, liefen sie die Treppe nach unten, die sie direkt in die unterirdischen Bereiche führen sollte. Wieder ein abrupter Halt, wieder warten. Peter schwitzte und sein Herz hämmerte. Er versuchte, flach zu atmen, da er den Eindruck hatte, sein lautes Schnaufen könnte sie verraten. Endlich ging es weiter. Durch eine Tür, in den nächsten Gang, wieder helles Licht, dann vollkommene Dunkelheit. Wieder Pausen, wieder rennen. Peter wünschte sich nach Hause. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Es war eben doch etwas anderes, wenn er als einfacher Urbexer seine harmlosen Touren machte. Erneut ein Zerren an seinem Arm, dieses Mal krochen sie auf allen vieren um die Ecke – und endlich hatten sie die große Stahltür erreicht.

»Was jetzt?«, flüsterte einer der Soldaten Thabo zu.

Sie hatten sich in einer dunklen Nische versteckt und beobachteten angestrengt das große Stahltor. Es schien fest verschlossen. Rechts neben dem Tor, an der Wand, konnten sie ein

Tastenfeld erkennen. Ein elektronisches Schloss verwehrte ihnen den Zutritt. Zum Öffnen benötigte man einen Code und vermutlich auch noch einen Schlüssel oder eine Karte. Thabo kratzte sich am Kopf, dann flüsterte er seine Entdeckung in das Mikrofon. Chief Bele wiederholte alles Wort für Wort, damit Nigel wusste, was er zu tun hatte. Ein Fluch folgte dem nächsten und die Männer wurden zusehends nervöser. Nigel hatte Schwierigkeiten, das Tor zu öffnen, das Problem schien unlösbar. Er ließ durch Chief Bele übermitteln, dass die Elektronik des Tors nicht über das Computersystem gesteuert wurde, auf das er Zugriff hatte.

»Das scheint ein eigenes, in sich geschlossenes System zu sein, ich weiß nicht, ob ich da rein komme!«, hatte er ins Mikrofon geknurrt, selbst verärgert, so leicht ausgebremst worden zu sein.

Peter dachte nur: *Ich wusste es*, sagte aber nichts.

Er blickte sich in dem düsteren Gang um, als ihm etwas auffiel. Seine »Urbexer-Gene« machten sich bemerkbar. Er konzentrierte sich und versuchte, sich an die Ausführungen des toten Cousins zu erinnern. Dann rief er sich den Grundriss des Gebäudes, den sie von Nigel erhalten hatten, ins Gedächtnis. Sie waren im Keller des Verwaltungsgebäudes. Links daneben hatte der Bau gestanden, in dem die Labore untergebracht waren und der durch das Feuer zerstört worden war. Es hatte eine überdachte Verbindung zwischen den Gebäuden im Erdgeschoss gegeben. In den Plänen war aber weder das Stahltor noch eine zusätzliche Verbindung im Untergeschoss eingezeichnet. Aber hier ging ein weiterer Gang ab, ein Tunnel führte in die Dunkelheit. Und ihm war noch etwas anderes aufgefallen.

Auf dem Boden verliefen Schienen, die offensichtlich bis hinter das Stahltor führten. Vorsichtig tippte Peter auf Thabos Schulter, der eine Diskussion in Zeichensprache mit ihren Begleitern führte. Alle waren so auf das Stahltor konzentriert, dass sie diesem Tunnel gar keine Beachtung schenkten. Genervt drehte Thabo sich zu Peter um. Als er jedoch sah, was dieser entdeckt hatte, veränderte sich sein Gesichtsausdruck.

Die beiden Männer nickten sich zu, dann flüsterte der Südafrikaner in sein Mikrofon: »Wir haben einen Tunnel zu den abgebrannten Laboren entdeckt, das müssen wir uns einmal ansehen.«

Chief Bele schnaubte wütend am anderen Ende der Leitung: »Das werdet ihr nicht, wir hatten einen Plan, der lautete: ›A: Wir suchen die Stahltür, B: Wir versuchen einzudringen, C: Wir ziehen uns zurück‹ A und B sind erledigt, demnach folgt jetzt C. Also los! Zurück! Sofort!«

Anstatt zu schreien, zischte der Chief seinen letzten Befehl, um ihm Nachdruck zu verleihen, bedrohlich durch die Leitung.

Dieses Mal mischte sich Peter ein: »Wir können jetzt nicht zurück. Wir müssen der Sache nachgehen.«

Wieder zischte es in den Kopfhörern der Männer: »Junge, wenn ihr da raus kommt, dann werde ich dir persönlich meinen Stiefel …«

»Chief«, unterbrach ihn Thabo, »bitte helfen Sie uns. Und später«, als er das sagte, warf er Peter einen entschuldigenden Blick zu, »später können Sie dann Ihr Schuhwerk, wo auch immer, unterbringen.«

Kurz herrschte Stille. Die drei Soldaten würden nur auf Anweisung des Chiefs weitergehen, das wusste Thabo. Wenn der Chief die Mission abbrach, dann würden die Männer sie vermutlich mit Gewalt herausschleifen.

Erneut erklang die Stimme von Chief Bele, einem deftigen Fluch folgten die Worte: »Ich werde auch einen passenden Schuh für dich finden. Und jetzt vorwärts.«

Er gab seinen Männern ein paar Anweisungen, während Nigel versuchen sollte, sich Zugriff auf die unterirdischen Bereiche der Anlage zu verschaffen.

Die Männer gingen los. Die drei Soldaten hatten, wie auf ein stilles Zeichen hin, ihre Waffen in Anschlag genommen. Peter, der sowieso schon extrem angespannt war, bemerkte, wie sich seine gesamte Muskulatur verkrampfte.

Der Tunnel war mehrere Meter hoch und gute fünf Meter breit. Die Dunkelheit bot ihnen Schutz, und so schlichen sie an den Mauern entlang, immer den Schienen folgend. Der Gang wurde noch ein Stück breiter und nach einer letzten Kurve standen sie erneut vor einem riesigen Tor, das sich plötzlich, fast lautlos, in Bewegung setzte. Die Spuren des Feuers waren noch gut daran zu erkennen. Peter wurde von einem der Männer mitgezogen. In einem dunklen Winkel konnten sie beobachten, wie ein Schienenfahrzeug den Durchgang passierte.

Vorne saß ein Mann, ein Weißer, welcher auf Deutsch mit einem weiteren Mann, der am Tor stehen geblieben war, sprach: »Ich bringe das Zeug rüber, das ist der Rest. Alles für den ›Nullpunkt‹.«

Der am Tor Stehende gab ein dümmliches Gelächter zur Antwort.

»Und sag ihnen, ich mache Feierabend. Morgen kommt der Bautrupp, dann wird alles eingestampft und planiert, dann ist das hier Geschichte.«

Wieder lachte sein Gegenüber hohl, so als könnte er nicht bis drei zählen. Dann setzte sich das Schienenfahrzeug in Bewegung. Auf dem Wagen direkt hinter dem Fahrer stand ein riesiges Gerät, das vollkommen verkohlt war und so aussah, als würde es bei der geringsten Berührung auseinanderbrechen. Es folgten weitere kleine Wagen, auf denen einige Kisten gestapelt waren.

Das Tor schloss sich bereits wieder und das Schienenfahrzeug, samt Anhängern, rollte langsam vorbei. Als die Kisten an den Männern vorbeizuckelten, hätte Peter vor Überraschung beinahe aufgeschrien. Thabo hatte es ebenfalls entdeckt. Jemand hatte etwas auf die Kisten gemalt: Gut erkennbar, selbst im trüben Licht, prangte auf ihnen das Glockensymbol mit dem Pfeil.

Peter überlegte nicht, er reagierte nur – endlich hatten sie etwas gefunden. In der nächsten Sekunde sprang er hinter den Kisten auf das langsam dahinschleichende Gefährt und schlüpfte unter eine Plane. Er musste weder Chief Beles Gesicht sehen, noch seine Kommentare hören, um zu wissen, dass dieser, sowie er von Peters eigenmächtiger Aktion erfahren würde, mit seinem Stiefel schon einmal gewaltig Schwung holen würde. Aber sie konnten sich zögerliches Verhalten nicht erlauben. Schon merkte er, wie die anderen neben ihm unter die Plane krochen.

Der Rothaarige teilte Chief Bele ihren neuesten Status mit, während der Asiate in Peters Richtung ein Zeichen machte, das eindeutig ein Hinweis auf seine sich soeben dramatisch verkürzende Lebenserwartung war. Nur die Funkstille, die die Situation erforderte, bewahrte Peter vor Chief Beles blumigen Ausführungen über einen schmerzhaften Tod.

Wie Peter vermutet hatte, brachte sie das Schienenfahrzeug direkt zurück zu ihrem eigentlichen Ziel, nämlich dem Stahltor unter dem Verwaltungsgebäude, das sich jetzt öffnete. Noch konnten sie unter der Plane nicht viel erkennen. Geräusche drangen an ihre Ohren und sie vernahmen Stimmen. Das Gefährt bremste und der Asiate schaute vorsichtig unter der Plane hervor. Sie hatten Glück und konnten unbemerkt vom Wagen steigen, um sich sofort hinter ein paar Ölfässern zu verstecken. Ein Blick genügte und sie wussten, dass sie in einem unterirdischen Flugzeughangar waren. Peter sah staunend zu Thabo. Ein Flugzeughangar, der nirgendwo verzeichnet war, das Ganze unterirdisch – das ließ nur einen Schluss zu: Was auch immer hier stattfand, es war nicht legal. Die beiden Freunde nickten sich zu. Hier waren sie richtig. Wieder hörten sie Stimmen, allerdings waren sie zu weit entfernt, um zu verstehen, was gesagt wurde.

»Was ist das für eine komische Sprache?«, fragte der afrikanische Soldat leise.

Peter musste grinsen und flüsterte: »Das ist Deutsch, aber ich muss näher ran.«

Obwohl er eigentlich mit Widerspruch gerechnet hatte, musste Peter sich eines Besseren belehren lassen. Der Afrikaner blickte sich um und gab dem Rothaarigen ein Zeichen, während der Asiate durch ein kleines Zielfernrohr sah, das er aus seiner Jacke geholt hatte, und damit nun die Halle observierte. Dann gab er seinem Partner ein Signal.

»Auf geht's«, flüsterte der Afrikaner und deutete auf die rechte Seite, wo weitere Ölfässer, Flugzeugteile und Fahrzeuge standen.

Die kleine Gruppe setzte sich in Bewegung und schlich vorsichtig voran. Das Licht in der Halle war nicht stark genug, um auch die äußeren Winkel und Ecken zu erhellen, so hatten sie genug Deckung, um sich den Stimmen zu nähern. Das Schienenfahrzeug war bereits vor ihnen angekommen und so konnten sie sehen, wie die letzten Kisten und die große verkohlte Apparatur in ein Transportflugzeug geladen wurden. Sie sahen außerdem noch eine kleinere Maschine, vermutlich eine Cessna.

In der Nähe der Flugzeuge parkte eine Limousine, neben dem Wagen stand ein Mann. Peter starrte auf dessen Hinterkopf, etwas kam ihm bekannt vor. Dann setzte sich der Mann in Bewegung und lief dicht an ihrem Versteck vorbei. Endlich drehte er sein Gesicht in Peters Richtung, der vor Schreck unsanft in Thabos Arm kniff und flüsterte: »Müller! Das ist dieser Müller von *beihon*!«

Thabo war baff, wollte etwas erwidern, blieb aber still, als der *beihon*-Vorstand zu jemandem sprach: »Wir sind gleich so weit. Soll ich Sie denn nicht doch begleiten? Ich hatte diese Reise fest eingeplant und meine Termine entsprechend gelegt.«

Kurz hörten sie ein dumpfes Geräusch, das sich in regelmäßigen Abständen wiederholte. Dann trat eine zweite Gestalt aus dem Schatten, die in einen langen Mantel gehüllt war, der Kragen hatte einen dicken Pelzbesatz. Peter fing nur vom Hinsehen an, zu schwitzen. Eine Hand des Fremden, die in einem schwarzen Lederhandschuh steckte, umschloss den silbernen Knauf eines Gehstocks. Die zweite Hand ruhte jetzt auf der Schulter von Müller. Das Gesicht des Mannes blieb jedoch weiter im Schatten verborgen. Dann sprach der Unbekannte mit einer markanten Stimme, er betonte die Worte auf eine eigentümliche Weise. Peter fühlte sich an etwas erinnert. Der Fremde sprach mit einem Akzent, der jedoch zu schwach war, um ihn zuzuordnen.

Seine Stimme war angenehm und tief: »Mein Freund, bleiben Sie hier und lösen Sie unser …«, er zögerte kurz, »nun, sagen wir ›Deutsch-südafrikanisches-Problem‹, die Informationen könnten für uns äußerst nützlich sein«, dann fing der Mann an zu husten.

Es klang heiser und ungesund. Müller bot in fast kriecherischer Art ein Taschentuch an, das der andere mit der Bemerkung nahm: »Danke, mein Freund, die Kälte setzt mir zu.«

Die beiden Männer verabschiedeten sich. Müller stieg in seine Limousine und fuhr davon. Anschließend ging der Fremde an Bord der Transportmaschine, einer Transall, ohne dass sein Gesicht offenbart wurde. Kurze Zeit später setzte sich das Flugzeug in Bewegung und rollte von ihnen weg. Die Soldaten sahen sich kurz an, dann flüsterten sie etwas ins Mikrofon. Erneut wurde Peter am Arm gezogen. Man war übereingekommen, dass das der ideale Moment für den Rückzug war. Sie sollten der Maschine hinterher. Schließlich musste es sich um eine Startbahn handeln, über die die Transall die Anlage verlassen konnte. Also liefen sie los, immer an der Wand entlang. Nach wenigen Hundert Metern brannten keine Deckenleuchten mehr, sondern nur noch kleine Lichter, die im Boden eingelassen waren. Dadurch wurde der Rückzug leichter, denn sie brauchten nicht mehr auf ihre Deckung zu achten. Sie rannten jetzt in vollem Tempo. In einiger Entfernung hörten sie noch das Flugzeug, aber die Distanz zu der Maschine wurde immer größer. Peters

Lungen brannten und er bewunderte die Soldaten, die außer ihres eigenen Körpergewichts auch noch die Last der Ausrüstung tragen mussten. Außerdem ging es die ganze Zeit leicht bergauf. Plötzlich ertönte ein quietschendes Geräusch.

»Verflucht«, keuchte der Rothaarige, »schneller, die schließen das Tor!«

Er hatte recht – jetzt konnte Peter es auch sehen. Vor ihnen schloss sich die Öffnung, durch die das Flugzeug in den Nachthimmel abgehoben war. Die Männer legten nochmals an Tempo zu, um dann, mit einem Hechtsprung, unter dem sich absenkenden Stahl durchzutauchen. Peter sah die Unterseite des Tores auf sein Gesicht zukommen, als jemand mit aller Kraft am Kragen seiner Jacke riss. Eine Sekunde später krachte das Metall auf die Erde, sie waren im Freien.

»Das glaube ich jetzt nicht, seht euch das an!«, es war das erste Mal, dass der Asiate sprach.

Seine Stimme war überraschend sanft, aber die Verwunderung war ihr trotzdem anzuhören. Peter, der noch auf dem Boden lag, richtete sich auf und begutachtete das, was den Mann so in Erstaunen versetzt hatte. Thabo gab einen leisen Fluch von sich. Der Ausgang fügte sich perfekt in die Landschaft ein. Sie standen vor einem kleinen Berg. Offensichtlich hatte man die Startbahn bis hierher geführt und sich dann den Weg durch den Fels gesprengt. Die Öffnung wurde von einem Tor verschlossen, das durch den entsprechenden Anstrich aussah, als sei es ein Teil der Landschaft. Nur wer sehr nahe davorstand, bemerkte den Unterschied. Da das Gelände vermutlich im Besitz von *beihon* war, sich also Unbefugte selten hierher verirrten, war die Gefahr, entdeckt zu werden, gering. Die Transportmaschine konnte bequem unter dem Radar der Flugüberwachung hindurchfliegen.

Peter zitterte, das Ganze wurde immer komplizierter. Ein unbekanntes Geräusch schreckte ihn auf, ein Fahrzeug ohne Licht näherte sich der Gruppe. Die Soldaten entsicherten ihre Waffen, da erkannten sie den Wagen des Chiefs.

»Los, rein da«, rief er wütend und sein Gesichtsausdruck verbarg keineswegs sein Missfallen über die eigenmächtigen Planänderungen während der Mission. Der Wagen raste in halsbrecherischem Tempo durch die Dunkelheit davon, zurück zum Fahrzeug von Peter und Thabo, das der Asiate nun übernahm, der damit sicher hinter dem Chief herfuhr.

Erst als sie die Grenze hinter sich gelassen hatten und der Chief wieder südafrikanischen Boden unter den Rädern spürte, sprach er ein letztes Mal in sein Mikrofon: »Mein Freund, die neue Angel hat hervorragend funktioniert, ich danke dir.«

Woraufhin Nigel antwortete: »Vielleicht retten wir sie eines Tages doch noch, die kleinen Fische im Teich! Machs gut, mein Freund.«

Kapitel 9

Tagebucheintrag, Juni 1985

Mein Vater ist tot. Ich trauere jedoch nicht nur um seine Person – die strenge Hand, mit der er mich erzogen hat, brachte mich dahin, wo ich nun bin! Ich trauere auch um das pure Wissen, welches er über all die Jahre hinweg angesammelt hat. Ohne Zweifel werde ich unserem Namen und unserer Sache die Ehre erweisen, die sie verdient. Sein Vermächtnis hätte keinen würdigeren Nachfolger finden können als mich! Da ich die Überwachung der Projekte bereits seit einiger Zeit formal leite, werden wir glücklicherweise nahtlos weitermachen können.

Deutschland, 20. Mai 2017, Mitternacht – Berliner Privathaus von Kurt Kromus

Kurt Kromus saß auf dem Boden des kleinen Abstellraums im obersten Stockwerk seiner Villa. Vor ihm standen fünf Umzugskisten.

Das ist also das, was bleibt, ... was mir von dir geblieben ist, dachte er.

Die Kartons enthielten Dinge, die seiner ersten Frau, Peters Mutter, gehört hatten. Bisher war er nicht in der Lage gewesen, sie durchzusehen. Ella, die Haushälterin, hatte sich damals um alles gekümmert. Heute konnte er nicht mit ihrer Hilfe rechnen. Mit einem Seufzer öffnete er die erste Kiste. Sofort überkam ihn die Trauer. Ganz oben auf lag ein Foto von seiner ersten Frau. Der Rahmen war zerbrochen und das Bild vergilbt. Ohne es zu wollen, stiegen ihm Tränen in die Augen. Was war nur los mit ihm, er war doch sonst nicht so nahe am Wasser gebaut?

Der Fall wühlte ihn auf. Er hatte Angst um Peter, hätte ihm am liebsten Hausarrest verordnet, aber das ging natürlich nicht. Sein Sohn war jetzt erwachsen und traf seine eigenen Entscheidungen. Er konnte ihn darin lediglich unterstützen – so, wie es ihm Claudia geraten hatte.

Kurt Kromus war froh, dass er auf seine junge Frau gehört hatte. Sie verstand Peter viel besser als er. Doch auch sie könnte in Gefahr sein. Deshalb hatte er einen Wachdienst beauftragt, der um das Privathaus postiert war, und Claudia durfte momentan nur mit einem Leibwächter die Villa verlassen. Die junge Frau hatte keine Fragen gestellt. Immer, wenn Kurt Kromus mit wichtigen Mandanten zu tun hatte, galten besondere Sicherheitsvorkehrungen und manchmal zählte dazu eben auch ein Leibwächter. Gewöhnlich unterrichtete er Claudia allerdings ausführlich darüber. Dieses Mal war er ihr ausgewichen und sie hatte nicht nachgehakt.

Wieder seufzte Kurt Kromus laut und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht, als er plötzlich eine sanfte Hand auf seiner Schulter spürte. Claudia hatte das kleine Zimmer betreten. Mitternacht war bereits vorbei und sie trug einen Morgenmantel. Kurt wusste nicht, was er sagen sollte.

»Hat das mit der Sache zu tun, an der du gerade …«, sie zögerte, wusste nicht, wie sie die Situation beschreiben sollte, und sagte schließlich, »arbeitest?«

Kurt nickte nur stumm. Claudia setzte sich neben ihren Mann auf den Boden und sah ihn an. Sie war sich immer darüber im Klaren gewesen, dass die Erinnerung an Kurts erste Frau wie ein dunkler Schatten über den Bewohnern dieses Hauses schwebte. Bisher war ihr nicht gelungen, die Vergangenheit in ein klares Licht zu tauchen. Die Distanz, die zwischen ihrem Mann und seinem Sohn Peter herrschte, schien einfach zu groß. Claudia hatte weder Peter noch seine verstorbene

Mutter jemals als Konkurrenz gesehen. Im Gegenteil, sie hatte sich immer gewünscht, dass sie drei zu einer Familie zusammenwachsen würden. Gemeinsam hätten sie dann auch die Erinnerung an Peters Mutter bewahrt. Für Claudias Geschmack wurde in diesem Haus über zu viel geschwiegen. Sie selbst kannte das nur zu gut. Ihr eigener Vater war früh gestorben, vermutlich der Grund, warum sie sich für einen so viel älteren Mann entschieden hatte. Zumindest hatte das einmal eine ihrer Freundinnen behauptet. Auch bei ihr zu Hause war die Trauer nicht bewältigt, sondern verdrängt worden. Vielleicht gab es jetzt endlich einmal eine Möglichkeit, das zu ändern. Erneut berührte sie den Arm ihres Mannes und sagte: »Was ist los? Ich bin kein Kind, Kurt – ich bin deine Frau, deine Partnerin …«

Kurt Kromus blickte auf. Er wollte Claudia schützen, er wollte sie nicht belasten und jetzt saß er da und konnte sich kaum zusammenreißen.

Claudia sah ihn erwartungsvoll an. Er fühlte sich, als würde er schlecht vorbereitet im Gerichtssaal stehen. Und plötzlich, ohne es zu wollen, sprudelten die Worte aus ihm heraus. Er erzählte seiner Frau die Details, die er von Peter wusste, und wie sich die Angelegenheit die letzten Tage entwickelt hatte.

Als er endete, sah er in Claudias sanftes Gesicht und bemerkte, wie sich ihre Stirn in Falten legte, als sie sprach: »Das ist ja eine furchtbare Sache, wie kann ich helfen?«

Kurt hatte mit Vorwürfen und Panik gerechnet, aber Claudia überraschte ihn wieder einmal.

Entschlossen blickte sie ihn an und Kurt Kromus gab ihr einen Kuss: »Danke.«

Dann sagte er: »Peters Mutter hat damals ehrenamtlich für eine Menschenrechtsorganisation gearbeitet. Es war, glaube ich, Ende der Achtziger, als sie sich mit einem Fall befasst hat, in dem es um eine Frau ging, die als Kind gezwungen worden war, an Experimenten teilzunehmen. Experimente mit Menschen, die angeblich ›besondere Fähigkeiten‹ hatten.«

»Und du vermutest, dass dieses Mädchen, dem Peter begegnet ist, ein Kind mit besonderer Begabung sein könnte?«

»Ich weiß, das klingt weit hergeholt, aber es wäre eine Erklärung dafür, dass dieses ›Schneemädchen‹, die kleine Lisa, Dinge wahrnimmt, die den anderen verborgen bleiben. Ganz davon abgesehen …«

»Dass sie sich von einem Ort zum anderen ›zaubern‹ kann!«, beendete Claudia den Satz.

Kurt nickte.

Claudia fing an, die erste Kiste zu durchsuchen, dann die nächste. Im dritten Umzugskarton wurde sie fündig: »Kurt, ich denke, hier könnte es sein. Die Kiste ist voll mit Papieren und Akten.«

Er war erleichtert, nicht weiter in den vielen Kleinigkeiten wühlen zu müssen, die ihn so schmerzlich an eine längst vergangen geglaubte Zeit erinnerten. Sie setzten sich näher an den besagten Karton.

»Wir müssen das alles durchsehen, fürchte ich – aber, wenn du lieber schlafen gehen möchtest?«

»Kommt nicht infrage«, gab Claudia bestimmt zurück, »wir machen das hier gemeinsam«, und schon beugte sie sich über einen Stapel Akten und fing an, darin zu blättern. Sie waren bereits Stunden in die alten Papiere vertieft, als plötzlich Ella, die Haushälterin, im Türrahmen erschien. Sie machte ein fragendes Gesicht und sah erstaunt, wie die beiden in den alten Sachen ihrer ehemaligen Arbeitgeberin wühlten. Kurt und Claudia blickten auf. Und während Kurt nicht wusste, was er sagen sollte, stellte sich Claudia wieder einmal als diejenige heraus, die ganz Herr der Lage war.

»Hallo Ella, wir hoffen, hier etwas zu finden, das Peter hilft. Er ist in eine Sache hineingeraten, bei der wir ihm unbedingt beistehen müssen«, erklärte sie.

Ella brauchte keine weiteren Informationen. Sie konnte sich zwar nicht vorstellen, dass es in den Kartons etwas gab, das Peter heute helfen könnte, aber die Möglichkeit, dass Vater und Sohn eventuell zusammengefunden hätten, reichte ihr. Sie konnte sich noch gut an Kurts erste Frau erinnern. Wenn sie damals an einer Sache dran war, dann war sie unermüdlich gewesen und hatte nächtelang gearbeitet. Die Szene, die sich ihr jetzt bot: Das Ehepaar auf dem Fußboden, umgeben von jeder Menge Papier, kam Ella deshalb seltsam vertraut vor.

Sie schluckte und rief beim Hinausgehen: »Ich bringe Kaffee und belegte Brote!«

Das Studium der vielen Akten war beschwerlich. Kurts erste Frau hatte eine feine, aber nicht besonders lesbare Handschrift und manches war sogar in Steno geschrieben. Die wenigsten Texte waren mit der Schreibmaschine getippt worden. Erst in einem der letzten Stapel fand Kurt die entsprechenden Unterlagen.

»Endlich, ich denke, ich hab's gefunden.«

Claudia rückte näher zu ihm und senkte ebenfalls den Kopf über die Papiere. Schweigend lasen sie die Notizen, dann sahen sie sich an.

»Das ist unglaublich«, rief Claudia, »ich hatte ja keine Ahnung, dass es so etwas tatsächlich gab!«

Kurt Kromus legte die Stirn in Falten, als er nachdenklich antwortete: »Und womöglich immer noch gibt.«

Südafrika, 21. Mai 2017, früher Morgen – Nababeep

Als sie kurz vor Nababeep waren, hielt der Chief, abseits der Straße, den Wagen an.

»So, da wären wir. Zeit, um ›Lebewohl‹ zu sagen«, damit wuchtete sich der Chief aus seinem Auto und die anderen taten es ihm gleich. Die Männer, die der Chief angeheuert hatte, waren nach wie vor schweigsam. Peter bekam aber das Gefühl, dass sich etwas zwischen ihnen verändert hatte. Nach der Unternehmung der vergangenen Nacht hatte er den Eindruck, den Soldaten etwas schuldig zu sein. Sie hatten ihnen schließlich geholfen, und so üppig war die Bezahlung, die sie von Peter und Thabo dafür erhalten hatten, auch nicht gewesen. Peter überkam ein starkes Gefühl der Dankbarkeit. Ganz spontan bat er daher den Chief um Stift und Papier und schrieb den Männern die Telefonnummer und Adresse der Anwaltskanzlei seines Vaters auf.

»Hier«, damit reichte er die Papierfetzen weiter, »nehmt das. Wenn ihr einmal in Schwierigkeiten seid, ruft dort an. Sagt denen, ihr kommt von mir, die werden euch helfen. Die Leute haben gute Verbindungen. Also, ruft einfach an«, Peter wusste nicht mehr weiter und stammelte, »nochmals danke für alles.«

Die drei Männer nickten ihm zu und der Asiate verzog anerkennend die Mundwinkel. Schließlich drehten sich die Soldaten um und verschwanden in der Dunkelheit. Einen Moment lang war es still, dann war es an der Zeit, sich auch von Chief Bele zu verabschieden.

Peter hatte dem Chief ebenfalls die Nummer der Kanzlei aufgeschrieben und als er sie ihm übergab, meinte der Afrikaner nur: »Junge, vielleicht wäre es besser, deinem alten Herrn meine Nummer zu geben. Meine Leute werden vermutlich nie in eine Situation kommen, in der sie einen Anwalt zum Verhandeln brauchen.«

Es folgte eine vielsagende Pause, dann sprach der Chief mit dem Anflug eines Lächelns weiter:

»Wo hingegen durchaus anzunehmen ist, dass ein Anwalt einmal einen ehemaligen Militärangehörigen benötigt, um seinen leichtsinnigen Sohn aus irgendwelchen Schwierigkeiten zu befreien.«

Damit tippte er sich an die Stirn, so als wollte er salutieren, und stieg wieder in seinen Wagen. Sie dachten schon, er würde ohne weiteren Gruß davonrasen, als er noch einmal den Rückwärtsgang einlegte und zu ihnen zurücksetzte.

Durch das Fenster erschien sein massiger Schädel: »Das war gute Arbeit ihr zwei, passt auf euch auf.«

Das »Danke«, das ihm Thabo noch hinterherrief, hörte er schon nicht mehr und schnell verloren sich die Rücklichter seines Wagens in der Dunkelheit.

Als sie in ihr Auto stiegen, konnte sich Thabo eine Bemerkung nicht verkneifen, deshalb sagte er: »Meinst du, *er* findet das gut?«

Peter blickte ihn verdutzt an: »Wer?«

»Na, dein Vater! Schließlich hast du großzügig seine Dienste beziehungsweise die seiner Kanzlei angeboten«, antwortete Thabo ironisch.

»Wieso nicht, die Männer haben uns geholfen, und wenn sie eines Tages in Schwierigkeiten sind, dann brauchen sie einen guten Anwalt.«

Thabo grinste: »Einen Patentanwalt? Nun, vielleicht wollen sie sich einmal eine Methode des ›lautlosen Tötens‹ als Patent schützen lassen.«

Peter fing an, wütend zu werden: »Rede keinen Unsinn. Die Männer können schnell in einem Gefängnis landen und dann?«

Der Südafrikaner zog die Brauen hoch und antwortete: »Und wie hast du dir das vorgestellt?«

Thabo ahmte jetzt die Stimme einer Frau nach: »Hallo, hier Anwaltskanzlei Kromus und Partner … Wie bitte? … Sie sitzen in einer Zelle des nordkoreanischen Geheimdienstes? … Als Spion verurteilt? … Drohende Hinrichtung? … Kein Problem, einer unserer Mitarbeiter ist gleich für Sie da … nur ein Sekündchen!«

Thabo sprach jetzt wieder mit normaler Stimme: »Und dann reist Papa Kromus mit zwei Referendaren nach Nordkorea und verhandelt über die Kaution?«

Peter verzog beleidigt das Gesicht: »Ich wollte mich bedanken. Das schien mir eine Möglichkeit. So wie du das sagst, hört es sich natürlich so an, als wäre ich ein totaler Depp.«

Der Deutsche stöhnte und ließ sich in seinen Sitz fallen. Das Angebot stand, daran gab es jetzt sowieso nichts mehr zu ändern.

Auf der Weiterfahrt nach Kapstadt sprachen Thabo und Peter wenig. Sie waren müde und hungrig. Als sie dann endlich in Thabos kleiner Wohnung ankamen, fiel der Südafrikaner in sein Bett, während es sich Peter auf der Couch bequem machte.

Erst als sich das Ehepaar gegenüber einen lautstarken Rosenkrieg lieferte, wachte er wieder auf. Es war bereits nach 16.00 Uhr. Kurz musste der Deutsche sich orientieren, dann erkannte er Thabos Wohnung. Die gestrige Nacht kam zurück und damit auch die vielen unbeantworteten Fragen.

Sie wussten jetzt, dass *beihon* beziehungsweise zumindest dieser Müller das Glockensymbol kannte und dass es im Zusammenhang mit den Dingen stand, die in dem Labor in Namibia passiert waren. Sie hatten gesehen und gehört, dass alles, was das Feuer übrig gelassen hatte, abtransportiert wurde. Peter dachte an das große verkohlte Etwas auf dem Zug. Alles wurde in ein

Flugzeug verfrachtet und dann von einem geheimnisvollen Fremden, der offensichtlich äußerst kälteempfindlich war, fortgebracht.

Wenn wir nur wüssten, wohin dieses Flugzeug wollte!, dachte Peter. Müller hatte geplant mitzufliegen, erhielt aber von dem Fremden andere Anweisungen. Das wiederum hatte Thabo auf eine Idee gebracht, bei deren Diskussion sie sich beinahe gestritten hätten. Peter dachte noch einmal über den Vorschlag seines Freundes nach. Er würde ihn ungern umsetzen, aber, das musste er zugeben, es war eine gute Möglichkeit in der Sache weiterzukommen.

Thabo erschien im Wohnzimmer. Kurze Zeit später hatten sie den Computer eingeschaltet und waren über Skype mit Berlin verbunden. Peter erkannte das private Arbeitszimmer seines Vaters und sah Claudia an seiner Seite.

Ohne langes Vorgeplänkel kam sein Vater sofort zur Sache: »Wir haben etwas Interessantes gefunden«, und dann schob er ein fast schüchternes »Claudia hat mir dabei geholfen« ein.

Peter nickte lächelnd. Er mochte Claudia und wusste, dass sie sich sehr darüber freuen würde, wenn er und sein Vater sich wieder näher kämen.

Kurt Kromus räusperte sich, dann sprach er sachlich, wenn auch mit leicht zitternder Stimme von den Kartons im Obergeschoss und den Dingen, die darin aufbewahrt wurden.

Als er schwieg, gab Claudia ihrem Mann einen zarten Rempler und er fügte hinzu: »Wenn das hier vorbei ist, dann werden wir die Sachen gemeinsam durchsehen.«

Peter hatte einen Kloß im Hals, nickte aber zustimmend und brachte ein krächzendes »Ja« heraus.

Claudia sagte: »Deine Mutter hat eine Frau betreut, die als Kind zu Experimenten gezwungen wurde.«

Dann übernahm wieder Kurt Kromus: »Die Frau war damals acht Jahre alt gewesen. Geboren wurde sie in der Mongolei und landete über Umwege, zusammen mit anderen Versuchspersonen, in den Händen von Stalins Wissenschaftlern.«

»Du liebe Güte«, flüsterte Thabo, »nicht auch noch der.«

Kurt Kromus nickte nur kurz: »Leider doch! Aber er war nicht der Einzige. Wir haben die letzten Stunden sowohl die Akten von Peters Mutter als auch in allen öffentlichen Quellen recherchiert. Allein in den letzten zwei Jahren sind unglaublich viele Berichte im Internet aufgetaucht. Nun, jedenfalls gab es einige Nationen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ein enormes Interesse an Menschen, leider auch Kindern, mit ›besonderen Fähigkeiten‹ hatten.«

»Aber wozu?«, unterbrach ihn Peter.

»Kriegsführung und Spionage, was sonst«, antwortete Thabo und Peter sah, wie sein Vater zustimmend nickte.

»Was denkst du, welchen Vorteil eine Nation im Kriegsfall hat, wenn ihnen ein verlässlicher Hellseher die Zukunft voraussagen kann? Das ist übrigens ein Punkt, der sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte zieht. Zu allen Zeiten suchten die Menschen Rat und Hilfe bei Orakeln, Sehern und selbst ernannten Halbgöttern.«

Peter hatte verstanden und sein Vater fuhr fort.

»Interessant ist, dass nach dem Zweiten Weltkrieg für diese Forschungen auf Material zurückgegriffen wurde, das die Alliierten in diversen Forschungseinrichtungen der Nazis gefunden hatten.«

»Das Gleiche wie bei den Raketen«, murmelte Peter, »man hat ihre schrecklichen Entdeckungen und Erfindungen einfach weiterverwendet und noch verbessert«, das Letzte sagte er mit einem

sarkastischen Unterton.

»So ist es, mein Junge«, antwortete Kurt Kromus, »aber man hat nicht nur Nazi-Material übernommen, man hat auch eigene Forschungen betrieben. Mit dem Kalten Krieg nahmen die Aktivitäten in diesem Bereich immer mehr zu. Ich will mal sagen, dass sich der Osten und der Westen da nichts geschenkt haben. Schlimm sind natürlich die Versuche mit Menschen, die gegen ihren Willen für Experimente missbraucht worden waren. Ich möchte gar nicht alle schrecklichen Details erwähnen, die in den Aufzeichnungen deiner Mutter standen. Viele Versuche wurden durch elektronische oder pharmazeutische Stimulanzien unterstützt. Ich denke, mehr brauche ich nicht zu sagen.«

Er räusperte sich erneut und sprach weiter: »Deine Mutter wollte den Fall vor Gericht bringen. Sie hatte bereits alles in die Wege geleitet, dann starb die Frau. Bevor du fragst – es gab keine übersinnlichen Vorführungen. Zumindest hat deine Mutter darüber nichts vermerkt. Zwei Tage nach dem letzten Gespräch mit deiner Mutter fand man die Frau erhängt in ihrer Wohnung. Die Untersuchungen ergaben Selbstmord.«

Der Anwalt machte eine kurze Pause und Trauer lag auf seinem Gesicht. Dann räusperte er sich und fuhr fort: »Deine Mutter hat damals schon Material über solche Studien zusammengetragen und die meisten, genauso wie die, die wir im Internet gefunden haben, liefen vollkommen legal ab. Wissenschaftliche Untersuchungen mit freiwilligen erwachsenen Testpersonen, ohne Zwang und Gewalt. Ich sage das deshalb, damit euch klar ist, dass die Themen ›übernatürliche Fähigkeiten, Telekinese, Levitation, Hellsichtigkeit‹ nicht nur Forschungsspielwiesen irgendwelcher irrsinniger Diktatoren waren, sondern auch Bereiche, in die einige Nationen nicht unbeträchtliche Gelder investiert haben. Außerdem sind meist namhafte Universitäten mit der Untersuchung solcher Phänomene beauftragt worden. Wir haben Unterlagen gefunden, in denen sogar das Vorhandensein von Teleportationskräften bestätigt wird.«

»Du glaubst daran?«, fragte Peter seinen Vater erstaunt.

Als er zu Thabo blickte, lehnte der sich nur grinsend zurück und hob die Hände, als er sagte: »Sieh mich nicht so an, ich habe dir schon einmal gesagt, dass meine Welt nicht nur aus dem besteht, was man erklären kann.«

»Wenn ich mir die Unterlagen und Studien ansehe, dann muss ich mich einfach fragen, warum über Jahrzehnte in diesem Bereich geforscht wurde. Ohne Ergebnisse wäre das sicher nicht so lange gelaufen. Hat eine Seite etwas entdeckt, dann hat die andere Seite Gegenmaßnahmen entwickelt. Das war wie ein Wettrüsten der Parapsychologie. Das sind keine Gerüchte, dafür gibt es Belege. Die damalige Sowjetunion, die Chinesen und die Amerikaner, aber auch andere, haben sich ernsthaft damit befasst. Das reichte vom Gabelverbiegen bis zum Verschwindenlassen von Gegenständen. Die Studien sind keine Pamphlete von irgendwelchen Sektierern. Das sind wissenschaftliche Ergebnisse. Experimente, die wiederholbar waren und von glaubhaften Experten überwacht wurden. Und es ist nicht so, dass man das als Zauberei bezeichnet hätte. Nein, die Wissenschaftler sahen Verbindungen zu den anerkannten Bereichen der Physik. Nun, ich bin wahrhaft kein Physikgenie, was mein armer Lehrer seinerzeit nur allzu deutlich zu spüren bekam, aber Begriffe wie ›Raumzeit‹, ›Einstein-Rosenbrücke‹ oder ›Quantenverschränkung‹ habe ich schon einmal gehört. Und wenn ich auch nichts davon verstehe, so lesen sich diese Studien nicht wie ein Science-Fiction-Roman, sondern wie seriöse Arbeiten.«

Kurz schwiegen alle und die Bilder, die die Webcams lieferten, schienen eingefroren.

Dann unterbrach Peter die Stille: »Ihr denkt, dass Lisa so ein begabtes Kind ist?«

Es dauerte einen Moment wegen der Verzögerung, die diese Computerübertragung mit sich

brachte, dann sah er seinen Vater und Claudia mit dem Kopf nicken.

»Befürchtet ihr, sie ist darin verwickelt? Ihr Vater ist doch auch an einer Uni. Vielleicht ist das alles nur Tarnung und in Wirklichkeit machen die mit der Kleinen irgendwelche Experimente …«

Peters Vater zuckte mit den Schultern: »Ich weiß es nicht. Irgendeine Rolle spielt dieses Kind. Aber welche?«

Jetzt meldete sich Thabo zu Wort: »Ich glaube nach wie vor nicht, dass der Vater von Lisa etwas mit all dem zu tun hat. Die Kleine hat uns geholfen, also denke ich nicht, dass eine Gefahr von ihr ausgeht. Der Vater hat sie aussagen lassen und mit uns gesprochen. Warum hätte er das tun sollen, wenn er uns als seine Feinde betrachten würde?«

Peter grübelte: »Wie schon gesagt: Tarnung – siehe *beihon*«, und nach einem kurzen Moment fügte er hinzu, »wir müssen noch mehr über diese verfluchte Firma herausfinden.«

Die nächsten zehn Minuten verbrachten Thabo und Peter damit, von ihrer Tour bei *beihon* in Namibia zu erzählen. Peters Vater machte große Augen und Claudia griff, während der Erzählung der beiden, angstvoll nach Kurt Kromus' Hand.

»Das klingt nicht gut«, kommentierte dieser die Geschichte, »das gefällt mir nicht. So ein großer Konzern als Gegner macht mir Sorgen. Ihr müsst unbedingt vorsichtig sein. Ich versuche, noch mehr herauszufinden. Catherine und Jonasch geben ebenfalls ihr Bestes. Ich werde ihnen später die letzten Neuigkeiten berichten.«

Schließlich machte Thabo erneut seinen Vorschlag bezüglich des weiteren Vorgehens.

Kromus senior schien nicht begeistert und äußerte seine Bedenken: »Damit bringen wir noch jemanden in Gefahr, das ist euch hoffentlich klar«, da er aber auch wusste, dass der Vorschlag durchaus sinnvoll war, blieb er ehrlich, »aber die Idee ist gut. Eine schnellere Möglichkeit, an die Information zu kommen, wird sich wohl kaum ergeben. Wie ihr euch auch entscheidet, ihr könnt auf uns zählen.«

Und Claudia lächelte in die Webcam und rief: »Seid bitte vorsichtig!«

Bevor die Verbindung abbrach, meldete sich nochmals Peter zu Wort: »Papa?«

Sein Vater sah abwartend in die Kamera und Peter sprach weiter: »Ich habe unseren«, er zögerte, »Informanten deine Kanzleinummer gegeben. Sie haben uns gestern sehr geholfen und ich dachte, wenn sie mal einen Anwalt bräuchten …«

Kurt Kromus winkte ab: »Aber sicher, Junge, kein Problem, wenn ich helfen kann …«

Thabo hatte Mitleid mit seinem Freund. Er würde sich schrecklich winden müssen, wenn sein Vater weitere Einzelheiten verlangen würde, also unterbrach er den Anwalt, indem er sagte: »Ich habe noch die Nummer eines Kontaktes für Sie. Chief Bele, ihm können Sie vertrauen, wenn Sie Hilfe brauchen.«

Thabo hatte sich die Worte des Chiefs von heute Morgen nochmals durch den Kopf gehen lassen und hielt es für eine gute Idee, den Berlinern eine Anlaufstelle in Südafrika zu geben. Denn er glaubte zwar an die juristischen Fähigkeiten der Kanzlei Kromus, aber genauso wie Chief Bele glaubte er nicht daran, dass diese allein sie aus einer brenzligen Situation herausholen könnten.

Als die Verbindung beendet war, sagte er grinsend zu seinem deutschen Freund: »So, so, Informanten also …«

Peter grinste verlegen zurück.

Deutschland, 22. Mai 2017, gegen 21.00 Uhr - Konzernzentrale von *beihon* in Berlin

Gestern Abend hatte sie den Anruf bekommen. Die junge Frau hatte nicht damit gerechnet, je wieder von ihm zu hören. Als er sich am anderen Ende der Leitung gemeldet hatte, war sie rot angelaufen. Zum Glück hatte er das nicht sehen können. Immer und immer wieder ging sie in Gedanken das gestrige Telefonat durch.

Hallo, hier ist Peter.

Welcher Peter? , hatte sie schnippisch zurückgegeben, obwohl sie natürlich genau wusste, wer da am anderen Ende der Leitung war.

Ihr Glück war jedoch nur von kurzer Dauer, als er ihr den eigentlichen Grund seines Anrufes nannte. Und obwohl Peter ihr versicherte, dass er sie unbedingt wiedersehen wollte, hatte sie keine große Hoffnung, dass er das ernst meinte. Trotzdem war sie bereit zu helfen – oder gerade deswegen? Sie hätte den gut aussehenden jungen Mann mit dem jungenhaften Charme gerne einmal privat getroffen.

Ich kann dich doch nicht nur ›das Mädchen mit den lila Haaren‹ nennen! Wie heißt du?

Violetta.

Dann sei bitte vorsichtig, Violetta, wir sehen uns bald, waren seine Worte zum Abschied gewesen.

Nun stand sie im Druckerraum und klaubte Prospektmappen zusammen. Für das, was sie vorhatte, musste sie die Abendstunden nutzen. Violetta wusste, dass nach 19.00 Uhr kaum noch jemand im Haus war. Sie hatte lediglich dafür sorgen müssen, dass sie die Begner Überstunden machen ließ. In den letzten Wochen war es Violetta ohne große Schwierigkeiten gelungen, die boshafte Seele von Frau Begner zu ergründen. Und so hatte, heute Morgen, die eloquente Empfangsdame ganz »zufällig« ein Gespräch mit anhören können, das angeblich nicht für ihre Ohren bestimmt gewesen war. In besagtem Gespräch hatte Violetta einer gleichaltrigen Kollegin erzählt, dass sie heute zur Party des Jahres eingeladen war und dort vermutlich eine schicksalsschwere Begegnung mit ihrem Traummann haben würde, was mit fast hundertprozentiger Sicherheit eine Beziehung mit Aussicht auf den baldigen Status einer Ehefrau nach sich ziehen würde.

Obwohl Violetta fast schon befürchtet hatte, dass die Begner die doch sehr überzogene Darbietung durchschauen würde, hatten der Neid und die Missgunst das letzte bisschen gesunden Menschenverstand aus Frau Begners Gehirn verdrängt – und Violettas Plan ging somit auf.

Am späten Nachmittag war dann Annette Begners gesamtes schauspielerisches Talent zum Einsatz gekommen, als sie mit betrübter Miene gesagt hatte: »Ach Violetta, wir müssen bis morgen tausend Prospektmappen richten. Das hat sich ganz kurzfristig ergeben«, dem war ein bedauerndes Stöhnen gefolgt, dann hatte die Stimme der Empfangsdame fast schon jämmerlich geklungen, »und ich kann vorne nicht weg. Sie müssen das alleine machen. Ich hoffe, Sie haben heute Abend nichts vor? Aber Sie wissen ja, so ein Einsatz wird in Ihrem Zeugnis auf jeden Fall berücksichtigt!«

Violetta hatte ein enttäuschtes Gesicht gemacht und sich mit einem kleinlauten »Kein Problem« dem scheinbar Unvermeidlichen gefügt. Sie hatte das Gesicht von Annette Begner nicht sehen müssen, als diese sich von ihr weggedreht hatte. Violetta war sich aber darüber im Klaren gewesen, dass ein hämisches Grinsen die Gesichtszüge der Empfangsdame in diesem Moment unschön entstellt hatte.

Jedenfalls stand sie jetzt, wie Aschenputtel vor dem Ball, in dem Druckerraum und wartete auf

ihre Chance.

Die Begner hatte sich bereits mit den Worten »Sie kommen ja so gut voran, den Rest können Sie doch sicher noch alleine machen?« verabschiedet.

Eine Frage, auf die keine Antwort erwartet wurde. Violetta strich sich eine Strähne ihres Haares aus der Stirn und unterdrückte ein Grinsen.

Wenn die wüssten, dachte sie mit einer mächtigen Portion Genugtuung. *Aber ich muss vorsichtig sein*, war ihr zweiter Gedanke, denn überall im Haus gab es Kameras. Sie durfte also weder ein triumphierendes Gesicht machen noch auf den entsprechenden Monitoren erscheinen, wenn sie in der oberen Etage unterwegs war. Vor der Tür hörte sie eine Bohnermaschine. Die Reinigungsfirma war also bereits im Gebäude.

Violetta streckte sich, schnappte sich ihre Handtasche und griff hinein, um demonstrativ ein Päckchen Zigaretten herauszunehmen. Sollte sie gerade jemand über die installierten Kameras, die *natürlich* nur zum Schutz vor Diebstahl aufgestellt waren, beobachten, dann zog er jetzt die entsprechenden Schlüsse. Im Stillen beglückwünschte sie sich zu ihrem Einfall mit den Zigaretten. Das Rauchen war nur in den Außenbereichen gestattet. In den oberen Etagen gab es jeweils einen kleinen Balkon. Wenn sie jemandem begegnen sollte, konnte sie also behaupten, sie sei auf dem Weg zur Raucherterrasse, suchte aber gleichzeitig verzweifelt nach einem anderen Raucher, der ihr mit einem Feuerzeug aushelfen könnte. Sie hoffte nur, dass sie keinen fand, denn eigentlich rauchte sie gar nicht.

Selbstbewusst stöckelte sie zu den Aufzügen. Sie würde zwei Stockwerke vor der Chefetage aussteigen. Mittlerweile kannte sie sich im Gebäude recht gut aus – kein Wunder! Die Begner schickte sie ständig trepp- beziehungsweise liftauf und -ab, um irgendwelche Botengänge zu erledigen. Nach den letzten Wochen wusste sie daher ziemlich genau, wo es Kameras gab, und in welchen Bereichen sie sich unbeobachtet bewegen konnte.

Die Fahrt mit dem Lift kam Violetta sehr lange vor. Sie bemerkte, wie ihre Hände anfingen zu zittern, und sich ein heftiges Ziehen in ihrem Magen ausbreitete. Als der Lift anhielt und sich die Tür öffnete, wäre ihr vor Schreck beinahe das Herz stehen geblieben. Für eine Sekunde verfluchte sie ihre große Klappe. Sie hatte vor diesem Peter nicht als Feigling dastehen wollen. Je mehr er beteuert hatte, dass er gegen diese Aktion wäre, desto mehr hatte sie das Bedürfnis gehabt, ihm zu zeigen, dass sie das durchziehen konnte.

»Wenn du dir nicht sicher bist, dann brich es ab. Die Sache ist gefährlich«, hatte er erklärt.

Doch was wusste sie eigentlich von diesem Peter? Sie schalt sich eine dumme Gans, die sich Hals über Kopf in einen Mann verknallt hatte, den sie kaum kannte, und der sie noch vor dem ersten Date in Schwierigkeiten brachte. Wahrscheinlich würde sie einem Heiratsschwindler ihr Geld schon geben, bevor der überhaupt danach fragen würde. Dieser Peter hatte ihr nur gesagt, dass es um eine große Sache ginge, die nicht legal sei, ja vermutlich kriminell, und die *beihon-Unternehmensgroup* damit zu tun haben könnte. Als er den »fiesen« Müller erwähnt hatte, da war Violetta sofort davon überzeugt gewesen, dass Peter auf der richtigen Seite stand.

Aber was war, wenn er sie für etwas missbrauchte? Sie dachte an Wirtschaftsspionage. Andererseits hatte er ihr die Privatadresse seines Vaters gegeben, falls sie in Schwierigkeiten käme. Violetta kannte die Kanzlei »Kromus« vom Hörensagen, aber war Peter auch wirklich der Sohn dieses Anwalts? Sie dachte an Peters Geschichte über den Angriff in der Tiefgarage, und dass die nette ältere Frau, die bei ihm gewesen war, mit einem Messer verletzt wurde. Und schließlich sollte sie ja keine streng geheimen Akten entwenden, sondern lediglich einen Blick in das Büro des Vorstandsvorsitzenden werfen, und einen Hinweis auf eine geplante Reise oder einen

Termin suchen.

Violetta hörte auf ihr Bauchgefühl und das verriet ihr zwei Dinge: Erstens – Peter würde sie vermutlich niemals daten, aber er war, bei dem, was hier vor sich ging, einer der Guten. Und zweitens: Sie war für solche Aktionen die denkbar schlechteste Wahl, da sie das Gefühl hatte, vor Angst gleich sterben zu müssen.

Sie schlich durch den Gang. Dabei drückte sie sich dicht an die Wand. Unter der nächsten Kamera konnte sie so einfach durchschlüpfen. Irgendwo dröhnte ein Staubsauger. Dann erreichte sie die Tür zum Treppenhaus. Erleichtert atmete sie die kühle Luft ein, die ihr von dort entgegenschlug. Das Treppenhaus diente lediglich als Notausgang, deshalb hatte man hier auf das stylishe Weiß und die grelle Beleuchtung verzichtet. Violetta rannte die Treppenstufen weiter nach oben. Als sie die Chefetage erreichte, schob sie die Tür nur einen spaltbreit auf. Vorsichtig schaute sie nach links und rechts. Der Gang war hell erleuchtet, aber er schien leer. Schnell schlüpfte sie durch die Tür und wich geschickt der nächsten Kamera aus. Dann endlich erreichte sie das Vorzimmer von Müller.

Netterweise hatte man in den Büros der leitenden Mitarbeiter auf Überwachungsanlagen verzichtet. Violetta musste daher nur die Entdeckung durch einen übereifrigen Mitarbeiter fürchten, der seine Abendstunden zum Wohle von *beihon* lieber hier verbrachte als im heimischen Wohnzimmer.

Fest umklammerte sie ihre Zigarettenschachtel – und fand diese Idee mit einem Mal nur noch albern. Aber mittlerweile war sie schon so weit gekommen, da konnte sie einfach nicht mehr aufgeben. Und was hätte sie Peter sagen sollen?

Schnell verdrängte sie die Gedanken über ihre Beweggründe, die sie zu diesem beruflichen Selbstmord trieben. Während sie leise durch das Sekretariat schlich und sich dem Büro des Vorstandsvorsitzenden Müller näherte, kramte sie aus ihrer Umhängetasche, die sie sich, damit sie die Hände frei hatte, über die Schulter gezogen hatte, ihr Handy. Die integrierte Kamera würde sich jetzt vielleicht als nützlich erweisen. Außerdem zog sie sich ein paar Lederhandschuhe über – Violetta hielt es für vernünftig, in den »heiligen Hallen«, so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen. Dass sie damit noch verdächtiger wirken könnte, kam ihr nicht in den Sinn.

Sie atmete tief durch, dann betätigte sie die Türklinke, die zu ihrer Erleichterung nachgab. Das war der Vorteil der Bequemlichkeit. Tagsüber wollte man die Putzmannschaft nicht im Haus haben und abends hatte niemand Lust, ihnen die Räume aufzuschließen, also blieben sie offen. Sogar das Licht brannte. Violetta betrat das Büro und schloss hinter sich die Tür. Sie bemerkte, dass ihre Bluse nassgeschwitzt war. Sie sah sich in dem großzügig geschnittenen Raum um. Zuerst trat sie an die Wandvertäfelung – sie kannte das System aus anderen Büros –, und tatsächlich, auch hier schwang die glatte Front durch leichtes Antippen geräuschlos zur Seite. Violetta war nicht überrascht, dahinter eine kleine Bar und einen überdimensionalen Flachbildschirm zu finden. An der gegenüberliegenden Seite hatte sie ebenfalls Glück. Hier fanden sich dicke Pakete mit der Aufschrift »Jahresabschluss«, Firmenbroschüren und einige Ordner. Sie zog den ersten heraus und stellte fest, dass es sich um Geschäftsberichte der Vorjahre handelte. Nichts wirklich Geheimes, das meiste davon wurde sowieso veröffentlicht. Blieb also noch der Schreibtisch.

Peter hatte gesagt, sie bräuchten einen Hinweis auf eine geplante Reise. Jeder Mitarbeiter führte seinen Kalender über das elektronische Zeitmanagementsystem des Unternehmens. So konnte man, durch einen schnellen Blick in den Rechner, feststellen, wer gerade in welcher Besprechung oder außer Haus war. Diese Daten waren allgemein zugänglich, die Termine der

Vorstandsmitglieder waren ebenfalls vermerkt, wenn auch weniger umfänglich. Meist gab es nur einen Hinweis darauf, wer im In- oder Ausland beziehungsweise im Haus oder unterwegs war. Violetta hatte daher schon am Morgen den Kalender von Herrn Müller geprüft und einen Vermerk gefunden, der zwar Peters Aussage bestätigte, aber ihnen nicht wirklich weiterhalf. Im Rechner stand lediglich für die ganze Woche ein »Außer Haus«.

Mit weichen Knien näherte sie sich dem Designerschreibtisch. Die Glasplatte zeigte ein paar Abdrücke, die Reinigungsfirma war also noch nicht hier gewesen. Ansonsten gab es keine Spuren, die darauf hindeuteten, dass dieser Platz benutzt wurde. Links lag ein Schreibblock aus feinstem Büttenpapier, dann steckten noch drei teuer aussehende Stifte und ein antiker Brieföffner in einem dafür extra gearbeiteten Lederbehältnis. Rechts stand ein Telefon. Es war eine kleinere Version der Geräte, die in den anderen Büros installiert waren und zur Telefonanlage gehörten. Hier wirkte es fast störend. Unter der Glasplatte gab es eine zierliche Schublade. Die junge Frau zog an dem winzigen Knöpfchen, um sie zu öffnen. Sie gab nicht nach.

»So ein Mist!«, entfuhr es Violetta, die an ihrer eigenen Stimme erschrak und sich schnell die Hand auf den Mund schlug.

Erneut rüttelte sie vorsichtig daran, schließlich stärker. Es folgte ein leises Knacken, dann hielt sie das Knöpfchen in der Hand. Die junge Frau lief rot an. Mittlerweile spürte sie, wie der Schweiß in Strömen an ihr herablief. Sie versuchte das Knöpfchen wieder an seinen Platz zu setzen, aber es war abgerissen. Was sollte sie jetzt nur tun? Vermutlich würde man Verdacht schöpfen und Rückschlüsse ziehen, wenn man die Schublade so vorfinden würde. Und das, obwohl sie bisher noch überhaupt nichts entdeckt hatte.

Violetta atmete hektisch. Sie wollte nur noch hier raus, aber nicht mit leeren Händen. Ein Zurück gab es jetzt also nicht mehr, daher griff sie sich den Brieföffner und versuchte damit, die Schublade zu öffnen. Wieder folgte ein Knacken und die Lade, samt Inhalt, sauste ihr entgegen und landete auf dem Fußboden.

Violetta dachte daran, dass sie dabei war, ihren persönlichen Diätrekord aufzustellen. Sie hatte sich sicher schon drei Kilo von den Rippen geschwitzt. Kurz kam ihr der Gedanke, dass sie noch nie von übergewichtigen Einbrechern gehört hatte, und jetzt wusste sie auch warum.

Sie untersuchte den Inhalt der Schublade, der jetzt auf dem Boden lag, und setzte ihn ordentlich zurück. Sie fand ein Päckchen Papiertaschentücher, eine Schachtel Pfefferminz und eine Herpescreme. Das Letztere legte sie mit spitzen Fingern und einem leicht angeekelten Gesichtsausdruck in die Schublade zurück. Ihr Hauptaugenmerk lag allerdings auf dem ledernen Buch vor ihr. Sie hatte Mühe es aufzuschlagen, so sehr zitterten ihre Hände. Endlich!

Violetta hatte den privaten Kalender von Herrn Müller gefunden. Schnell blätterte sie zum aktuellen Datum. Quer über die ganze Woche stand ein Eintrag. Die junge Frau hatte zwar keine Ahnung, was er bedeutete, wusste aber genau, dass sie gefunden hatte, weswegen sie hier war. Sie prägte sich die Wörter ein und machte noch ein Foto mit ihrem Handy. Jetzt hieß es Spuren verwischen. Umständlich fingerte sie die Schublade wieder in die Halterung unter dem Schreibtisch. Dann wollte sie ins Vorzimmer flitzen, Klebstoff besorgen, um das Knöpfchen mit Kleber zu beträufeln und an seinen vorgesehenen Platz auf der Schublade zu drücken. Obwohl sie wusste, dass das die Präzision und die ruhigen Hände eines Uhrmachers erfordern würde – beides Eigenschaften, die Violetta momentan so gar nicht besaß – wollte sie es versuchen. Sie war schon um den Schreibtisch herum, das Knöpfchen noch in der Hand, als die Tür aufgerissen wurde.

»Sieh einer an! Meine Lieblings-Praktikantin«, vernahm sie die ätzende Stimme des Gockels,

jenem Mitarbeiter von Müller, der sie stets mit gierigen Augen anstarrte und den sie für einen der widerlichsten Menschen auf dem Planeten hielt.

Violetta war in Panik. Sie dachte an ihren Plan. Wo waren nur die Zigaretten? Sie hatte sie mit dem Handy zurück in ihre Umhängetasche gesteckt. Der Gockel kam jetzt näher. Automatisch ging die junge Frau einen Schritt zurück. Hinter sich fühlte sie ein Hindernis, der Schreibtisch blockierte den Weg. Der Gockel grinste breit und gab dabei den Blick auf krumme, gelbliche Zähne frei. Wieder erschien diese Gier in seinen Augen.

Violetta setzte an: »Ich wollte rauchen … suchte Feuer.«

»Oh! Meine Liebe, *Feuer*, das kann ich dir geben«, jetzt stand er nur noch wenige Zentimeter von der jungen Frau entfernt. Violetta roch seinen stinkenden Atem und seine Ausdünstungen. Sie musste fast würgen, da streckte er auch schon die Hände aus und packte sie grob an den Schultern.

»Was hast du hier zu suchen, kleine Praktikantin? Willst du ein bisschen mit mir spielen? Vielleicht vergesse ich dann, dass du im Büro des Chefs warst!«, damit beugte er sich weiter nach vorne und versuchte sie zu küssen.

Violetta drehte schnell den Kopf zur Seite und spürte seine schwulstigen Lippen auf ihrer Wange.

Es war ein Albtraum. Der Gockel riss ihr brutal die Arme nach hinten auf den Rücken, und hielt diese jetzt an den Handgelenken mit einer seiner riesigen Pranken fest, während er mit der anderen Hand an ihrer Bluse nestelte und dann unter ihren Rock greifen wollte. Violetta schluchzte und wehrte sich verzweifelt. Mit aller Kraft probierte sie sich, dem Griff ihres Angreifers zu entziehen.

Wieder drang diese knarzende Stimme an ihr Ohr: »Oh, ich stehe auf aktive Frauen beim Sex. Ich bin auch sehr aktiv.«

Violetta schrie vor Schmerz auf, als er erneut seine Hand zwischen ihre Schenkel schieben wollte.

»Manche sagen sogar, ich sei hyperaktiv!«

Weiter kam er nicht, denn in diesem Moment war es ihr gelungen, einen Arm frei zu bekommen. Sie überlegte nicht mehr, sie folgte nur noch ihren Instinkten. Ihre Hand ertastete einen Gegenstand. Dann holte sie aus und traf den Gockel mit einem Schlag, in den sie all ihre Wut und ihren Zorn legte, geräuschvoll am Kopf. In diesem Moment war sie nicht länger das Opfer. Der Gockel ging in die Knie, die junge Frau holte erneut aus und trat ihn mit aller Wucht zwischen die Beine. Falls das möglich war, so wich aus der sowieso schon bleichen Visage des Gockels jetzt noch mehr Farbe. Er verzerrte vor Schmerz das Gesicht und kippte zur Seite.

Violetta sah spöttisch auf ihn herunter und brüllte: »Du bist hyperaktiv? Dann besorg dir Ritalin! Du Arschloch!«, damit trat sie ihm erneut mit Schwung in die Rippen und warf, bevor sie aus dem Raum rannte, das Telefon, das sie immer noch in der Hand hielt, nach ihm.

Im ersten Moment vergaß sie die Kameras auf dem Flur. Sie wollte nur noch weg. Obwohl sie sich hatte befreien können, fühlte sie sich gedemütigt. Neben der Wut und dem Zorn überkam sie ein unglaubliches Schamgefühl. Violetta gelang es nur mit Mühe, das alles zu verdrängen und sich auf ihre Flucht zu konzentrieren.

Ich muss hier raus!, sagte sie sich immer wieder. Irgendwo hörte sie die Rufe der Sicherheitsleute. Der Gockel hatte anscheinend Alarm gegeben. Sie wollte die Treppe nehmen und dann durch einen Seitenausgang das Gebäude verlassen. Hektisch riss sie die Tür zum Treppenhaus auf. Auf ihrem Weg nach unten hörte sie immer wieder, wie die Türen in den

Stockwerken über ihr geöffnet wurden. Die junge Frau drückte sich dann entweder an die Wand oder flach auf die Stufen. Die Hälfte des Weges hatte sie bereits hinter sich. Wieder rannte sie mit Herzklopfen an einer der Treppenhaustüren vorbei – doch dieses Mal hatte sie kein Glück. Die Tür wurde genau in dem Moment aufgerissen, als Violetta daran vorbei lief. Sie sah in das Gesicht eines der Wachmänner. Ein junger Mann. Sie hatte ihn schon am Kaffeeautomaten getroffen und das eine oder andere Mal ein kleines Schwätzchen mit ihm gehalten. Er starrte sie mit offenem Mund an und sie starrte zurück.

Hinter dem Mann rief jemand: »Und, ist da was?«

Der Wachmann blickte in Violettas angstvolles Gesicht, dann lächelte er sanft. Sie erinnerte sich daran, dass die anderen ihn oft als einfältig beschimpft hatten, vermutlich würde er jetzt in ihrem Ansehen steigen, wenn er die »böse Praktikantin« einfangen würde.

Wieder rief die Stimme hinter ihm: »He, du Genie, ist da was? Oder bist du eingeschlafen?«

Der Wachmann lächelte immer noch, neigte leicht den Kopf zur Seite und rief nach hinten: »Nein, hier ist nichts, alles sauber«, dann blickte er erneut zu der jungen Frau und flüsterte: »Lauf!«

Eine Sekunde später knallte die Tür zu und Violetta, die vor Schreck die Luft angehalten hatte, schnappte nach Sauerstoff.

Es wäre ihr schwergefallen, genau zu schildern, wie sie es letztendlich von der *beihon*-Zentrale nach Charlottenburg geschafft hatte. Die meiste Zeit war Violetta gerannt. Es regnete in Strömen. Das Wasser lief an ihr herunter und die wenigen Passanten, die ihr begegnet waren, hatten ihr nur mitleidig nachgesehen. Vermutlich waren sie der Meinung gewesen eine durchgeknallte Drogenabhängige würde sich den Weg durch die Stadt bahnen. Sie war am Ende ihrer Kräfte, als sie die Klingel am äußeren Tor betätigte. Sie hörte kaum, was die Stimme aus der Gegensprechanlage sagte. Der Regen prasselte laut auf das Pflaster.

Verzweifelt brüllte sie: »Ich bin es, Violetta.« Und unter Schluchzen rief sie: »Ich brauche Hilfe …«

Dann brach sie zusammen.

Ella rannte ins Wohnzimmer. Kurt Kromus und seine Frau waren noch auf, Catherine und Jonasch saßen bei ihnen. Die beiden hatten, auf Claudias Initiative hin, die Mandantenwohnung der Kanzlei verlassen und waren als Freunde von Peter herzlich im Haus der Familie aufgenommen worden.

»Vor dem Tor ist ein Mädchen … Violetta …«, rief die Haushälterin. Mehr Worte bedurfte es nicht. Die ganze Gruppe war synchron aufgesprungen und rannte nach draußen. Ein Verhalten, welches sich sofort schmerzhaft auf den Reizmagen des Sicherheitsmannes im Haus auswirkte.

Kurt Kromus war als Erster bei Violetta, die weinend am Tor saß. Sofort zog der Anwalt seine Strickjacke aus, legte sie der jungen Frau um die Schulter und half ihr auf. Dann nahm er sie sanft in den Arm und sagte: »Sie sind also das Mädchen mit den lila Haaren?«

Violetta schluchzte immer noch, nickte aber mit dem Kopf und Kurt Kromus sagte freundlich: »Dann herzlich willkommen in unserer Familie!«

»Wir haben niemanden gefunden«, sagte der Wachmann, der die Schichtleitung hatte, und sah dabei unglücklich aus. Er war nicht gerade begeistert, derjenige zu sein, der die schlechte Nachricht überbringen musste. Ausgerechnet heute hatte er auch noch diesen Einfaltspinsel mit in

der Schicht. Und die anderen, die zum Nachtdienst eingeteilt waren, konnte man nicht gerade als disziplinierte Arbeitsbienen bezeichnen. Nun, das war eben das, was man für diesen bescheidenen Stundenlohn bekam.

»Also ist sie entkommen?«, fragte der Gockel.

Der Wachmann hatte ebenfalls einen Spitznamen für den Mann. Er nannte ihn »Müllers Adjutant«, was letztendlich sehr zutreffend war.

Der Gockel zeigte ein schiefes Grinsen: »Das wird dem Boss nicht gefallen. Wozu haben wir einen Wachdienst, wenn jeder hier rein- und rausspazieren kann?«

Der Wachmann wollte ihm etwas antworten, aber der Gockel hob gebieterisch die Hand: »Ich bin noch nicht fertig. Was haben die Kameras ergeben?«

Der Wachmann schwieg, was den Gockel reizte.

»Hallo!«, rief dieser deshalb ungeduldig, »wollen Sie mir nicht antworten?«

»Ich wusste nicht, ob Sie schon fertig sind«, gab der Wachmann unschuldig zurück, was seinen Kollegen ein unterdrücktes Kichern entlockte.

Der Gockel verzerrte wütend das Gesicht und der Wachmann antwortete wahrheitsgemäß: »Sie ist so gut wie nie zu sehen. Das Mädchen hat den Druckerraum verlassen, wahrscheinlich, um eine Zigarettenpause zu machen. Mit dem Lift ist sie nach oben gefahren, in Richtung der Raucherterrasse. Man sieht sie erst wieder beim Verlassen des Büros von Herrn Müller. Mehr haben wir nicht.«

Der Wachmann zögerte kurz, stellte dann aber doch eine Frage: »Was ist eigentlich in dem Büro passiert? Sie sah sehr …«, wieder zögerte der Mann, »aufgelöst aus.«

Der Gockel lief jetzt auf und ab und warf dabei immer wieder den Kopf in den Nacken. Die Wachmänner im Raum beäugten sein Gehabe mit Belustigung. Auch der junge Mann, der Violetta hatte entkommen lassen, stand dabei. Er fühlte sich das erste Mal seit sehr langer Zeit richtig wohl in seiner Haut. Das Mädchen war immer freundlich zu ihm gewesen, im Gegensatz zu den anderen Frauen im Haus, die ihn nicht einmal grüßten. Außerdem gefielen ihm ihre Haare. Er war vielleicht langsam, aber nicht blöd. Dieser Mitarbeiter von Herrn Müller war kein guter Mensch. Das Mädchen war in Gefahr gewesen, er hatte der jungen Frau geholfen und würde es wieder tun.

»Was soll passiert sein? Die Frau wurde von mir als Diebin entlarvt. Natürlich war sie danach aufgelöst«, sprach der Gockel und stolzierte weiter auf und ab.

Einer der Männer hob jetzt die Hand, wie in der Schule, und unterstrich diese Geste mit einem fragendem »Äh …?«

Sein Vorgesetzter schüttelte fassungslos den Kopf und der Gockel blaffte: »Was?«

»Entschuldigung, aber was wurde denn gestohlen? Uns sagt man immer, wir hätten hier keine sensiblen Bereiche. Ich meine ja bloß. Immerhin ist das der Grund, warum wir nur Mindestlohn bekommen.« Der Mann hielt den Blick stur auf den Gockel gerichtet und seine Kollegen murrten zustimmend.

»Also, was fällt Ihnen ein, das tut doch jetzt überhaupt nichts zur Sache!«, der Gockel war rot angelaufen und fing fast an zu glühen, als er erneut vom Vorgesetzten der Männer unterbrochen wurde: »Aber der Mann hat recht. Es wäre schon interessant zu wissen, von welcher Größenordnung wir bei dem Raub sprechen.«

Er hatte absichtlich und nicht ohne ironischen Unterton das Wort »Raub« gewählt. Auch er hatte seine Zweifel daran, dass dieses Mädchen wirklich so großen Schaden angerichtet hatte, dass eine Verfolgungsjagd dieser Art gerechtfertigt gewesen war. Und dass sie dem Gockel eine verpasst hatte, brachte ihr weitere Sympathiepunkte. Mit Genugtuung beobachtete der Mann, wie die Beule

am Kopf des Gockels auf die Größe eines Hühnereis anschwoll.

Dann sprach er weiter: »Ich meine, da stellt sich ja auch die Frage, wer dafür die Verantwortung übernimmt. Über was reden wir hier? Einen Packen Druckerpapier? Eine Schachtel Büroklammern? Oder über geheime Unterlagen? Darüber hätte der Sicherheitsdienst informiert werden müssen. Außerdem wissen Sie ja selbst, wie streng die Auflagen des Datenschutzes sind. Also ich halte meinen Kopf dafür nicht hin.«

Dann setzte er noch einen drauf, indem er fragte: »Wie kam es eigentlich zu Ihren Verletzungen? Für den Bericht, – was soll ich da schreiben?«

Der Gockel siedete vor Wut und brüllte: »Hören Sie auf, Mann! Hier geht es ums Prinzip. Auch versuchter Diebstahl ist ein Vergehen. Dieses Miststück ist gemeingefährlich. Wir können so etwas nicht dulden! Und jetzt verschwinden Sie.«

Als die Männer aus dem Raum waren, konnten sie noch hören, wie ihnen ein »unfähiges Pack« hinterhergerufen wurde, was einen der Wachmänner veranlasste, eine Imitation des Gockels zu geben, die so gelungen war, dass die anderen mit albernem Gelächter darauf reagierten.

Deutschland, 23. Mai 2017, gegen 11.00 Uhr – *beihon*-Zentrale in Berlin

Der Gockel saß im Büro seines Chefs und wartete auf eine Verbindung. Am anderen Ende der Leitung meldete sich Müller. Ohne große Umschweife wurde er über die Vorkommnisse des gestrigen Abends unterrichtet.

»Sie war also an der Schublade, an meinem Kalender. Was meinen Sie, gibt es eine Verbindung zu unserem anderen Problem oder war sie auf der Suche nach Geld?«

Die Antwort kam zögernd.

Auch der Gockel überbrachte nicht gerne schlechte Nachrichten, aber er konnte nicht länger warten, also sagte er: »Es könnte leider sein, dass es da einen Zusammenhang gibt. Die Begner ist sich sicher, dass sich diese Violetta mit Peter Kromus und der alten Französin nach deren Besuch noch unterhalten hat. Schließlich hat sie ihr ja den Auftrag gegeben, die beiden in die Tiefgarage zu begleiten …«

»Die Begner weiß so etwas«, kam es schrill vom anderen Ende der Leitung, »und das sagt diese blöde Kuh erst heute?«

»Soll ich sie entsprechend abmahnen?«

Der Gockel hatte bereits ein fieses Blitzen in den Augen, aber sein Chef widersprach: »Nein, das bringt nichts, die ist doch zu dämlich, um etwas zu kapieren. Bei Gelegenheit ersetzen wir sie. Was haben Sie sonst noch herausgefunden?«

»Dieser Peter Kromus hat einen Vater hier in Berlin. Der Mann ist Anwalt.«

»Das ist nicht gut«, unterbrach ihn Müller.

»Nein, das ist es nicht, vor allem, weil die zwei Alten mittlerweile bei ihm wohnen.«

»Was?«, entfuhr es dem *beihon*-Vorstand, »verflucht!«

»Soll ich das Problem endgültig lösen?«, fragte der Gockel aufgeregt wie ein Hund, der auf das Stöckchen wartet.

»Nein«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung mit Nachdruck.

Eine kurze Pause entstand.

Müller schien noch zu überlegen, dann kam ihm eine Idee: »Die Pläne haben sich geändert, deshalb bin auch noch in Namibia. Ich denke zwar nicht, dass irgendjemand etwas mit meinen Kalendereintragungen anfangen kann, aber ein kleiner Schuss vor den Bug könnte dennoch nicht

schaden. Bremsen wir die Herrschaften etwas aus. Zumal …«, die Stimme von Müller bekam einen süffisanten Unterton, »hat die Welt nicht sowieso schon genug Anwälte? Also: Ich verlasse mich auf Sie!«

Damit war das Gespräch beendet und der Gockel verzog sein Gesicht zu einer Fratze, während er selbstverliebt sein Spiegelbild in der großen Fensterscheibe betrachtete.

Kapitel 10

Tagebucheintrag, Oktober 1993

Bei der Durchsicht der alten Unterlagen stieß ich auf eine Eintragung vom Oktober 1943. Ein typischer Fall von Parallelforschung! Die Experimente der Amerikaner in Philadelphia waren fehlgeschlagen, das Versuchsobjekt – ein Schiff – wurde teilweise zerstört, die Besatzung hatte schwere Verluste davongetragen. Hätte mein Vater damals nur mehr Zeit gehabt, hätte er seine Forschungen auf dem Gebiet der Magnetfelder vervollständigen können – der Baron hätte sich gewundert! Die Glockenform hatte sich auch in diesem Bereich bestens bewährt – wahrlich ein Geniestreich.

Deutschland, 23. Mai 2017, gegen 11.00 Uhr – im Haus von Kurt Kromus

»Was soll das denn bedeuten ›Neus. K. MaudL‹?«, fragte Thabo am anderen Ende der Internetverbindung.

Peter war immer noch zu aufgeregt, um sich auf das Gespräch zu konzentrieren. Der Anruf seines Vaters letzte Nacht hatte ihn fast um den Verstand gebracht. Er wäre am liebsten sofort nach Deutschland zurückgeflogen, hätte sich diesen »Gockel« vorgeknöpft und ihm für das, was er Violetta angetan hatte, den Kopf heruntergerissen. Verstohlen blickte er auf die Webcam. Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, mit Violetta zu sprechen. Die junge Frau saß zwischen Claudia und Catherine, die sich liebevoll um das Mädchen gekümmert hatten. Peter war verwirrt, er hatte noch nie solche Gefühle für eine Frau empfunden. Eigentlich wusste er fast nichts von ihr, aber sie hatte etwas an sich, das ihn verzauberte.

Ohne auf Thabo und die anderen zu achten, sprach er in das Mikrofon: »Violetta, geht es dir auch wirklich gut?«

Kurt Kromus stöhnte, das Mädchen hatte nicht gewollt, dass er Peter etwas von dem Angriff auf sie erzählte. Er hatte es trotzdem getan, Peter hätte ihm sonst Vorwürfe gemacht. Jetzt rechnete er mit einem zornigen Blick von Violetta. Aber das Mädchen lächelte schwach und errötete.

Violettas Herz schlug bis zum Hals, sie war aufgeregt und konnte nur stammeln: »Halb so wild, ich habe ihm ordentlich eine verpasst.«

Dann legte sie den Kopf leicht schräg und zog, um ihre Worte zu bestätigen, eine kämpferische Schnute.

Peter brachte nur ein: »Du bist eine tolle Frau«, heraus und Violetta, die offensichtlich vor lauter Glück die anderen im Raum vergessen hatte, antwortete ihm: »Nein, du bist toll! Es gehört viel Mut dazu, sich auf so etwas einzulassen …«

Aber Peter unterbrach sie: »Nein, es gehört Mut dazu, so etwas wie gestern Abend durchzuziehen. Du bist wirklich toll!«

Die junge Frau wollte schon erneut zu einer Antwort ansetzen, wurde dieses Mal aber von Kromus senior unterbrochen, der sich ein schiefes Grinsen nicht verkneifen konnte, als er sprach: »Stopp ihr zwei! Einigen wir uns doch darauf, dass jeder von euch, auf seine Weise, *unglaublich toll* ist. Und dann könntet ihr vielleicht mit uns, den weniger Tollen, überlegen, was dieser Eintrag

bedeutet.«

Violetta und Peter liefen rot an, während Thabo laut auflachte und sich Catherine und Claudia wissende Blicke zuwarfen.

Jonasch brachte die Gruppe mit seiner nächsten Äußerung wieder zurück zu dem Kalendereintrag: »Wir gehen also davon aus, dass dieser Müller irgendwo hinwollte. Und zwar zusammen mit diesem geheimnisvollen Fremden. Damit könnte der Eintrag ein Ort sein.«

»Das ist richtig«, stimmte ihm Thabos Stimme aus dem Computer zu, »ein Ort oder eine Person.«

»Oder beides«, rief jetzt Catherine.

»Ich hätte ja auf die Stadt Neuss getippt, aber die schreibt man mit zwei ›S‹«, bemerkte Claudia.

Die anderen nickten.

»Außerdem steht am Schluss ein Punkt. Das könnte ein Hinweis auf eine Abkürzung sein«, fügte sie noch an.

Auch Kurt Kromus betrachtete erneut das Handyfoto, auf dem der Kalendereintrag zu sehen war, und murmelte: »K. MaudL – das könnte ein Name sein, aber warum wurde das ›L‹ großgeschrieben?«

»Habt ihr denn mal im Internet nach diesen Begriffen gesucht? Vielleicht in den Telefonbüchern oder so?«, sagte Peter, der nun versuchte, sich zusammenzureißen und nicht die ganze Zeit an Violetta zu denken.

Das Mädchen grinste und antwortete: »Das habe ich gleich als Erstes geprüft, aber das brachte uns leider nicht weiter.«

Er lächelte zurück und kurz herrschte andächtiges Schweigen.

Thabo mischte sich ein: »Also ich denke nicht, dass das so einfach ist. Überlegt doch mal!«

Die anderen sahen ihn erwartungsvoll an.

»Der Müller wollte mit diesem Fremden irgendwo hin. Darüber sind wir uns einig.«

Die Gruppe bejahte Thabos Ausführungen.

»Aber«, fuhr dieser fort, »die Reise sollte in einer Transportmaschine, einer Transall, stattfinden. Zusammen mit halb verbrannten Unterlagen und den Überresten von irgendwelchen Anlagen und Armaturen.«

»Ja, das ist auch so ein Punkt«, warf Jonasch ein, »laut eurer Beschreibung hätte das große Teil eine Art Laser sein können. Aber wofür?«

Thabo nickte: »Genau, ich glaube nicht, dass es bei dieser besagten Reise darum ging, eben mal in der schönen Stadt Neuss einen Herr oder Frau Maudl zu besuchen.«

»Und was denkst du, könnte mit diesem ›Neus. K. MaudL‹ sonst gemeint sein?«, fragte Peter den Südafrikaner.

»Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung! Wir müssten einfach noch mehr Informationen über die *beihon-Unternehmensgroup* und diesen Müller haben.«

Wieder stimmten ihm die anderen zu und machten dabei resignierte Gesichter.

Kurt Kromus räusperte sich: »Vielleicht helfen uns meine Recherchen etwas weiter.«

»Kurt!«, rief Claudia empört, »du hast etwas herausgefunden und lässt uns hier Rätsel raten!«

Der Anwalt hob entschuldigend die Hände: »Ich habe das auch eben erst bekommen …«

Claudia lächelte versöhnlich, dann konzentrierten sich alle auf die Ausführungen des Anwalts: »Wir haben versucht, mehr über *beihon* herauszufinden. Ich habe meine besten Leute im Büro damit beauftragt. Und die sind wirklich gut. Vor einer halben Stunde hat mir einer der Mitarbeiter eine erste interessante Zusammenstellung gebracht.«

Kurt Kromus schien in seinem Element und holte aus, um die Details der Recherche zu beschreiben, als ein ungeduldiges »Papa« aus Peters Richtung und ein tadelndes »Kurt« von Claudia ihn daran erinnerten, dass die anderen vor allem die Ergebnisse hören wollten.

Seufzend schlug er eine dicke Mappe auf und fuhr fort: »Also gut, die Kurzfassung. Normalerweise suchen wir in allen möglichen Datenbanken. Bei Recherchen in der Vergangenheit müssen wir allerdings andere Wege gehen. Aber auch da haben wir mittlerweile gute Möglichkeiten. Was die *beihon-Unternehmensgroup* angeht, so kann ich eines schon vorab sagen: Dieser Konzern hat so ziemlich in allem, was man zu Geld machen kann, seine Finger drin. Die haben zum Beispiel Anteile an Flug- und Schifffahrtslinien, an Landwirtschaftsbetrieben oder an Automobilunternehmen. Außerdem gehören denen größere Aktienpakete von Kosmetik- und Modefirmen. Nicht zu vergessen, die äußerst lukrativen Waffenexporte einer Tochterfirma von *beihon*. Und während der Normalbürger bei dem Namen *beihon* meist nur an die *beihon-Versicherungen* denkt, ist das Unternehmen wesentlich stärker im Bereich der IT und Elektronik engagiert. Wir haben Unmengen von Patenten gefunden, die auf die *beihon-Unternehmensgroup* angemeldet sind. Ihre Forschungs- und Entwicklungsabteilung ist gewaltig. Sie sind weit vorne, wenn es um moderne Computertechnik geht.«

Peter dachte an die großspurige Bemerkung von diesem Müller bezüglich des Laptops.

Kurt Kromus sprach weiter: »Wie gesagt, das war quasi nur mal die Schnellsuche. Über die Jahre hat unsere Kanzlei aber auch noch gute andere Quellen aufgetan, wenn es darum geht, irgendetwas aufzuspüren, das im Zusammenhang mit Urheber- und Patentrecht steht. Seit ein paar Jahren stehe ich mit Leuten in Kontakt, die sich auf alte Dokumente in diesem Bereich spezialisiert haben. Das sind private Sammler, die über erstaunlich umfangreiches Datenmaterial verfügen.«

»Wer sammelt denn altes Papier?«, fragte Peter amüsiert, was ihm von Violetta ein verständiges Grinsen und von seinem Vater ein »Es soll auch Leute geben, die sammeln Schwierigkeiten« einbrachte.

Kurt Kromus fuhr fort, während sein Sohn ein leises »Schon gut« murmelte.

»Diese Leute sind nicht mit Gold aufzuwiegen, wenn wir etwas suchen, das weiter zurückliegt und nicht in den Datenbanken der Rechner zu finden ist. Und deren Gedächtnis ist meiner Meinung nach sowieso besser als jeder Computer. Jedenfalls haben wir einen dieser Sammler kontaktiert und ihn nach dem Glockensymbol mit dem Pfeil gefragt. Wir haben zwar noch keine Verbindung zu *beihon*, aber ich denke, wir haben trotzdem etwas sehr Interessantes gefunden …«, Kurt Kromus machte eine Pause und die anderen blickten ihn gespannt an.

Als er endlich weitersprach, fischte er eine Kopie aus der Mappe. Darauf sah man eine Konstruktionszeichnung. Man erkannte deutlich, dass ein altes Dokument als Vorlage gedient hatte. Die Schrift war schlecht lesbar und unvollständig. Die obere Hälfte der Seite war fast verblasst. Trotzdem konnte man genug erkennen, um für einen Moment den Atem anzuhalten. Auf dem Papier sah man deutlich die Umrisse einer Glocke mit Pfeil. Den Anwesenden lief ein kalter Schauer über den Rücken, als sie in der unteren Ecke der Seite die Reste eines Stempels erkannten. Angewidert starrten sie auf die hässlichen Linien eines Hakenkreuzes.

»Es gibt also tatsächlich eine Verbindung zwischen den Nazis und den Explosionen auf dem Europaflughafen, und vermutlich auch zwischen Grünau, *beihon* …«, Peter kratzte sich am Kopf und sprach weiter, dabei senkte er seine Stimme etwas, »der Glocke und Lisa.« Er atmete tief durch und beendete seinen Satz mit den Worten: »Aber wie hängt das alles zusammen?«

Und dann begannen auf beiden Seiten der Internetverbindung erneut die Spekulationen über die

Glocke.

»Jeder, der nur ein wenig im Internet recherchiert, stößt auf Unmengen von Aufsätzen und Abhandlungen zu dem Thema. Immer wieder heißt es, die Glocke wäre ein geheimes Flugprojekt der Nazis gewesen. Manche meinen sogar, sie wäre ein magisches Gerät gewesen, mit dem man in die Vergangenheit hätte sehen können«, sagte Violetta.

Jonasch führte ihre Gedanken weiter: »Wieder das Thema ›Fluggerät‹. Das würde heißen, dass der Europaflughafen also doch aus der Luft angegriffen wurde.«

Thabo antwortete über das Mikrofon: »Aber das passt nicht. Nichts dergleichen wurde von den Behörden festgestellt.«

»Die haben aber auch nicht die Verbindung zu den Nazis gefunden. Und wer sagt uns denn, dass diese Fluggeräte nicht eine Art Tarnkappenmodus haben, so wie die modernen Stealth-Bomber?«, rief Catherine.

»Diese Schutzbeschichtungen sollen die Nazis bereits gekannt haben und heutzutage wäre das sicher kein Problem mehr«, stimmte Jonasch der Französin zu.

»Oder«, kam es zaghaft von Violetta, »die Dinger waren tatsächlich unsichtbar.«

Sie hatte eigentlich damit gerechnet, dass die ganze Gruppe empört aufschreien würde, aber nichts dergleichen passierte. Die Gesichter der anderen zeigten deutlich, dass sie über diese Möglichkeit ernsthaft nachdachten. Lediglich die Miene von Kurt Kromus blieb unergründlich.

Jonasch setzte sich etwas auf und fing an zu sprechen, niemand unterbrach ihn: »Es gab Gerüchte über Experimente. Auch in den USA. Das war in den Vierzigern. Allerdings gibt es dazu weder Beweise noch offizielle Bestätigungen. Ein angeblicher Augenzeuge hat, Jahre nach dem angeblichen Vorfall, darüber berichtet. Ein Kriegsschiff soll für kurze Zeit unsichtbar gewesen sein. Wie das genau hätte funktionieren sollen, weiß ich natürlich nicht. Es war die Rede von sehr starken Magnetfeldern. Die Folgen für die Besatzung des Schiffes sollen schlimm gewesen sein. Angeblich sind die Männer mit dem Schiff verschmolzen.«

»Das Philadelphia-Experiment?«, fragte Catherine vorsichtig und Jonasch nickte.

»Das wurde sogar verfilmt«, rief Peter.

»Also jetzt muss ich einmal unterbrechen«, sagte Kurt Kromus, der ungläubig von einem zum anderen blickte, bevor er weitersprach: »Das Philadelphia-Experiment? Unsichtbare fliegende Glocken? Geht das nicht ein wenig zu weit?«

Peter war ungehalten: »Wir müssen alles in Betracht ziehen. Es spricht doch vieles dafür, dass wir nicht nur das einbeziehen dürfen, was wir kennen. Du hast doch selbst die Unterlagen von …«, Er stockte kurz, dann fuhr er fort, »… von Mama gesehen. Die Menschen mit den besonderen Fähigkeiten. Wer weiß denn schon, was aus dem allen am Ende entstanden ist?«

Violetta hätte ihn jetzt gerne berührt, sie hatte bemerkt, wie aufgewühlt er war.

Stattdessen sagte sie: »Peter hat recht, wir können solche Dinge nicht einfach ausklammern.«

Kurt Kromus erwiderte: »Natürlich hat er recht, wir müssen alles in Betracht ziehen. Aber in diesem Fall, zumindest was die Glocke betrifft, da seid ihr mit eurem unsichtbaren Flugobjekt auf dem Holzweg.«

Kurt Kromus blickte in fragende Gesichter und ein unsanfter Stoß von Claudia ließ ihn endlich weitersprechen: »Na, schaut euch diese Konstruktionszeichnung einmal genauer an.«

Er reichte das Blatt herum und hielt es anschließend für Thabo und Peter in die Webcam: »Seht ihr, das ist kein Flugobjekt.«

Die anderen sahen immer noch fragend zu dem Anwalt und wieder gab es von Claudia einen Stoß.

»Na, diese Glocke ist nur circa sieben Zentimeter hoch, das ist nie und nimmer ein Flugobjekt.«

»Du meine Güte«, rief Catherine, »was haben die denn damit vorgehabt?«

»Sieben Zentimeter? Das ist ja Puppenspielzeug«, rief Violetta.

Jonasch griff sich noch einmal das Blatt und betrachtete es eingehend: »Stimmt«, sagte er peinlich berührt ob seiner eigenen Unachtsamkeit, »das habe ich total übersehen.«

Erneut beugte er sich über die Konstruktionszeichnung, dann griff er nach dem Vergrößerungsglas, das auf dem Schreibtisch von Kurt Kromus lag, und sagte: »Scheint eine Art Gehäuse zu sein, aber für was?«

»Nun, der Herr, der uns das kopiert hat, hat leider auch nicht mehr dazu gewusst, er …«, antwortete der Anwalt, als er von Jonasch unterbrochen wurde.

»Was ist das?«, rief dieser aufgeregt.

Thabo und Peter rutschten nervös auf ihren Stühlen und quengelten abwechselnd ein »Nun sagt schon« in das Mikrofon. Sie konnten sehen, wie ein kleiner Tumult im Kromus‘schen Wohnzimmer entstand. Ihre Rufe wurden ignoriert. Sie konnten kaum verstehen, was gesprochen wurde. Lediglich aufgeregtes Gemurmel erreichte sie durch die Lautsprecher.

Dann plötzlich rief Catherine: »Das ist es, eindeutig!«

Die anderen stimmten ihr zu.

»He! Würde uns mal bitte jemand aufklären?«, brüllte Peter ungeduldig.

Verdutzt drehte sich die Gruppe in Berlin Richtung Bildschirm. Ihre Entdeckung hatte sie Peter und Thabo vergessen lassen.

Jetzt tauchte Violettas Gesicht ganz nahe vor der Kamera auf: »Wir haben vielleicht etwas. Auf der Seite steht ein Name.«

Sie wedelte mit dem Papier und fuhr mit dem Bleistift die dünnen Linien der Buchstaben nach, die man unter den Umrissen der Glocke und ihren technischen Daten lesen konnte. Quer über den lesbaren Teil des Blattes bildete sich ein Wort ab.

»Seht ihr, hier steht ›Castus‹!«

Deutschland, 23. Mai 2017, früher Nachmittag – im Berliner Privathaus von Kurt Kromus

Kurt Kromus summte leise vor sich hin. Er war zufrieden, sie hatten wieder eine Spur entdeckt. Und was noch viel erfreulicher war: Peter und er waren sich, seit sie gemeinsam an dieser »Glockensache« arbeiteten, viel näher gekommen. Er dachte schmunzelnd an Violetta. Vermutlich saß seine zukünftige Schwiegertochter gerade hier in seinem Wohnzimmer. Er seufzte zufrieden, schnappte sich seine Jacke und seine Aktentasche und rief Claudia noch einen Gruß zu, bevor er das Haus verließ. Leise fiel die Tür ins Schloss. Kurt Kromus dachte an seine Aufgaben. Er würde sein Team erneut mit der Recherche beauftragen. Vielleicht könnten sie über den Namen »Castus« weitere Erkenntnisse gewinnen. Parallel dazu galt es mehr über diesen Kalendereintrag herauszufinden. Die anderen wollten sich darum kümmern. Internetrecherche und unzählige Telefonanrufe standen dem Rest der Gruppe bevor. Thabo und Peter sollten vorerst in Südafrika bleiben.

Aufgrund der letzten Vorkommnisse waren sich alle einig gewesen, das Schneemädchen Lisa weiterhin aus der Sache herauszuhalten, obwohl ein Gespräch mit ihr eventuell hätte helfen können. Aber es war einfach zu gefährlich, das Mädchen ins Spiel zu bringen. Sie wussten schließlich nicht, ob sie beobachtet wurden.

Kurt Kromus lief den Weg zum Tor und trat auf den Gehsteig.

So viele offene Fragen! Was für eine verzwickte Geschichte!, dachte er und grübelte darüber nach, warum jemand den Europaflughafen als Anschlagsziel ausgewählt hatte. Ohne nach links oder rechts zu blicken, lief er zu seinem Auto. Er hatte auf der Straße geparkt – sein Wagen war viel zu alt, um Opfer eines Diebstahls zu werden.

Die Auffahrt seiner Villa hatte nicht genug Platz für all die Autos, die sich dort mittlerweile angesammelt hatten. Die Fahrzeuge der Sicherheitsleute, der Wagen von Jonasch und Catherine, Claudias und Ellas Autos. Da hatte sich Kurt Kromus gestern kurzerhand entschlossen, seine alte Rostlaube, wie er den Wagen liebevoll nannte, an der Straße zu parken. Er hing an dem Gefährt mit der Delle am vorderen Kotflügel und den Rostflecken. Ihm war es egal, dass sein Vehikel so gar nicht zu der Aura eines erfolgreichen Rechtsanwalts passte. Kurt Kromus steckte den Schlüssel ins Schloss.

»Frau Kromus, wo ist Ihr Mann? Ich muss dringend mit ihm sprechen.«

Claudia Kromus blickte sich um. Der Chef der Sicherheitsleute, ein Mann Anfang fünfzig, der sich so geschickt im Hintergrund halten konnte, dass Claudia jedes Mal aufs Neue überrascht war, wenn er plötzlich das Wort an sie richtete, sah sie ungeduldig an. Auch dieses Mal schreckte sie kurz zusammen, bevor sie antwortete: »Ach, Herr Lanz, ich habe Sie gar nicht gehört. Mein Mann wollte ins Büro, er …«

Malcolm Lanz unterbrach sie barsch: »Wann ist er weg? Ich habe kein Auto gehört.«

Claudia, alarmiert von der Reaktion des Mannes, bemerkte, wie ihr Puls anfing zu rasen: »Sein Auto steht auf der Straße …«

»Seit wann steht der Wagen draußen?«, fuhr sie der Mann an.

Claudia stotterte: »Seit gestern Abend, im Hof war kein Platz mehr und Kurt wollte nicht, dass Ella draußen parken muss, er …«

Weiter kam sie nicht, denn Malcolm Lanz stürzte bereits an ihr vorbei Richtung Tür. Noch im Laufen schnappte er sich sein Walkie-Talkie und brüllte ein paar Befehle hinein.

Claudia stand da wie angewurzelt.

»Öffnet das Tor! Alle zum Tor!«, rief Lanz seinen Leuten zu.

Endlich löste sich ihre Starre und sie rannte ebenfalls Richtung Ausgang. Einer der Männer von Lanz wollte sie aufhalten, aber sie riss sich los. Vor sich sah sie den Sicherheitschef, er passierte gerade die Einfahrt. Zwei seiner Männer, die links und rechts der Villa postiert waren, folgten ihm.

Claudia rannte hinterher. Sie hörte die Rufe.

»Herr Kromus, stopp!«

Malcolm Lanz wurde angetrieben von einer bösen Vorahnung. Er war früher ein begnadeter Leichtathlet gewesen, ein Umstand, der sich heute auszahlte – er war schneller als seine Männer und lief als Erster durchs Tor. Vor sich, in einiger Entfernung, sah er Kurt Kromus. Der Mann hielt genau auf ein Fahrzeug zu. Malcolm hätte nicht sagen können, was ihn dazu veranlasst hatte, Alarm zu geben – vermutlich sein Magen, der nicht nur immer wieder schmerzhaft auf Stress reagierte, sondern der ihn auch auf ein sehr verlässliches Bauchgefühl zurückgreifen ließ.

Sein Auftraggeber hatte ihm keine Details verraten. Aber das war auch nicht nötig gewesen. Malcolm konnte sich auch so zusammenreimen, dass seine Schützlinge in einer gefährlichen Sache steckten. Er hatte schon oft für Kurt Kromus gearbeitet, aber noch nie war dabei ein Mädchen fast vergewaltigt oder eine ältere Dame mit einem Messer attackiert worden. Die

Zeichen standen also auf Sturm. Er hatte seine besten Männer in der Villa postiert und selbst ein Auge auf seine Klienten gehabt.

Malcolm Lanz machte diesen Job schon etliche Jahre und er machte ihn gut. Nicht zuletzt waren es Momente wie diese, in denen er sich von seinem Bauchgefühl leiten ließ, die ihn so erfolgreich machten. Instinkt war in dieser Branche überlebenswichtig. Das Wenige, was er bisher von Kurt Kromus erfahren hatte, kombiniert mit dem, was er selbst gesehen und sich somit zusammenreimen konnte, war genug gewesen, um ihn reagieren zu lassen. Wieder rief er den Namen seines Klienten.

Auf der anderen Straßenseite fuhr eine dieser monströsen Reinigungsmaschinen, die einen höllischen Lärm machten – Kurt Kromus konnte ihn nicht hören. Nur noch wenige Meter trennten die beiden Männer. Die Sonne lugte gerade ein wenig hinter den Wolken hervor und blendete Malcolm Lanz unsanft. Er keuchte und rief erneut nach dem Anwalt.

Claudia hatte jetzt endlich freie Sicht. Hinter sich hörte sie Stimmen und Schritte. Sie glaubte, Violetta würde sie rufen. Die Sicherheitsmänner rannten an ihr vorbei. Sie konnte ihren Mann sehen und Lanz, wie dieser auf ihn zusprang.

Kurt Kromus war tief in Gedanken, als er den Schlüssel drehte. Dann war es, als würde er die Erde verlassen und einfach davonschweben. Er spürte nichts. Weder die Arme, die ihn griffen, noch den heißen Schmerz an seiner rechten Hand. Er flog und fühlte sich dabei ganz leicht. Alles um ihn herum war wunderbar weiß und er schloss müde die Augen.

Malcolm sah Kurt Kromus vor sich. Nur wenige Meter trennten sie noch. »Nein!«, brüllte der Sicherheitsmann, aber es war zu spät, der Anwalt hatte den Schlüssel bereits ins Schloss gesteckt. Malcolm Lanz spannte alle Muskeln. Er verschwendete keinen Gedanken an sein eigenes Leben, sondern sprang.

Claudia Kromus sah die beiden Männer am Wagen. Dann spürte sie die Wucht der Explosion. Das Feuer und die Hitze nahmen ihr die Luft zum Atmen – und dann hörte sie einen entsetzlichen Schrei. Irgendjemand schüttelte sie. Erst als sie in Catherines Gesicht blickte, wusste sie, dass der Schrei, den sie hörte, ihr eigener war. Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie wollte in Richtung der Explosion, aber die anderen hielten sie zurück. Die Leute von Malcolm Lanz rannten mit Feuerlöschern zu dem explodierten Fahrzeug. In einiger Entfernung hörte man eine Sirene. Claudia schrie nach ihrem Mann. Die Explosion hatte das Fahrzeug von Kurt Kromus auseinandergerissen. Einige verkohlte Papiere, vermutlich aus der Aktentasche des Anwalts, flatterten einsam durch die Luft. Feuer und Rauch machten es fast unmöglich, etwas zu sehen. Ella stand jetzt neben Claudia und schluchzte laut. Der Einsatz der Feuerlöscher hatte eine weiße Wolke verursacht. Ein Autoreifen kam aus dem Nebel gerollt und blieb wenige Meter vor der kleinen Gruppe liegen.

Malcolm Lanz hörte nichts. Er kannte dieses Gefühl. Die Explosion hatte ihm vorübergehend sein Gehör geraubt. Er brauchte eine Sekunde, um sich zu orientieren. Was tat er hier? Er hatte nicht das Gefühl verletzt zu sein, dem Adrenalin sei Dank. Vermutlich würde der Schmerz nicht lange auf sich warten lassen. Die Druckwelle der Explosion hatte ihn weggeschleudert, aber er war nicht hart aufgeschlagen. Unter sich fühlte er etwas Weiches. Schnell drehte er sich zur Seite. Er lag auf Kurt Kromus. Vorsichtig tastete er nach dem Puls des Mannes. Nichts! Panik überfiel den

Sicherheitsmann. Er fühlte erneut nach der Halsschlagader. Malcolm hätte vor Freude fast laut aufgelacht, als er den regelmäßigen Schlag ertastete. Jetzt hieß es keine Zeit zu verlieren. Es hatte einen Anschlag auf seinen Klienten gegeben. Dieser musste von der Straße, er war hier nicht sicher. Vorsichtig tätschelte er dessen Wange.

Kurt Kromus hatte einen eigenartigen Traum. Erst flog er durch die Luft wie ein Vogel, dann hörte er Claudia rufen. Sie war verzweifelt. Er wollte zu ihr, konnte aber nicht. Irgendetwas schnürte ihm die Brust zu. Er konnte sich nicht bewegen. Dann schlug er die Augen auf und blickte in das besorgte Gesicht seines Sicherheitsmannes.

Die Menschen strömten jetzt aus ihren Häusern. Die Sirenen kamen näher. Die anfängliche Stille war von lautem Stimmengewirr verdrängt worden. Die Sicherheitsleute traten auf die Gruppe zu.

»Sie müssen zurück ins Haus, hier draußen ist es nicht sicher!«, sagte einer der Männer.

»Ich gehe nirgendwo hin, ich muss zu meinem Mann«, rief Claudia verzweifelt.

Die anderen wollten sie schon Richtung Haus schieben, als Ella fast flüsternd sagte: »Oh Gott, Herr Kromus!«

Claudia riss sich los und lief auf die zwei Gestalten zu, die sich jetzt aus dem Nebel lösten. Als sie ihrem Mann in die Arme fiel, schluchzte die junge Frau laut und hemmungslos. Dann umarmte sie Malcolm Lanz und küsste ihn mehrmals herzhaft auf die Wange: »Sie haben ihn gerettet, wie kann ich Ihnen jemals dafür danken …«

Nach Claudias Worten folgten dann die Umarmungen von Ella, Catherine und Violetta und selbst Jonasch drückte den Sicherheitsmann kurz, aber herzlich an seinen dicken Bauch.

Malcolm war sichtlich gerührt und hatte Mühe, seine Verlegenheit hinter einem schroffen »Jetzt aber sofort alle zurück ins Haus!« zu verbergen.

Deutschland, 23. Mai 2017, abends – Privathaus von Kurt Kromus

Alle waren im Wohnzimmer versammelt. Kurt Kromus war unter Protest und der Aufsicht von Malcolm Lanz und zwei seiner Männer ins Krankenhaus gebracht worden. Nach den Untersuchungen gab der Arzt glücklicherweise Entwarnung. Bis auf eine mittelschwere Verbrennung der rechten Hand und einigen Schürfwunden hatte sich Kurt Kromus keine weiteren Verletzungen zugezogen. Der Arzt wollte ihn zwar noch ein paar Tage zur Beobachtung behalten, das lehnte der Anwalt aber strikt ab.

Schwieriger waren die Verhandlungen mit der Polizei, die jede Menge Fragen stellte. Claudia hatte geistesgegenwärtig sofort einen Partner von Kurt angerufen, der die Gespräche übernommen hatte. So wurde Anzeige gegen Unbekannt erstattet und unter Berufung auf die anwaltliche Schweigepflicht und Einsatz der juristischen »Ausweichsprache« gelang es, die Hintergründe des Anschlags zu verheimlichen. Der Kriminalbeamte hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass er den dürftigen Ausführungen der Anwälte nicht glaubte. Mit den Worten: »Wenn Ihnen noch etwas einfällt, dann melden Sie sich bitte«, hatte er kopfschüttelnd das Haus verlassen.

Jetzt war Malcolm Lanz an der Reihe. In den letzten Stunden hatten ihn die Damen verwöhnt. Ella brachte unentwegt Schnittchen und süße Häppchen. Die anderen weiblichen Bewohner versorgten seine Männer mit Kaffee und ihn mit Kamillentee. Natürlich hatte sich keine dreißig

Minuten nach dem Anschlag sein Reizmagen gemeldet. Er hätte heute beinahe einen Schützling verloren und machte sich schwere Vorwürfe, dass er vorab nicht auf mehr Informationen bestanden hatte. Das würde ihm nicht noch einmal passieren, er würde strenge Regeln aufstellen.

Er räusperte sich kurz, dann sprach er mit aller Schärfe und Nachdruck: »Herrschaften, ich bitte Sie, mir jetzt genau zuzuhören. Ich werde das nämlich nur einmal sagen.«

Die anderen starrten Malcolm mit großen Augen an. Sein Ton überraschte sie, aber keiner wagte, ihn zu unterbrechen.

»Sie sind in eine gefährliche Sache verwickelt, wie gefährlich, das haben wir ja heute alle erlebt.«

Claudia rieb sich bei den Worten des Mannes verstohlen eine Träne aus dem Augenwinkel. So schnell würde sie sich von diesem Schock sicher nicht erholen.

»Sie möchten, dass ich Sie mit meinen Männern beschütze«, fuhr Malcolm fort, »und hier sind wir an dem Punkt, an dem sich etwas in unserer Beziehung ändern muss.«

Sein jetzt harter Blick richtete sich auf seinen Auftraggeber: »Ich muss wissen, um was es hierbei geht, sonst kann ich nicht länger für Ihre Sicherheit garantieren!«

Als Kurt Kromus, etwa dreißig Minuten später, seine Zusammenfassung der Geschehnisse mit den Worten: »Und dann explodierte mein Auto«, beendete, fing Malcolm Lanz‘ Magen erneut an, unangenehm zu ziehen.

»Du meine Güte!«, war alles, was er darauf sagen konnte. Dann rieb er sich mit beiden Händen über das Gesicht. Im Zimmer war es mucksmäuschenstill. Die Anwesenden beobachteten den Sicherheitsmann, der jetzt hin und her lief, und dabei ein angestrengtes Gesicht machte. Nach wenigen Minuten blieb er stehen und blickte streng in die Gesichter seiner Klienten.

»Sie alle werden nur noch das tun, was ich Ihnen sage!«

Die Gruppe stöhnte vor Erleichterung synchron auf. Offensichtlich hatten sie befürchtet, dass Herr Lanz seinen Auftrag unter diesen Umständen abbrechen würde.

In ernstem Ton sprach er weiter: »Ich will nie wieder erleben, wie Sie, gleich den berühmt berüchtigten aufgescheuchten Hühnern, aufspringen und kopflos das Haus verlassen.«

Sein Blick bohrte sich in die Gesichter der Anwesenden: »Weder um ein junges Mädchen, mitten in der Nacht, am Tor abzuholen, noch um einer Explosion beizuwohnen.«

Claudia wollte etwas sagen, sich erklären, aber Malcolm Lanz sprach unerbittlich weiter: »Keiner von Ihnen wird ohne meine Genehmigung das Haus verlassen. Egal, was da draußen passiert. Und wenn ein paar grüne Männchen in einem ›Glockenraumschiff‹ oder in sonst etwas direkt im Garten landen; Sie bleiben, wo Sie sind!«, und mit erhobener Stimme fügte er noch ein »Ist das klar?« an.

Erst als er von allen ein eindeutiges Nicken zu sehen bekam, fuhr er fort: »Wir müssen die Sicherheitsmaßnahmen verstärken, ich brauche mehr Männer, wir sollten das besprechen«, damit blickte er zu Kurt Kromus.

Dieser nickte: »Alles, was Sie für notwendig halten. Ich denke, wir gehen in mein Büro, ich muss nur vorher noch telefonieren.«

Der Anwalt war nervös. Eigentlich gab es dafür überhaupt keinen Grund, aber das Gespräch, das vor ihm lag, würde ihm nicht leichtfallen. Wie sollte er das, was geschehen war, erklären?

»Hallo Peter, hier ist dein Vater, ich lebe noch, wäre aber beinahe in die Luft geflogen«? Nein, unmöglich.

Wie sagte man seinem Kind, dass man fast gestorben wäre? Peter würde sich sicher Vorwürfe machen. Das wollte Kurt Kromus auf keinen Fall.

Er saß hinter seinem Schreibtisch, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Gesicht hinter seinen Händen verborgen, als er neben sich Claudias Stimme hörte.

»Hallo Peter, ich bin es …«

Kurt Kromus war seiner Frau unglaublich dankbar. Sie erzählte tapfer von dem Anschlag. Er wusste, dass auch sie unter großer Anspannung stand, und bewunderte ihre Haltung.

Bevor sie den Hörer an ihren Mann weitergab, sagte sie noch einen Satz, der Kurt Kromus mit Stolz erfüllte: »Wir müssen das zu Ende bringen. Wer auch immer dahintersteckt, er darf nicht ungeschoren davonkommen.«

Peter, am anderen Ende der Leitung, schien ihr zuzustimmen. Dann wollte sich Claudia schon verabschieden, überlegte es sich aber anders und fügte noch hinzu: »Wenn das hier alles vorbei ist, dann werden du und dein Vater anfangen, euch wie eine richtige Familie zu benehmen, sonst werde ich höchstpersönlich für eine Abreibung sorgen!«, und ähnlich wie bei dem Vortrag von Malcolm Lanz folgte noch ein »Ist das klar?«

Als Kurt seinen Sohn begrüßte, verließ sie den Raum und zog leise die Tür hinter sich zu.

Kurze Zeit später betrat Malcolm Lanz das Arbeitszimmer des Anwaltes. Kurt Kromus war etwas entspannter. Das Gespräch mit Peter hatte ihm gutgetan. Es war ungewöhnlich emotional gewesen und Dinge, die schon lange hätten gesagt werden müssen, wurden endlich einmal ausgesprochen.

Malcolm hatte gegenüber Platz genommen und starrte auf den großen Schreibblock vor sich. Gemeinsam besprachen sie die Punkte, die es zu erledigen galt. Weitere Schutzmaßnahmen für das Privathaus, aber auch für die Kanzlei. Malcolm Lanz wies mehrfach daraufhin, dass die Maßnahmen vielleicht übertrieben waren, aber seiner Meinung nach sollte man nichts mehr riskieren. Kurt Kromus stimmte allem zu und ließ dem Sicherheitsexperten freie Hand. In einer anderen Situation hätte sich Malcolm darüber gefreut, aber in diesem Fall wäre er nicht böse gewesen, auf den Auftrag zu verzichten und den Schutz der Familie den Behörden zu überlassen.

An diesem Punkt blieb Kurt Kromus aber stur: »Wir werden die Polizei zu gegebener Zeit informieren. Wenn wir jetzt unsere Erkenntnisse den Behörden mitteilen, dann hat die andere Seite gute Chancen, davonzukommen. Erstens haben wir keine eindeutigen Beweise. Wir können diesem Müller und damit der *beihon-Unternehmensgroup* nichts nachweisen. Die Entdeckungen in Namibia haben wir auf illegalem Weg gemacht. Und auch die Geschichte in der Maginot-Linie ist nicht hilfreich. Und zweitens, wer weiß schon, wo unsere Gegner überall Verbündete haben.«

Malcolm Lanz hatte Einwände, aber Kurt Kromus blieb unnachgiebig: »Wenn Sie möchten, unterschreibe ich Ihnen jedes Dokument, das Sie aus der Verantwortung nimmt.«

»Sie verstehen mich vielleicht falsch«, wendete der Sicherheitsmann ein, »hier geht es nicht um bürokratische Hürden, die mir Sorgen machen«, er sah kurz zu seinem Gegenüber, und als dieser nickte, fuhr er fort, »ich habe vielmehr Angst, dass noch jemand verletzt wird, oder Schlimmeres. Ich will keinen dieser netten Menschen, die drüben im Wohnzimmer sitzen, verlieren.«

Kurt Kromus nickte erneut: »Sie haben vollkommen recht, wir müssen das beenden. Ich bitte Sie nur um noch etwas mehr Zeit. Unsere Untersuchungen gehen voran. In meiner Kanzlei laufen die Recherchen auf Hochtouren. Wir müssen noch etwas mehr Material haben, dann gehen wir zu den Behörden. Das verspreche ich Ihnen. Und bis dahin …«, der Anwalt verzog das Gesicht zu einem Lächeln, »könnte ich mir für unseren Schutz niemand besseren als Sie vorstellen!«

Ernst fügte er hinzu: »Vielen Dank, für alles!«

Malcolm Lanz nickte und wieder spürte er das Ziehen seines Magens. Worauf hatte er sich da nur eingelassen?

Zur gleichen Zeit – Telefonat zwischen dem Vorstandsvorsitzenden Müller in Namibia und dem »Gockel« in der Zentrale der *beihon-Unternehmensgroup* in Berlin

»Was war denn daran so schwer?«, brüllte der Vorstandsvorsitzende von *beihon* ins Telefon, »wir hatten große Pläne mit Ihnen, aber so langsam frage ich mich, ob Sie dafür geeignet sind.«

Der Gockel, am anderen Ende der Leitung, lief rot an. Der Anschlag auf den Anwalt hätte ein Kinderspiel sein müssen. Das Schicksal hatte es gut mit ihnen gemeint. Der Wagen war auf der Straße geparkt gewesen. Der Sprengsatz war einfach anzubringen, zumal der Anwalt ein altes Modell fuhr, eines ohne komplizierte Sicherheitselektronik, die es zu überwinden galt. Der Gockel hatte sich in der Nähe postiert. Er war in einem angrenzenden kleinen Park in Warteposition gegangen. Alles verlief anfangs nach Plan. Der Anwalt hatte sein Haus verlassen und war schnurstracks zu seinem Auto gelaufen. Und dann kam dieser Leibwächter und hatte sich todesmutig auf Kurt Kromus gestürzt.

»Ich hatte keine Ahnung, dass der Typ einen Bodyguard hat«, antwortete der Angestellte von Herrn Müller.

»Genau das ist Ihr Problem«, rief dieser ungehalten, »Sie haben keine Ahnung, und davon viel!«

Der Gockel presste wütend die dicken Lippen aufeinander. Kurze Zeit sagte keiner etwas.

»Also«, sagte der *beihon*-Vorstand genervt, »was haben wir jetzt, außer einem quicklebendigen Anwalt mit verletzter Hand?«

»Die haben jede Menge Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Sowohl für das Privathaus als auch für die Kanzlei. Die Polizei war da …«, antwortete der Gockel eifrig.

Sein Boss gab nur ein unzufriedenes Brummen von sich, was seinen Untergebenen dazu animierte, einen Vorschlag zu machen: »Vielleicht sollte ich versuchen, ins Haus zu kommen …«

Wieder brummte es auf der anderen Seite, dann endlich kam die Rückmeldung: »Nein, Mann, das wäre so ziemlich das Dümmste, was wir jetzt machen könnten.«

Kurz war es wieder ruhig, dann sprach Müller weiter: »Da ist jetzt Fingerspitzengefühl gefragt und ich habe auch schon eine Idee …«

Der Gockel bekam seine Anweisungen, dann legte sein Vorgesetzter ohne einen Gruß, immer noch verärgert über den misslungenen Anschlag, auf.

Kapitel 11

Tagebucheintrag, Januar 1998

Durch ein Treffen mit einem alten Kameraden meines Vaters wurde ich an die Zeit direkt nach Ende des Krieges erinnert – obwohl ich damals noch nicht geboren war, sind mir die Erzählungen sehr lebhaft in Erinnerung. Die Waffen-SS hatte in den letzten Wochen vor der schmachvollen Kapitulation alles für seine Flucht vorbereitet. Jegliche Unterlagen und Ergebnisse waren bereits in Sicherheit, als mein Vater über Italien Europa verließ. Für ihn stand es außer Frage, mit den Amerikanern oder den Russen zu kollaborieren – das war eine Ehrensache gewesen. Die Operation »Overcast« hat er, bis zu seinem Tod, auf das Schärfste verurteilt!

Südafrika, 24. Mai 2017, 11.00 Uhr – in der Wohnung von Thabo Zuma in Kapstadt

Peter tigerte unruhig durchs Wohnzimmer. Thabo beobachtete den Deutschen eine Weile, dann stöhnte er laut auf und rief: »Bitte setz dich hin, du machst mich nervös.«

»Ich kann jetzt nicht still sitzen. Erst Violetta und jetzt mein Vater. Thabo, er wäre beinahe gestorben.«

Peter war zornig, hatte schlecht geschlafen, machte sich Vorwürfe und verfluchte den Tag, an dem er das Flugzeug nach Südafrika bestiegen hatte.

»Das ist alles meine Schuld«, sagte er zu Thabo, »ich hätte nie dieses Kriegsschiff besichtigen dürfen! Dann wäre ich nicht in *deinem* Gefängnis gelandet, nicht im Flugzeug gesessen, hätte nicht die Bilder gesehen, das Symbol …«

»Es reicht, Herr ›Selbstmitleid‹, es reicht!«

Peter sah verdutzt auf.

»Hätte ich nicht, hätte ich nicht«, äffte er den Deutschen nach. »Was soll das, Peter? Ohne dich wären wir nie auf die Spur von *beihon* gekommen. Hier geht es darum, Menschen zu retten und ein Verbrechen aufzuklären. Das ist nichts, wofür man sich entschuldigen muss. Und wenn wir schon von Schuld sprechen, dann suche die bitte nicht bei dir. Schuld sind diejenigen, die den Anschlag auf den Europaflughafen begangen haben. Sie tragen die Verantwortung für die Autobombe, die beinahe deinen Vater getötet hätte. Nicht du!«

»Aber hätte ich mich nicht eingemischt …«

»Man muss sich aber einmischen. Das ist unsere Pflicht, wir können nicht immer wegsehen. Was wir getan haben, war richtig, und wir werden das zu Ende bringen.«

Peter nickte seinem Freund zu, der traurig hinzufügte: »Vielleicht müssen wir Opfer bringen, aber wir tun trotzdem das Richtige.«

Zehn Minuten später stand erneut eine Videoverbindung über das Internet mit Berlin und Peter und Thabo sahen in die Gesichter von Jonasch, Catherine, Violetta und Claudia. Kurt Kromus fehlte.

Peter wurde schon unruhig, bis Claudia seine Anspannung löste, indem sie sagte: »Dein Vater

kommt gleich. Er ist noch im Arbeitszimmer. Die Kanzlei hat einscheinend etwas gefunden. Sie mailen gerade die Unterlagen durch.«

Keinem der Anwesenden war es danach, belanglose Höflichkeiten auszutauschen, stattdessen kam man gleich zur Sache. Die Recherchen im Hause Kromus liefen auf Hochtouren und selbst Jonasch, der bisher moderne Kommunikationskanäle abgelehnt hatte, musste zugeben, dass es durchaus von Vorteil sein konnte, sich dieser Technik zu bedienen.

Zu Catherine hatte er noch heute Morgen gesagt: »Vieles ist natürlich Unsinn, was man in eurem Internet findet, aber ich bin doch erstaunt, wie umfangreich das Datenmaterial ist, das sich als hilfreich erweist.«

Catherine hatte genickt und hoffte nun inständig, dass ihr Freund sich künftig zumindest auf ein Telefon einlassen würde. Das würde doch einiges einfacher machen.

Peter sah zu Violetta und sein Herz machte einen kleinen Sprung. Sie hatte ihr lila Haar zu einem Dutt zusammengebunden, aus dem sich eine Strähne gelöst hatte. Das Mädchen strahlte in die Webcam, als Peter das Wort an sie richtete.

Thabo sah sich veranlasst, seinem Freund einen leichten Stoß zu verpassen, dann flüsterte er: »Und sie hättest du auch nie kennengelernt, wenn du dich nicht eingemischt hättest.«

Eine Feststellung, die den jungen Deutschen sichtlich ermutigte, den bisher gegangenen Weg fortzuführen. Er setzte sich aufrecht hin und sagte: »Habt ihr irgendetwas für uns?«

Catherine hatte einige Seiten Papier vor sich ausgebreitet, die sie jetzt durchsah, bevor sie zu sprechen anfing: »Wir haben noch nichts zu diesem ›MaudL-Kalendereintrag‹. Dafür Unmengen von Material bezüglich der Glocke und den Nazis. Aber leider nichts Neues. Fluggeräte, getarnt, mit und ohne Raketenantrieb. Mystische Runen und so weiter. Jede Menge Geheimwaffen, für die es keine Belege gibt. Dann der Begriff ›Castus‹. Violetta hat das Internet durchstöbert und ich habe einen Freund angerufen, einen Historiker«, Catherine sah müde aus, als sie fortfuhr, »aber er konnte mir nicht weiterhelfen.«

Die junge Frau räusperte sich und Catherine zwinkerte ihr zu, als sie sagte: »Ja, vielleicht erleuchten uns deine Nachforschungen.«

Violetta las den anderen ihre Notizen vor: »Ich habe nichts Großartiges gefunden, also seid nicht allzu enttäuscht.« Kurz lächelte sie schüchtern in die Kamera, dann fuhr sie geschäftsmäßig fort: »Zunächst gab es einmal einen Feldherrn bei den Römern. Der hieß *Lucius Artorius Castus*. Er war wohl sehr tapfer und erfolgreich, blabla, jedenfalls halten ihn manche für König Artus, der aus dieser Sage mit dem Heiligen Gral und dem ganzen Gedöns«, sie blickte kurz auf und sprach weiter, als sie an den Gesichtern ihrer Zuhörer erkennen konnte, dass alle wussten, was sie damit meinte.

Jonasch konnte sich ein resigniertes Lächeln ob der Jugend und ihrem Umgang mit Sagen, Legenden und Geschichte nicht verkneifen, sagte aber nichts.

Violetta machte ein angestrengtes Gesicht und fuhr fort: »Dann gibt es noch eine Pflanze, die heißt *Vitex agnus castus*. Soll bei Frauenbeschwerden helfen und ein Libidokiller sein.« Violetta zuckte mit den Schultern und wieder dachte Jonasch daran, wie sich die Zeiten doch geändert hatten.

»Und dann habe ich mir noch die Übersetzung angesehen. Also, vom Lateinischen ins Deutsche. Da steht ganz schön viel«, und mit einer Grimasse, die ihre Verärgerung darüber ausdrücken sollte, sprach sie weiter, »wir haben ›rein, sittenrein, gewissenhaft, züchtig, uneigennützig‹, sogar ›heilig‹, dann noch ein ›Unschuldig‹ und ein ›Anständig‹«, damit blickte sie auf und sagte, »das wars!«

Danach übernahm Jonasch: »Ich habe, ganz gegen meine Gewohnheiten, ein bisschen telefoniert und alle Freunde und Bekannten abgeklappert, die ich in Verdacht hatte, einen naturwissenschaftlichen Abschluss zu haben. Nun, ich sprach mit drei Ingenieuren, einem Elektrotechniker, zwei Doktoren der angewandten Physik und einem Mathematiker. Von allen bekam ich die gleiche, recht unbefriedigende Antwort. Das Glockengehäuse, wie von uns beschrieben, könnte für alles mögliche benutzt werden, aber ein praktisches Beispiel fiel keinem dazu ein.«

Leise betrat Kurt Kromus das Zimmer. Er wollte Jonaschs Ausführungen nicht unterbrechen, deshalb setzte er sich auf einen Sessel und hob zum Gruß lediglich die verbundene Hand in Richtung Webcam.

Jonasch sprach weiter: »Dann kam mir eine Idee. Vielleicht waren meine Nachforschungen zu theoretisch. Ich brauchte jemanden, der weniger Philosoph und mehr Handwerker war. Und da kam mir mein Freund und Nachbar Gregori in den Sinn. Gregori kann alles reparieren, was man ihm vorsetzt. Der Mann ist sicher schon gute hundert Jahre alt und hat keinen einzigen Zahn mehr im Mund. Außerdem ist seine Vorliebe für Alkohol oft nicht zu überriechen, aber egal, was du ihm bringst, er repariert es dir. Autos, Heizkessel oder Radios. Er bringt es wieder zum Laufen. Letztes Jahr, da hat er einen alten elektrischen Rasierapparat wieder zum Leben erweckt. Das war unglaublich.«

Es war Catherine, die vorsichtig Jonaschs Lobeshymne unterbrach: »Und hatte er eine Idee bezüglich der Glocke?«

Jonaschs Augen blitzten kurz auf: »Hatte er! Ich habe den ganzen Morgen versucht, ihn zu erreichen. Eben gerade bekam ich eine Verbindung. Wie gesagt, von Zeit zu Zeit ist er unpässlich.«

Jonasch unterstrich das Gesagte, indem er mit der Hand ein imaginäres Glas an die Lippen führte.

Catherine räusperte sich, um ihren Freund daran zu erinnern, dass sie alle auf Neuigkeiten brannten. Kurz sah er verwirrt in ihre Richtung, dann sprach er schnell weiter: »Ach so, ja, die Glocke. Ich erzählte ihm nur von der Konstruktionszeichnung aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Natürlich keine Hintergründe. Also, Gregori meinte, bei der Größe und dem Zeitpunkt könnte es vielleicht ein altes Gehäuse für eine Röhre sein.«

»Eine Röhre?«, rief Peter ins Mikrofon, »was für eine Röhre denn?«

Der alte Mann legte die Hände auf den Bauch und lächelte verständnisvoll: »Röhren waren die Vorläufer von Transistoren, das sind elektronische Schalter.«

»Röhren, elektronische Schalter, das war in diesem Glockengehäuse?«, fragte Violetta und auch die anderen machten ungläubige Gesichter.

»Tut mir leid, das hört sich erst einmal nicht besonders spektakulär an, aber ihr müsst bedenken, dass Transistoren und eben früher Röhren die Grundlagen der Digitaltechnik sind. Moderne Geräte, wie wir sie heute kennen, gäbe es ohne sie nicht. Radaranlagen arbeiten immer noch mit Röhren und denkt nur an eure geliebten Fernseher. Bis vor ungefähr zwanzig Jahren gab es die ausschließlich mit Bildröhren.«

»Das würde also heißen«, mischte sich Thabo ein, »dass die Nazis ein Gehäuse für eine Röhre entwickelt haben. Warum? Und vor allem, wieso haben wir darüber nichts gefunden? Ich meine ja nur. Wir haben tonnenweise Material zu deren Atomprogramm oder Waffenentwicklungen gefunden, aber nichts über ein harmloses Gehäuse für eine Röhre.«

Jonasch schürzte die Lippen: »Ein Gehäuse, das eine Röhre funktionstüchtig hält, kann alles andere als harmlos sein. Aber ich gestehe, dass mir Gregori, bei dem Erkennen der Zusammenhänge, sehr behilflich war. Er meinte nämlich, dass die Röhren früher einige Probleme machten.«

»Probleme?«, rief Violetta, »das scheint sich nicht geändert zu haben.«

Jonasch schmunzelte: »Gregori sprach mehr von den Problemen aufgrund ihrer Beschaffenheit. Erstens, die Röhre war aus Glas. Das heißt, mechanisch nicht besonders beanspruchbar. Ein leichter Schlag oder Stoß und das gute Stück war hinüber. Und damit war das Gerät, in dem sie eingebaut war, unbrauchbar. Zweitens, sie wurde heiß, verformte sich und konnte sogar platzen. Und wieder war das Gerät, in dem sie steckte, unbrauchbar. Und drittens: Sie benötigte eine gewisse Anlaufzeit. Das Gerät war zwar brauchbar, aber eben erst, wenn die Röhre warmgelaufen war. Keine idealen Eigenschaften. Also fragte ich Gregori, wie man die Probleme hätte lösen können. Seine Antwort war zwar nicht besonders ergiebig, aber einleuchtend.«

»Ein Gehäuse!«, warf Catherine ein.

»Richtig«, sagte Jonasch und nickte ihr lächelnd zu, »ein Gehäuse, das nach außen isoliert, die Wärme beim Anschalten, für eine schnellere Betriebsbereitschaft, bündelt und das empfindliche Glas der Röhre schützt. Dann hätte man an die Leistungsfähigkeit von modernen Röhren heranreichen können. Zumindest wäre man anderen Ländern weit voraus gewesen.«

»Das würde also bedeuten, die Nazis hätten sich durch ein simples Röhrengehäuse einen enormen Technologievorsprung verschafft? Das kann ich ehrlich gesagt nicht glauben«, hörten die anderen Peters Stimme durch den Lautsprecher.

»Nun, das mit der Röhre war die Idee von Gregori. Und leider auch mein einziger Beitrag zu unseren Recherchen. Allerdings weise ich nochmals darauf hin, dass das Gehäuse keinesfalls so simpel gewesen wäre. Alles hätte eine Rolle gespielt. Größe, Form und vor allem das Material.« Jonasch war am Ende seines Berichts.

Violetta, die mit angezogenen Beinen auf dem Sofa saß und an ihrem Bleistift kaute, machte ein angestrengtes Gesicht, als sie zu sprechen begann: »Nun, ganz so von der Hand zu weisen, ist das eigentlich nicht. Ihr seid doch immer wieder auf Stickstoff und damit auf Kälte und Kühlung gestoßen. Und jetzt erklärt uns jemand, dass man ein Gehäuse bräuchte, um eine Röhre vor Hitze zu schützen. Könnte es da nicht einen Zusammenhang geben oder ist das zu weit hergeholt? Allerdings …«

Peter hing an Violettas Lippen und war so begeistert von ihren Schlussfolgerungen, dass er rief: »Du hast recht. Super!«

»Wir sollten vielleicht noch das ›allerdings‹ abwarten«, sagte Thabo mit einem schrägen Grinsen im Gesicht.

Die junge Frau, die wie immer Herzklopfen hatte, wenn sie von Peter angesprochen wurde, schob verlegen den Bleistift hinter ihr Ohr und fuhr fort: »Allerdings wissen wir immer noch nicht, in welchem Gerät denn nun diese Röhre mit dem Glockengehäuse hätte sein sollen. Die werden das ja nicht für irgendeine Küchenmaschine erfunden haben.«

»Wohl kaum«, gab Catherine zurück, »ich denke da automatisch an Waffen. Lenkwaffen, Waffensteuerung, etwas in der Art. Bei den Nazis ging es immer nur um Krieg und Vernichtung.«

Die anderen stimmten ihr zu und Jonasch führte den Gedanken weiter: »Könnte gut sein. Wir vermuten, dass man im Werkstollen-C Raketen produzieren wollte. Peter und Thabo haben diesen gewaltigen Raum, mit den Anschlüssen und den Stickstofftanks entdeckt …«

Peter unterbrach ihn: »Vielleicht eine neue V-Waffe namens ›Castus‹? Benannt nach einem

erfolgreichem Feldherrn – das würde zu den Nazis passen.«

Der alte Mann nickte: »Möglich, eine neue V-Waffe mit neuen elektronischen Modulen. Präziser und effizienter als ihre Vorgänger. Eingebaute Elektronik, die auch unter extremer Belastung noch funktioniert, weil ihre Röhren optimal geschützt sind. Perverserweise mit einem Namen ausgestattet, der Reinheit und Gewissenhaftigkeit bedeutet. Ein Albtraum.«

»Aber die Nazis hatten keine solche Waffe«, warf Kurt Kromus ein.

»Sie hatten sie *noch* nicht!«, verbesserte ihn Thabo. »Was Peter und ich gesehen haben, waren die Vorbereitungen für irgendetwas. Die Alliierten sind vermutlich keinen Tag zu früh in der Normandie gelandet. Vielleicht wäre, nur wenige Wochen später, diese neue Waffe einsatzfähig gewesen. Und dann dieser Aufbau eines Kernreaktors, den wir gefunden haben …«

Alle schwiegen.

Nach einer Weile hörten sie Peters Stimme: »Und welche Verbindung gibt es zu *beihon* und den Anschlägen auf den Europaflughafen? Das Feuer in Namibia, die Autobombe?«, er schluckte schwer.

»Eine direkte Verbindung werden wir wohl kaum finden«, Kurt Kromus richtete sich ein wenig in seinem Sessel auf und lächelte seinem Sohn zu. Seine Hand schmerzte und er fühlte sich krank. Genauso hatte ihm der Arzt im Krankenhaus sein Befinden in den nächsten Tagen prophezeit.

Er riss sich zusammen und sagte: »Aber, *beihon* ist ein Konzern, der seine Schwerpunkte auch, oder vor allem, in der Waffenproduktion und der Elektronik hat. Wer weiß, was aus alten Entwicklungen und Patenten mittlerweile entstanden ist?«

»Wir können ihnen nichts beweisen, oder?«, fragte Peter gequält.

»Ich sage nur ›abwarten‹«, und damit umfasste Kurt Kromus mit seiner gesunden Hand den kleinen Stoß Papier auf seinen Knien und grinste verschwörerisch, als er fortfuhr: »Ich denke, meine Leute haben etwas entdeckt.«

In den beiden Wohnzimmern nördlich und südlich des Äquators war es so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Keiner sprach, alle sahen gebannt zu Kurt Kromus, der, gehandicapt durch seine Verletzung, etwas umständlich die Ausdrucke auf seinem Schoß sortierte und einige Seiten nun weiter an Jonasch und die Frauen reichte.

Peter und Thabo warteten bereits ungeduldig auf die Neuigkeiten des Anwalts, als dieser endlich anfing zu sprechen: »Keine Sorge, ich erspare euch dieses Mal gleich die Details und komme sofort zum Punkt.«

Claudia warf ihm einen liebevollen Blick zu, der ihn sogleich den Schmerz in seiner Hand vergessen ließ.

»Wir haben uns die Besitzverhältnisse der *beihon-Unternehmensgroup* ein wenig angesehen. Da durchzublicken ist äußerst schwierig. *beihon* ist zwar ein börsennotiertes Unternehmen, aber laut unseren Recherchen sind nur vierzig Prozent der Aktien auf dem Markt. Also stellte sich uns die Frage, wer hat die anderen sechzig Prozent, sprich die Mehrheit der Anteile. Ich möchte hier anführen, dass solche Untersuchungen extrem schwierig geworden sind. In den letzten vier Jahren wurden die Märkte dermaßen liberalisiert, dass es ein Leichtes ist, seine Besitzverhältnisse zu verschleiern. Unsere Suche nach Anteilseignern führte uns über den halben Erdball. Firmen, die anderen Firmen gehören, die wieder Firmen gehören. Kein Name, keine Person, einfach nichts. Ich brauche euch jetzt nichts über den Sinn oder Unsinn von Schein- und Briefkastenfirmen erzählen, denn auch wenn man sich nicht mit solchen Dingen befasst, ist heute jedem klar, dass ein ›ökonomisches Untertauchen‹ ohne Probleme funktioniert. Wir steckten also fest. In so einem Fall gibt es noch ein recht probates Mittel, und das heißt: ›Zurück zu den Anfängen‹!«

Kurt Kromus blickte in fragende Gesichter, lächelte nachsichtig und erklärte seinen letzten Satz: »Wir versuchten herauszufinden, wie alles begann. Wer hat wann *beihon* gegründet? Natürlich hat die Sichtung der Grundbuchauszüge nicht ausgereicht. Auch hier kamen wir nur über Umwege zum Ziel. Und meine Leute haben ein kleines Wunder vollbracht.«

Der Anwalt beugte sich in seinem Sessel etwas nach vorne und fuhr mit fast gedämpfter Stimme fort, so als hätte er Angst, es könnte sie jemand belauschen: »Da, wo heute die *beihon*-Zentrale steht, stand früher ein kleines Bürogebäude, erbaut nach dem Zweiten Weltkrieg. Und jetzt ratet mal, wem das gehört hat?«, kurz blickte er in die Runde, dann endlich kam die Auflösung, »einem Ingenieurbüro namens ›Müller & Kollegen‹. Was sagt ihr jetzt?«, damit ließ sich Kromus senior mit einem zufriedenen Gesicht zurück in seinen Sessel fallen.

»Müller!«, stieß Violetta hervor, »unser Müller, der *beihon*-Müller?«, ihre Stimme war schrill, sie dachte wieder an den Abend im Büro und den Angriff des Gockels.

Catherine legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm.

»Ja, in der Tat, der *beihon*-Müller ist der Sohn jenes Ingenieurs. Das haben mir meine Leute bestätigt. Das Gebäude gehörte bis Mitte der Sechziger Müller senior, dann hat er es verkauft.«

»An wen?«, rief Peter, aber eigentlich kannte er schon die Antwort, deshalb war er nicht überrascht, als sein Vater antwortete: »An *beihon*!«

»Warum wundert mich das jetzt nicht?«, sagte Thabo mit enttäuschtem Gesicht.

»Ihr habt es nicht verstanden, oder?«, konterte Kurt Kromus, »wir haben jetzt einen Ausgangspunkt. Der Käufer war damals *beihon*. Genauer gesagt, *beihon-first*. Das meinte ich mit ›Zurück zu den Anfängen‹.« Wieder blickte der Anwalt in die Runde, wieder blickten fragende Gesichter zurück.

Kurz stöhnte er, dann setzte er erneut an: »Mit *beihon-first* hatten wir einen Ausgangspunkt. Also haben wir die Besitzverhältnisse erneut überprüft und siehe da, *beihon-first* existiert immer noch und, oh Wunder!, hält sechzig Prozent der Anteile des *beihon*-Konzerns. Das nenne ich einen Durchbruch!«

Kurt Kromus hätte seiner Kanzlei am liebsten applaudiert, schließlich war es nicht einfach, bei diesem Wirrwarr aus Firmenverstrickungen den Überblick zu bekommen. Aber die Begeisterung seiner Zuhörer schien verhalten.

Peter sprach als Erster: »Und wer steckt jetzt hinter *beihon-first*? Wer ist derjenige, der die Verantwortung trägt? Wer ist derjenige, der ins Gefängnis kommt?«

Kurt Kromus hätte sich ein bisschen mehr Euphorie gewünscht und antwortete deshalb genervt: »Na, das müssen wir noch herausfinden, aber wenigstens wissen wir jetzt, wo wir suchen können.«

»Und wo soll das sein?«, fragte Peter genauso genervt zurück.

»In Südamerika, genauer gesagt in Buenos Aires«, und damit las der Anwalt eine Adresse in Argentinien vor.

»*beihon-first* hat ihren Sitz in Argentinien?«, rief Violetta ungläubig.

»So ist es«, bestätigte Kromus senior.

Im Wohnzimmer war es still. Wieder hatten sie eine Information bekommen, die neue Fragen aufwarf, anstatt alte zu beantworten.

»Wir müssen also nach Buenos Aires«, sagte Thabo.

»Das denke ich auch«, gab Kurt Kromus zurück, »mein Büro wird alles veranlassen und mailt euch dann die Reisedaten.«

Jonasch hatte die Ausführungen des Anwalts nicht unterbrochen. Bei dem Wort »Südamerika«

hatten sich ihm jedoch die Nackenhaare gestellt. Offensichtlich schien keiner der Anwesenden zu bemerken, dass sich der Kreis langsam schloss. Sein Räuspern ließ die anderen verstummen.

Dann sagte er nur: »Die Rattenlinie also. Das hätte ich mir denken können.«

Catherine, die Jonaschs Äußerung verstanden hatte, pfiff wenig damenhaft durch die Zähne: »Natürlich, Argentinien, besser könnte es gar nicht zusammenpassen.«

»Rattenlinie?«, rief Peter und verfluchte innerlich wieder einmal seine dünnen Geschichtskenntnisse.

»Ja, die Rattenlinie. So nannte man die Fluchtwege«, sagte Catherine.

Peter konnte sich schon denken, welche Fluchtwege die Französin meinte, war aber trotzdem für Jonaschs weiterführende Erklärungen dankbar.

»Viele der Naziverbrecher und ihre Kollaborateure konnten fliehen, bevor man sie für ihre Gräueltaten zur Verantwortung ziehen konnte. Erschreckenderweise fanden sich viele Helfer, die das möglich machten. Es gab verschiedene Länder, die den Kriegsverbrechern Asyl boten.« Jonasch machte, während seiner Ausführungen, ein gequältes Gesicht.

»Aber wieso nimmt ein Land so jemanden auf? Und wer hilft überhaupt einem Nazi bei der Flucht?«, Violetta war empört und Jonasch für immer mit der Jugend versöhnt, die allen Unkenrufen zum Trotz eben doch ein sehr gutes Gerechtigkeitsempfinden hatte.

Er lächelte das Mädchen freundlich an, als er weitersprach: »Ja, das ist eine gute Frage und du würdest mir sicher nicht glauben, wer sich alles als Helfer zur Verfügung gestellt hat. Jedenfalls war Argentinien ein beliebtes Ziel. Peron, der damalige Staatschef, ein Diktator, hat die Naziverbrecher mit offenen Armen empfangen. Zum einen war er selbst ein Anhänger ihrer Ideologie, zum anderen kamen so auch beträchtliche Vermögenswerte in sein Land. Dass *beihon* nun am Ende dieser Rattenlinie steht, ist mit Sicherheit kein Zufall. Wir sind auf der richtigen Spur und ihr solltet sehr, sehr vorsichtig sein.«

Jonasch blickte in die Webcam, um seinen an Thabo und Peter gerichteten Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

»Mir fällt noch etwas anderes ein«, dieses Mal war es Catherine, die sich an Peter wandte.

»Erinnerst du dich noch, als wir in das Büro dieses Müllers kamen?«

Peter überlegte kurz, dann ging ihm ein Licht auf und er rief: »Spanisch!«

»So ist es. Spanisch«, sagte die Französin, die mit einem Blick auf die anderen ergänzte, »dieser Müller hat gerade telefoniert, als wir seinen exklusiven Arbeitsbereich betraten. Und die letzten Worte konnten wir noch hören. Das Gespräch wurde auf Spanisch geführt.«

»Und da war noch etwas«, fügte Peter aufgeregt hinzu.

»Der Fremde in dem Hangar in Namibia, der hatte eine eigentümliche Aussprache. Ich bin mir jetzt sicher, dass es ein spanischer Akzent war.«

Die Anwesenden raunten zustimmend und Catherine führte ihren Gedanken zu Ende, in dem sie sagte: »Und in Argentinien spricht man Spanisch.«

Zur gleichen Zeit, Telefonat des Vorstandsvorsitzenden Müller von Namibia aus nach Berlin zu einem Privatanschluss

»Du musst versuchen herauszufinden, was sie wissen. Ich brauche dafür jemanden, der über genügend Intelligenz verfügt.«

Am anderen Ende der Leitung hörte man ein Atmen, dann eine freudige Stimme: »Ich danke dir für dein Vertrauen. Ich werde dich und unsere Organisation nicht enttäuschen.«

Müller lächelte dünn und erwiderte: »Das weiß ich. Halte dich genau an den Plan. Das ist wichtig.«

Die angesprochene Person unterbrach ihren Gesprächspartner: »Aber ich könnte es auch gleich zu Ende führen.«

»Nein!«, sagte der *beihon*-Vorstand wütend, »auf keinen Fall. Es bleibt dabei. Du übernimmst die Feinarbeit. Das Grobe erledigen andere. Wenn etwas schiefgeht, dann sind die leicht zu ersetzen. Auf dich können wir in Zukunft nicht verzichten.«

»Verstanden«, kam es stolz zurück, »ich werde alles zu deiner Zufriedenheit erledigen.«

Es folgte ein kurzer Gruß zum Abschied, dann war das Gespräch beendet.

Der Vorstand der *beihon-Unternehmensgroup* griff erneut zum Telefon. Das kommende Gespräch machte ihn schon jetzt nervös. Ungeduldig wartete er auf das Knacken in der Leitung, das ihm bedeuten würde, dass sein Gesprächspartner den Hörer abnahm. Dann endlich vernahm er die feste Stimme auf der anderen Seite. Müller verehrte den »Oberst«, bewunderte ihn regelrecht. Keinesfalls wollte er in Ungnade fallen. Aber es war ihm auch nicht möglich, Ergebnisse abzuliefern.

»Müller«, der Oberst schaffte es allein mit der entsprechenden Betonung des Namens, seine Ungeduld auszudrücken.

»Ja«, antwortete der Vorstand kleinlaut, »wie geht es Ihnen?«

»Ich wünschte, wir hätten besseres Wetter, mir ist kalt«, säuselte der andere in die Leitung, um dann plötzlich wütend zu brüllen: »Mann, was soll das werden? Ich will kein Schwätzchen abhalten, ich brauche Informationen. Also, was haben Sie herausgefunden?«

Müller stotterte: »Die sind immer noch in Kapstadt. Verlassen die Wohnung nicht. Keine Ahnung, was die da treiben.«

»Uns läuft die Zeit davon, ich muss wissen, was die wissen. Ich will keinesfalls einen erneuten Fehlschlag. Dieses Mal dürfen wir nicht versagen!«

»Wir sind dabei, ich …«

Aber der Oberst unterbrach die Erklärungsversuche: »Müller, verdammt, wir verlieren Zeit!«

Dann folgten knappe Anweisungen und ein paar Worte auf Spanisch zum Abschied, der nicht gerade herzlich ausfiel.

Kapitel 12

Tagebucheintrag, Dezember 2004

Wegen des, mittlerweile gelösten, Problems mit der Eigenresonanz der Glocke sah ich mich gezwungen, alte Unterlagen aus der Zeit kurz vor Ende des Krieges zu sichten. Wenige Tage vor der Landung der Alliierten in der Normandie war mein Vater ebenfalls auf den von ihm genannten »Resonanzbruch« gestoßen – viele der Glocken wurden dadurch zerstört. Bevor die Ursache befriedigend geklärt werden konnte, wurde er durch den Führer persönlich nach Frankreich beordert, um dort den Abtransport des Zyklotrons in der Nähe von Lisieux zu überwachen. Viele Jahre später erzählte er mir von dem erhabenen Gefühl, unsere Truppen in Richtung der neuen Front marschieren zu sehen – und ebenso von dem Triumph, den er empfand, als ihm die Idee mit der »Krake« kam!

Argentinien, 25. Mai 2017, gegen 15.00 Uhr Ortszeit – Buenos Aires

Erschöpft verließen Thabo und Peter den Flughafen ›Ministro Pistarini‹, der in Ezeiza lag, einem Vorort von Buenos Aires. Die Temperaturen waren angenehm, aber Peter war das egal – er war müde und hungrig. Das Sekretariat von Peters Vater hatte ganze Arbeit geleistet. In Windeseile hatten die Mitarbeiter einen Flug von Kapstadt nach Johannesburg und dann weiter nach Buenos Aires organisiert.

Voller Tatendrang waren die beiden Freunde am Vorabend aufgebrochen. Das endlose Warten an den Schaltern, das Umsteigen und der unruhige Nachtflug hatten aber die anfängliche Begeisterung mittlerweile in Unlust und Nörgelei umschlagen lassen. Die Männer wollten nur noch in ihr Hotel. Kaum hatten sie das Flughafengebäude verlassen, stürmte auch schon ein hilfsbereiter Taxifahrer auf sie zu.

»Ich spreche Französisch, Englisch, Italiano, kein Problem, ich bringe Sie, wohin Sie möchten. Und ich habe gute Preise«, sagte der kleine Mann und schenkte den beiden ein breites Lächeln, das den Blick auf eine gewaltige Zahnlücke zwischen den oberen Schneidezähnen freigab. Die Reste seines Kopfhaares, das wie ein Kranz von Ohr zu Ohr reichte, stand ihm wirr vom Kopf. Seinen Bauchansatz konnte das bunte Hemd, das er trug, auch bei wohlwollender Betrachtung nicht verbergen.

Wieder sprach der Mann und griff dabei nach Thabos Koffer: »Lassen Sie mich tragen helfen, ich bringe Sie zu den schönsten Flecken. Bemerken Sie die Luftfeuchtigkeit? Mein Taxi ist angenehm kühl«, und dann raunte er stolz und mit Nachdruck, »klimareguliert!«

»Danke, den trage ich selbst«, antwortete Thabo amüsiert.

Der Südafrikaner warf einen Blick zu Peter, der viel zu müde war, um lange nach einem Transportmittel zu suchen. Stattdessen sagte er auf Deutsch: »Der ist bestimmt nicht seriös …«

Da unterbrach ihn der Mann mit einigen Brocken Deutsch: »Oh! Ich seriös, Pepe, seriös. Gute Preis!«

Eine Aussage, die dazu führte, dass der Südafrikaner mit dem argentinischen Taxifahrer quälende zehn Minuten lang verhandelte. Zu Peters Erleichterung einigten sich die beiden dann

endlich auf einen Preis, den Thabo immer noch zu hoch und Pepe für skandalös niedrig hielt.

Die Fahrt vom Flughafen zum Hotel war ein Abenteuer für sich.

Als Erstes bat Peter, die Klimaanlage anzuschalten, schließlich hatte man ihnen ja ein wohltemperiertes Taxi versprochen. Pepe nickte eifrig und kurbelte das Fenster seines alten Vehikels nach unten. Dann drehte er den Kopf nach hinten und fragte: »So besser?«

Peter hätte sich, unter anderen Umständen, sicherlich mit Pepe darüber gestritten, ob ein Autofenster, das sich öffnen ließ, den Begriff »klimareguliert« verdiente, aber er sah davon ab. Keinesfalls wollte er Pepes Blick länger als nötig auf die Rückbank lenken. Die Autofahrt war auch schon mit einem Fahrer, der seine Augen auf die Straßen richtete, ein Vabanquespiel. Der Verkehr verschlug einem den Atem. Im sprichwörtlichen wie auch im eigentlichen Sinn.

»Gibt es hier eine Geschwindigkeitsbegrenzung? Ich meine, ich hätte ein Schild gesehen …«, fragte Thabo und Peter klammerte sich an seinen Sicherheitsgurt.

Als sie die Vororte, mit ihren riesigen Wohnhochhäusern, verlassen hatten, verdichtete sich der Verkehr noch mehr.

»Fast 14 Millionen Menschen leben hier«, sagte Pepe stolz, »Buenos Aires ist unsere Hauptstadt. Alles ist hier!«

Diesen Eindruck hatte Peter auch.

Der Südafrikaner schien anscheinend Spaß an der Fahrt mit Pepe zu haben und richtete erneut das Wort an den Fahrer: »Im Reiseführer stand, dass man im Taxi Informationen über die Chauffeure findet. Ich sehe hier gar nichts.«

Peter hatte das auch gelesen und natürlich war ihnen beiden längst klar, dass sie nicht in einem offiziellen Taxi saßen. Selbstverständlich ließ Pepe das nicht auf sich sitzen und gab sich beleidigt: »Was wollen Sie wissen? Pepe hat keine Geheimnisse.«

Dann fing er an, im Handschuhfach zu kramen, ohne auf die Straße zu achten.

»Schon gut, Pepe, mein Freund hat das nicht so gemeint. Fahren Sie uns nur zu unserem Hotel«, damit verpasste Peter Thabo einen Rempler.

»Schönes Hotel. Direkt in der ›Avenida 9 de Julia‹, direkt beim Obelisk«, jetzt holte Pepe aus und wollte seine Fähigkeiten als Stadtführer unter Beweis stellen.

»Es wurde 1936 gebaut zum 400-jährigen Stadtjubiläum. Man kann hinaufgehen. Sie haben einen wunderbaren Blick über die Stadt. Und nachts …«, Pepe schnalzte anerkennend mit der Zunge, »nachts ist er beleuchtet, wunderbar!«

Als sie mit quietschenden Reifen vor ihrem Hotel ankamen, nicht ohne vorher noch ein paar Fußgänger zurück auf den Bürgersteig zu scheuchen, die sich laut Pepe »unverschämterweise« erdreistet hatten, einen Zebrastreifen zu überqueren, war Peter mehr als erleichtert.

Der Argentinier wurde bezahlt und der Südafrikaner legte noch ein gutes Trinkgeld oben drauf. Schließlich war es dann auch Thabo, der Pepe als Fahrer für den Abend bestellte, was diesen erneut dazu animierte, sein Lächeln und damit auch seine riesenhafte Zahnlücke zu präsentieren. Um 17.00 Uhr würde er die beiden am Hotel abholen. Solange wollten sie sich etwas Schlaf gönnen.

Als die zwei Freunde wieder im Taxi von Pepe saßen, war die Müdigkeit des Nachmittages vergessen. Voller Begeisterung blickten sie aus dem Fenster und bestaunten die Millionenstadt Buenos Aires.

»Das erinnert mich an Europa«, sagte Thabo und Peter ergänzte: »Ja, sieht ein wenig aus wie in Frankreich.«

Pepe, der sich über das Interesse seiner Fahrgäste freute, bestätigte deren Aussage: »Si, si … Buenos Aires ist eine bunte Stadt. Wir hatten viele Einwanderer, jeder hat etwas mitgebracht!«

Und dann drehte er sich nach hinten und sagte mit erhobenen Zeigefinger und mit vor Stolz geschwellter Brust: »Wir sind ›Multi-Kulti‹!«

Den leichten Schlag, den es gab, als er den Seitenspiegel eines parkenden Autos rammte, ignorierte er dabei geflissentlich.

Thabo drehte sich grinsend zu seinem deutschen Freund, der seine Finger fest in die Polster der Rückbank gegraben hatte. Kurze Zeit später erreichten sie ihr Ziel.

»Das ist es?«, fragte Peter ungläubig.

Pepe, der ebenfalls ausgestiegen war und jetzt um sein Taxi herumwatschelte, hielt dem Deutschen den Zettel mit der Adresse vor die Nase: »Genau, wie Sie es gesagt haben. Sie wollten nach Recoleta. Und sehen Sie …«, damit deutete er auf die Hausnummer und auf das wenige Meter entfernte Straßenschild, »Pepe hat Sie zum Ziel gebracht!«

»Aber das ist so – klein!«, sagte Peter, ohne sich darüber bewusst zu sein, dass sich diese Äußerung für Pepe ziemlich unlogisch anhören musste.

Der Argentinier zuckte mit den Schultern und machte ein Gesicht, als wollte er sich entschuldigen: »Wenn es Ihnen zu klein ist, fahre ich Sie zu etwas Größerem. Vielleicht unsere Metallblume? Muy Bien!« Pepe strahlte, als er weitersprach: »Die öffnet sich morgens und schließt sich abends. Es gibt eine tolle Beleuchtung und …«

»Schon gut«, unterbrach ihn Thabo, »Sie haben uns genau dort hingebracht, wo wir hinwollten. Mein Freund hatte es sich eben nur anders vorgestellt.«

Auch der Südafrikaner war überrascht. Das, was sich ihnen hier, in Recoleta, dem teuersten Wohn- und Geschäftsviertel von Buenos Aires, als *beihon-first* präsentierte, war nichts weiter als ein Schaufenster, hinter dem ein circa fünf Quadratmeter großer Raum lag. Das Büro war verschlossen. Es gab einen Briefkasten und der Firmenname stand auf einem kleinen Schild an der Tür. Durch die Scheibe konnte man einen Schreibtisch mit Telefon, einen modernen Ledersessel und einen Aktenschrank erkennen. Alles schien sauber, aber unbenutzt. Thabo kratzte sich am Kopf und Pepe, der zwischen den Männern stand, sah gespannt von einem zum anderen.

Peter Kromus blickte an dem Gebäude hoch. Es gab fünf Stockwerke.

»Vielleicht sollten wir die Nachbarn befragen, eventuell weiß jemand etwas?«

Thabo nickte: »Keine schlechte Idee«, und zu Pepe gewandt, »wenn Sie hier warten könnten, natürlich gegen Bezahlung.«

Pepe nickte eifrig. Die zwei Männer waren nicht nur ein gutes Geschäft, er mochte die beiden auch. Vor allem der Südafrikaner, der so unverschämt um den Fahrpreis gefeilscht hatte, gefiel ihm.

Thabo und Peter machten sich auf den Weg und klapperten die oberen Stockwerke ab. Das Gebäude beherbergte ausschließlich Büroräume. Neben Rechtsanwälten und Notaren gab es noch ein Übersetzungsbüro, eine Sprachenschule, einen Immobilienhändler sowie andere Dienstleister – doch niemand konnte ihnen etwas zu dem kleinen Büro von *beihon-first* sagen.

Eine ältere Dame im Vorzimmer eines Künstleragenten hatte auf ihre Fragen verblüfft mit den Worten »Da unten ist ein Büro?« reagiert.

Resigniert traten die beiden Männer auf die Straße und hielten nach Pepe Ausschau. Das Taxi stand noch an seinem Platz, nur der Fahrer schien verschwunden. Hilflos blickten sie nach links und rechts, bis sie Pepe, hektisch winkend, auf der anderen Straßenseite stehen sahen. Schnell

überquerten sie die Fahrbahn, nicht ohne vorher um die Hilfe aller Schutzengel zu bitten.

Der Argentinier stand vor einem kleinen Geschäft und biss herzhaft in eine Teigtasche. Ein verführerischer Duft kam aus dem Ladeninneren.

Empanaderia, las Peter. Der Schriftzug war schon etwas verblasst, dann folgte ein weiteres Wort: *Lupe*.

Pepe schob die Männer in den Innenraum, im hinteren Teil saßen ein paar junge Leute. Ein Pärchen tanzte einen Tango und die anderen klatschten begeistert.

»Wir sollten etwas essen, ich sterbe vor Hunger«, sagte Peter.

Pepe nickte wissend und rief etwas nach hinten in die Küche, woraufhin eine kleine Frau Mitte dreißig erschien. Sie betrachtete die Neuankömmlinge mit ihren gutmütigen Augen, dann sprudelte ein Schwall spanischer Wörter aus ihrem Mund.

Pepe nickte nur und die Frau verschwand wieder in der Küche, nicht ohne vorher einem etwa zwölfjährigen Jungen, der auf einem Hocker an der kleinen Bar saß und mit einem Gameboy spielte, ein paar Anweisungen zu geben.

Der Tisch vor den drei Männern füllte sich.

»Was ist das?«, fragte Peter und schlang seine fünfte Teigtasche hinunter, »das ist das Beste, was ich je gegessen habe.«

»Das sind Empanadas …«, sagte Pepe und lieferte daraufhin eine allumfassende kulinarische Beschreibung.

Abgerundet wurde das Essen durch ein süßes Dessert aus Milch, Zucker und Vanille: »Dulce de leche!«, schwärmte Pepe.

Satt und in bester Stimmung lehnten sich die drei schließlich zurück.

In diesem Moment erreichte Peter endgültig der Zauber der Stadt. Hier in dieser kleinen Empanaderia neben Thabo und Pepe, nach einem hervorragenden Essen und trotz, oder gerade wegen, der immer und überall erklingenden südamerikanischen Rhythmen. Ihn hatten die vergnügte Stimmung der Menschen und ihre Herzlichkeit in ihren Bann gezogen und so schwor er sich, noch einmal hierherzukommen, und zwar mit Violetta. Dann seufzte er laut, sodass ihn die anderen beiden fragend ansahen.

»Was machen wir jetzt?«, unterbrach Peter seinen verträumten Ausflug in die Zukunft.

»Wir könnten zum Grab von Evita Peron gehen, ist um die Ecke«, antwortete Pepe und leckte ein letztes Mal über seinen Löffel.

»Nein, Pepe, keine Gräber, ich meinte etwas anderes«, sagte Peter lächelnd.

»Si, si«, gab Pepe zurück, der immer noch nicht seinen Blick von der leeren Dessertschale lassen konnte, »ich weiß schon, Sie wollen Informationen über das ›kleine‹ Büro. Pepe ist kein Dummkopf! Ich bin nicht nur zum Essen hierhergekommen, ich dachte, ich könnte auch ein bisschen herumfragen …«

Daraufhin rief er etwas Richtung Küche und die Frau erschien erneut. Dieses Mal setzte sie sich zu ihnen an den Tisch. Pepe legte eine geschäftige Miene auf und stellte die Frau vor: »Das ist Lupe!«

Lupe schenkte ihnen ein herzliches Lächeln und Thabo und Peter antworteten mit einem freundlichen »Hola«.

»Lupe hat mir erzählt, dass sie ihren Laden schon seit Jahren hat«, erklärte Pepe und Lupe nickte eifrig, »sie kennt die Gegend hier ziemlich gut. Außerdem macht sie hervorragende Empanadas.«

Dieses Mal war es an Peter und Thabo eifrig zu nicken.

Pepe fuhr fort: »Deshalb kommen auch viele Angestellte aus den Büros zu ihr. Also vielleicht kann sie euch weiterhelfen …«

»Pepe, du bist der Größte!«, rief Peter voller Begeisterung, was dem Argentinier sichtlich schmeichelte.

Und Lupe stellte sich tatsächlich als eine nützliche Quelle heraus. Zwar verstanden Thabo und Peter nicht wirklich, ob jetzt eine Freundin der Putzfrau des Notars aus Etage 3, der Bruder eines Fahrers des Abteilungsleiters aus Stockwerk 5 oder Lupe selbst die entscheidende Beobachtung gemacht hatte, aber das tat auch nichts zur Sache. Wichtig war, dass sie von Lupe erfuhren, dass zwar das Büro selbst niemals besetzt war, aber dafür regelmäßig jemand vorbeikam, um bei *beihon-first* den Briefkasten zu leeren. Glücklicherweise geschah das immer zur selben Uhrzeit an zwei bestimmten Tagen in der Woche.

So hatten sie einen wichtigen Anhaltspunkt. Erfreulicherweise war der folgende Tag einer dieser »Postabholungstage«. Sie brauchten sich also nur auf die Lauer zu legen und dem Boten zu folgen. Vielleicht würden sie so an den eigentlichen Drahtzieher kommen.

Sie saßen noch eine Weile zusammen und unterhielten sich mit Lupe und Pepe über Argentinien. Erstaunlicherweise waren die Sprachbarrieren mit wenigen Brocken Spanisch, unter Zuhilfenahme von Händen und Füßen und mit einem gewissen pantomimischen Geschick schnell überwunden. Es folgte eine herzliche Verabschiedung und Lupe drückte den Männern dicke Schmatzer auf die Wangen.

Pepe hatte sich gerne bereit erklärt, Thabo und Peter als Fahrer für den morgigen Tag zur Verfügung zu stehen, und natürlich blieb wieder ein imposantes Gefeilsche zwischen ihm und Thabo, um den Preis für diese Dienstleistung, nicht aus.

Deutschland, 26. Mai 2017, gegen 11.00 Uhr morgens MEZ – Berlin-Mitte (6.00 Uhr argentinischer Zeit)

»Feuer! Feuer!« Die hektischen Rufe der Menschen drangen an Catherines Ohren. Sie war wie gelähmt und für den Bruchteil einer Sekunde vergaß sie ihre Panik und dachte nur daran, dass sie in die Falle getappt war.

Sie erinnerte sich an die Diskussionen im Haus der Familie Kromus.

»Wir haben Post bekommen«, hatte der Anwalt gesagt und sie heute Morgen um 8.30 Uhr alle im Wohnzimmer versammelt.

Malcolm Lanz war besorgt gewesen, er hatte drei Kamillentees heruntergeschüttet und die ganze Zeit ein verdrießliches Gesicht gemacht. Dann hatte er ausgesprochen, was alle dachten: »Das ist eine Falle! Sie können sich unmöglich darauf einlassen.«

Sie hatten ihre Köpfe über den Papierfetzen gebeugt, den Ella am Morgen im Briefkasten gefunden hatte. Mit sauberer Handschrift stand darauf:

Für Catherine Morel.

Sie brauchen Informationen über die Nazis und *beihon*? Dann kommen Sie zu unten genanntem Treffpunkt. Sie müssen alleine kommen, sonst werde ich mich nicht zu erkennen geben.

Jemand, der Ihnen bei Ihrer Suche helfen kann …

Danach war eine heftige Diskussion über die Beweggründe des Briefschreibers ausgebrochen. Die Tatsache, dass er von ihren Nachforschungen wusste, machte ihn verdächtig. Und auch der Umstand, dass er sich an einem öffentlichen Ort mit Catherine treffen wollte, ließ den anonymen Absender nicht vertrauenswürdiger werden.

»Und warum ausgerechnet Madame Morel?«, hatte Malcolm in die Runde gefragt, um sich gleich selbst die Antwort zu liefern, »doch nur, weil sie ein leichtes Ziel ist. Die Sache gefällt mir überhaupt nicht.«

»Vielleicht bin ich für ihn die richtige Ansprechpartnerin, schließlich bin ich unter anderem auch Journalistin. Falls er eine ernst zu nehmende Quelle ist und sich in Gefahr glaubt, dann steht er unter meinem Schutz. Als Reporterin muss ich meine Informanten nicht preisgeben. Und außerdem ist es nicht ungewöhnlich, dass sich während Recherchen Menschen melden, die Insiderwissen haben. Vermutlich haben wir denjenigen mit unserem ›Herumfragen‹ im Netz aufgeschreckt«, hatte Catherine eingeworfen.

Die anderen waren skeptisch geblieben.

»Das ist eine Falle, ich rate dringend davon ab, das Haus zu verlassen«, Malcolm Lanz‘ Worte klangen Catherine jetzt noch in den Ohren. Trotzdem hatte sie sich durchgesetzt.

»Wenn wir die Chance auf Informationen haben, dann müssen wir sie nutzen. Denken Sie doch nur an Peter und Thabo. Vielleicht befinden sich die beiden in Gefahr«, hatte sie gekontert.

»Himmel Herrgott!«, hatte der Sicherheitsmann geflucht, »sie alle befinden sich in Gefahr. Ihr Ausflug wird daran nichts ändern. Das Gegenteil wird der Fall sein.«

Die anderen hatten Lanz zugestimmt. Aber Catherine war stur geblieben und wollte die Verabredung einhalten. So hatte Malcolm Lanz unter größtem Protest alles vorbereitet.

Der Briefschreiber wollte sich in einem kleinen Theater in Berlin-Mitte treffen. Eine Morgenvorstellung zum halben Preis. Zwei Sicherheitsleute sollten die Aufführung ebenfalls besuchen. Malcolm Lanz und drei seiner Männer hatten sich um das Gebäude postiert. Als Catherine auf dem vereinbarten Sitz in einer der hinteren Reihen Platz genommen hatte, fühlte sie sich sicher. Die erste halbe Stunde war nichts passiert. Das Bühnenstück hätte amüsant sein können. Es wurden Anekdoten aus dem Leben des »Alten Fritz«, jenem berühmten Preußenkönig, der auch unter dem Namen »Friedrich der Große« bekannt war, nachgespielt. Unter anderen Umständen hätte Catherine die Darbietung genossen, aber so war sie viel zu aufgeregt gewesen, um sich auf das Theaterspiel zu konzentrieren. Dann hatte sich endlich etwas getan. Neben ihr war eine Gestalt aufgetaucht.

Im Halbdunkel konnte Catherine die Umrisse einer Frau erkennen.

»Sie sind Catherine Morel?«

»Ja, und Sie sind?«

Eine Antwort war ihr die Fremde schuldig geblieben, stattdessen hatte sie einfach weitergesprochen: »Sagen Sie mir einfach, was Sie bis jetzt herausgefunden haben, dann sage ich Ihnen, was Sie noch wissen müssen.«

Verstohlen hatte Catherine die Frau betrachtet. Auch dem schummrigen Licht war es nicht gelungen, der Unbekannten sympathische Züge zu verleihen. Die Frau hatte etwas Verbissenes, fast Biestiges an sich. Mit verkniffenem Gesicht und dünnen Lippen hatte sie auf die Bühne gestarrt und auf Catherines Ausführungen gewartet.

Die Französin hatte auch jetzt noch das Gefühl, dass sie die Fremde schon einmal irgendwo gesehen hatte, aber sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann und wo das gewesen war.

»Feuer! Feuer!«, die Rufe wurden lauter und Catherines Gedanken kehrten wieder ins Hier und Jetzt zurück.

»Wir müssen raus«, zischte die Fremde und packte die Französin am Arm. Dann rannten die beiden Frauen durch ein kleines Labyrinth aus Gängen, vorbei an Kulissen und Kostümen. Mittlerweile hatte sich Rauch ausgebreitet und man konnte kaum noch etwas sehen. Wie ein Schraubstock umfasste die Unbekannte Catherines Arm und zog diese grob hinter sich her. Die Feuerrufe hörten nicht auf. Ein Alarm war losgegangen und das schrille Klingeln, das nun erbarmungslos im ganzen Gebäude erklang, schürte zusätzlich Catherines Angst. Während dem Laufen erinnerte sie sich an das kurze Gespräch mit ihrer weiblichen Kontaktperson.

Eigentlich hatte nur Catherine gesprochen. Sie hatte der Fremden ein paar Stichworte zugeworfen, um etwas herauszufinden.

»Ich bin auf ein Glockensymbol gestoßen, sagt Ihnen das etwas?«, hatte die Französin das Gespräch begonnen.

Einem kalten Lächeln waren die Worte: »Natürlich, die Flugobjekte der Nazis«, gefolgt und einige Sätze über mögliche Wunderwaffen, die Catherine selbst bereits im Internet gelesen hatte. Nach wenigen Minuten des Gesprächs stand für die Journalistin fest, dass diese Fremde nur hier war, um sie auszuhorchen. Catherine hatte sehr vorsichtig abgewogen, welche Informationen sie an die Frau weitergab, um so vielleicht selbst doch noch etwas zu erfahren. Es war ein ödes Katz-und-Maus-Spiel und so hatte sie beschlossen, ein Risiko einzugehen, indem sie fragte: »Was wissen Sie über ›Castus‹?«

Auch im schwachen Lichtschein hatte die Journalistin ein kurzes panisches Aufblitzen in den Augen ihres Gegenübers erkennen können und die Antwort »Keine Ahnung, den Namen habe ich noch nie gehört« war eine glatte Lüge gewesen. Dann war das Feuer ausgebrochen.

Wieder durchquerten die beiden Frauen einen Gang. Catherine wollte sich von der Frau losreißen, aber da war es schon zu spät. Die Fremde stieß einen Notausgang auf und schleuderte die Journalistin nach draußen.

Krachend flog die Tür wieder ins Schloss. Die Fremde war im Theatergebäude geblieben. Im ersten Moment dachte die Französin, sie hätte der vermeintlichen Informantin unrecht getan, und dass die Frau sie gerettet hätte, dann sah sie den Mann mit der Waffe. Sie stand in einer engen Gasse. Das Gesicht ihres Gegenübers wirkte unbeteiligt. Gemächlich drehte er einen Schalldämpfer auf die Pistole. Catherine stieß einen spitzen Schrei aus, dann rüttelte sie an der Tür hinter sich, die sich jedoch nicht öffnen ließ. Wieder dachte sie an Malcolm Lanz und seine Worte »Falle! Falle!«, die Worte dröhnten in ihrem Kopf. Der Mann mit der Waffe kam näher.

Was macht es für einen Unterschied in den Bauch oder in den Rücken getroffen zu werden? – mit diesem Gedanken rannte sie los. Die Gasse schien kein Ende zu nehmen, hinter sich glaubte sie, Schritte zu hören. Sie spürte keinen Schmerz, noch nicht.

Warum schießt er nicht?, dachte die Französin und hetzte weiter. Sie versuchte, um Hilfe zu rufen, hatte aber nicht mehr genug Kraft. Am Ende der Gasse sah sie eine Grünfläche. Ein kleiner Park, etwas verwildert und zu Catherines Entsetzen vollkommen menschenleer. Das war also der Plan. Sie hatten sie, wie ein Reh bei der Treibjagd, auf offenes Gelände gelotst. Wahrscheinlich sollte man ihre Leiche nicht beim Theater finden. Eine tote Ausländerin, irgendwo in einem verlassenen Park, würde nicht so viele Fragen aufwerfen. Die Falle war zugeschnappt.

Keuchend rannte Catherine über eine Wiese. Linker Hand sah sie einen alten Baum mit breitem

Stamm. Würde er sie vor den Kugeln schützen können? Sie lief darauf zu und drückte sich fest dagegen. Ihre zierliche Gestalt sollte von der anderen Seite nicht zu sehen sein. Keuchende Laute drangen aus ihrer Kehle. Würde sie heute sterben? Ihr Herz wollte nicht aufhören zu rasen, sie drückte sich noch fester an den Baum und hoffte, der Angreifer hinter ihr würde sie nicht sehen, als auf der gegenüberliegenden Seite, zwischen einer weiteren Baumgruppe, etwa dreißig Meter entfernt, etwas aufblitzte. Im ersten Moment hoffte sie auf einen Spaziergänger, doch zu ihrem Entsetzen erkannte sie den Lauf eines Gewehrs.

Idiotin!, beschimpfte sie sich selbst.

Eine Treibjagd bestand nunmal aus dem Treiber und dem Jäger. Jetzt stand sie dem Jäger gegenüber. Catherines Herz machte einen Satz, das Blut rauschte in ihren Ohren und der Blick der Französin wurde starr, als sie das diabolische Grinsen des Gockels sah. Er zielte mit der Waffe in ihre Richtung und Catherine schloss, in Erwartung des Endes, die Augen.

Einen letzten stummen Gruß schickte sie an ihre Freunde, dann spürte Catherine auch schon einen festen Druck am Knie und hörte ein dumpfes Geräusch. Vermutlich hatte der Angreifer zuerst in ihr Bein geschossen, um sie an einer weiteren Flucht zu hindern. Sie empfand keinen Schmerz und war erleichtert. Es würde sicher schnell gehen, gleich wäre die Angst vorbei. Der endgültige Schuss ins Herz würde die Jagd beenden. Aber noch fühlte sie sich lebendig. Der leichte Druck an ihrem Knie blieb, dazu drang jetzt das dumpfe Geräusch immer stärker an ihr Ohr. Es war fast so etwas wie ein Grunzen.

Catherine öffnete die Augen. Der Gockel war verschwunden! Dann blickte sie nach unten.

Vor Erleichterung lachte sie kurz auf. Sie rutschte am Stamm herunter und brach in ein lautes Schluchzen aus. Sie lebte, die Jagd war vorbei. Von irgendwoher kamen Stimmen, aber sie nahm sie nicht bewusst war. Ihre ganze Konzentration galt nämlich diesem zauberhaften Geschöpf, das sie jetzt mit großen Kulleraugen anstarrte. Sie blickte in das Gesicht einer schwarzen Französischen Bulldogge, die die fremde Frau interessiert beäugte. Das, was Catherine als Druck am Knie wahrgenommen hatte, waren lediglich die Hundepfoten gewesen. Catherine wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht, dann endlich nahm sie ihre Umgebung wahr.

Sie hörte ein Getrappel, so als würde gleich eine Herde Pferde um die Ecke kommen. Eine Sekunde später bekamen die Geräusche Gesichter und eine Gruppe Hunde in allen Formen und Farben sauste an Catherine vorbei. Zielsicher liefen die Vierbeiner auf eine Schlammpfütze zu und tobten begeistert durch den Matsch, während Catherine die ersten menschlichen Stimmen hörte: »Lola, Darwin, Rex, Fritzi …« – offensichtlich die Namen der suhlenden Hunde, zu denen sich jetzt noch ein vorwitziger Jack Russel gesellte, der mehr oder weniger auf den Namen »Dexter« hörte. Etwas unwillig folgte er schließlich den verzweifelten Rufen seiner Besitzerin, nicht ohne zuvor noch schwanzwedelnd einen neugierigen Blick auf die hübsche Bulldogge in Catherines Armen zu werfen.

Einen Moment später trat ein Mann vor die Französin, die immer noch am Boden saß, sich gegen den Baum lehnte und die schwarze Bulldogge mit dem weißen Hals liebevoll streichelte.

»Geht es Ihnen gut? Kann ich Ihnen helfen? Ich hoffe, mein Hund hat Sie nicht …«, der Mann suchte offensichtlich nach Worten, denn Catherine mit ihrem verheulten Gesicht und ihrer verdreckten Hose, die an einer Seite deutliche Pfotenabdrücke aufwies, war ein Bild des Jammers.

»Oh, das ist Ihr Hund?«, fragte Catherine und versuchte ein Lächeln.

Der Mann nickte zögerlich: »Ja, das ist meine Lola.«

»Lola«, sagte Catherine zärtlich und strich der Hündin erneut über das glänzende Fell, dann richtete sie sich auf und seufzte: »Ihr Hund hat mir gerade das Leben gerettet, ich weiß nicht, wie

ich mich dafür jemals bedanken kann.«

Der Mann schien irritiert und sah zu seiner Hündin, die ihm stolz einen »Ich bin der beste Hund der Welt«-Blick zuwarf, sich kurz noch einmal mit einem zufriedenen Gebrummel von Catherine streicheln ließ und dann gut gelaunt und mit erhobenem Kopf in Richtung Pfütze marschierte.

»Mein Name ist Catherine Morel, ich bin hier zu Besuch!«, Catherine bemerkte, dass sie Unsinn redete, aber das Adrenalin, der Schock und die Erleichterung hatten auf sie eine fast rauschartige Wirkung.

Der Angesprochene lächelte freundlich und antwortete, indem er eine ausladende Geste in Richtung Schlammloch machte: »Ich treffe mich gelegentlich mit meinen Freunden, dann machen wir gemeinsam Ausflüge mit unseren Hunden.«

»Das ist schön«, seufzte Catherine und sah schweigend den Vierbeinern beim Spielen zu, bis eine Minute später hektische »Madame Morel«-Rufe sie aufblicken ließen. Die Französin erkannte erleichtert die stattliche Figur von Malcolm Lanz, der nun armwedelnd auf sie zukam.

»Auf Wiedersehen, Lola!«, rief Catherine zum Abschied und folgte dem Sicherheitsmann durch den Park zurück zum Auto.

Als Catherine schließlich wieder sicher auf dem breiten Sofa im Kromus‘schen Wohnzimmer saß, wollte das Zittern nicht mehr aufhören. Das Erlebte forderte seinen Tribut und erst ein ordentlicher Schluck bernsteinfarbener Brandy ließ sie langsam wieder Herr über ihre Muskeln werden.

»Dumm! Leichtsinnig! Irrsinn …«, schimpfte Lanz und keiner widersprach.

Kurt Kromus lief ebenfalls im Zimmer auf und ab. Seine verbrannte Hand schmerzte und er machte sich Vorwürfe. Er hätte Catherine nicht dieser Gefahr aussetzen dürfen.

Jonasch hatte sich neben die Französin gesetzt und hielt ihre Hand. Ihm fehlten die Worte. Er kannte sie nun schon seit vielen Jahren. Ihm war klar gewesen, dass man ihr die Sache nicht hätte ausreden können, trotzdem fühlte auch er sich verantwortlich.

Violetta, die Claudia Kromus half, alle mit einem, mehr oder weniger, starken Getränk zu versorgen, gelang es schließlich, die düstere Stimmung zu vertreiben, indem sie Malcolm Lanz‘ Schimpftirade unterbrach und ihn unschuldig fragte: »Haben Sie eigentlich auch Hunde in Ihrem Team?«

Der Sicherheitsmann stutzte kurz und blaffte dann: »Nein, haben wir nicht, aber vielleicht sollte ich mir ein Rudel Französischer Bulldoggen anschaffen, sozusagen als Spezial-Bodyguards für die Unbelehrbaren unter meinen Klienten!«

Catherine biss sich auf die Lippen, um nicht zu lachen, während Violetta von der Vorstellung »Malcolm im Schlepptau einer niedlichen Bulldogge« so amüsiert war, dass sie ungeniert kicherte.

Der Sicherheitsmann atmete tief durch und langsam glätteten sich seine angespannten Gesichtszüge. Violetta glaubte sogar ein kleines Lächeln bei ihm zu erkennen.

Auch bei den anderen ließ die Anspannung nach.

»Sie hatten Glück«, sagte Malcolm mit ruhiger Stimme, »verdammtes Glück.«

Catherine nickte nur. Der Schütze wurde offensichtlich von der Hundegruppe überrascht, Zeugen konnte er sich nicht erlauben. Sie hatte wirklich Glück gehabt, dass die Vierbeiner bei diesem verlassenen Stück Grünfläche aufgetaucht waren. Die Journalistin glaubte immer noch den sanften Druck der Hundepfoten an ihrem Knie zu spüren und das leise Schnorcheln zu vernehmen. Sie trank noch einen Schluck des scharfen Brandys und seufzte leise.

»Herr Kromus, wir müssen das beenden. Ich kann Sie und Ihre Freunde nicht schützen. Die Sache ist zu groß«, sagte der Sicherheitsmann mit fast flehender Stimme.

»Aber wir können jetzt nicht aufhören«, rief Violetta. »Was wird aus Peter in Buenos Aires?« – dann fügte sie verlegen hinzu, »und natürlich Thabo!«

»Vielleicht ist es an der Zeit die Angelegenheit an die Behörden weiterzugeben?«, murmelte Kurt Kromus.

Die anderen schienen nicht überzeugt. Nach wie vor war die Gruppe der Meinung, dass sie kurz davor standen, eine entscheidende Entdeckung zu machen. Dann könnten sie den Behörden handfeste Beweise liefern und damit die Schuldigen zur Strecke bringen.

Noch einmal versuchte Malcolm es mit Vernunft: »Hören Sie, unsere Gegner sind Profis. Die haben Waffen, die haben Schalldämpfer, die haben Rauchgranaten und sind bestens organisiert. Wie sich herausgestellt hat, war der Feueralarm im Theater eine gute Inszenierung. Natürlich gab es kein Feuer. Aber der Alarm wurde ausgelöst und die Rauchgranaten zum richtigen Zeitpunkt gezündet. Alles war bestens geplant und …«, Malcolm schnalzte mit den Fingern, »schwupps, Sie wären beinahe getötet worden. Jetzt sagen Sie mir wenigstens, dass Sie irgendwas von dieser Frau erfahren haben, was dieses Risiko wert war.« Damit blickte der Sicherheitsmann erwartungsvoll zu Catherine.

Schuldbewusst senkte sie den Blick. Malcolm hatte recht, sie hatte nichts über *beihon* oder das Glockensymbol erfahren – oder gab es doch etwas?

Catherine rief sich das Gespräch noch einmal in Erinnerung, dann blickte sie auf: »Sie wollte mich ausfragen, so viel steht fest, ihre Informationen bezüglich der Glocke waren Unsinn.«

Jonasch stöhnte: »Du hast dich also umsonst in Gefahr gebracht!«

»Das würde ich nicht sagen«, widersprach die Französin, »immerhin scheinen wir eine Bedrohung zu sein, auf der richtigen Spur, sonst würde man nicht so viel Aufwand betreiben, uns zu beseitigen.«

Die anderen nickten und Catherine sprach weiter: »Diese Frau kam mir bekannt vor.«

Sofort hagelte es Vorschläge, wo und wann sie der Unbekannten hätte begegnen können, aber die Erinnerung kam nicht gleich zurück.

Wieder schien Catherine in sich zusammenzusinken. *Was war da noch gewesen?*, grübelte die Französin, als es ihr plötzlich wieder einfiel.

Laut klatschte sie in die Hände und rief: »Sacrebleu, natürlich, jetzt weiß ich es wieder. Diese Frau, sie sah diesem Müller von *beihon* sehr ähnlich …«

»Was?«, rief fast das gesamte Wohnzimmer.

»Ja, natürlich, ich vermute, das war eine Verwandte. Vielleicht die Tochter, Schwester, … keine Ahnung, aber die Ähnlichkeit war da.«

»Das könnte auch Zufall sein«, warf Malcolm Lanz sachlich ein.

»Ja, aber das glaube ich nicht! Und noch etwas«, die Gruppe hing jetzt förmlich an Catherines Lippen, »›Castus‹!«

»Was heißt das?«, fragte Kurt Kromus ungeduldig.

»›Castus‹ ist der Schlüssel. Da bin ich mir sicher«, und damit erzählte Catherine den anderen von der Panik, die die Frau im Theater ergriffen hatte, als der Name ›Castus‹ erwähnt wurde.

»Dann müssen wir herausfinden, was ›Castus‹ ist!«, sagte Violetta.

»Oder wer«, ergänzte Jonasch

»Und wir müssen diesen Kalendereintrag entschlüsseln«, rief Claudia.

Die Gruppe war wieder vom Jagdfieber erfasst und Malcolm Lanz schüttelte resigniert den

Kopf, als ihn Kurt Kromus bittend ansah.

»Leichtsinn!«, sagte er erneut. Mittlerweile waren alle Augenpaare auf ihn gerichtet. Er stöhnte, rieb sich über seinen schmerzenden Magen und sagte nur: »Wenn auch nur einer ohne meine Erlaubnis dieses Haus verlässt, dann bin ich weg. Ich …«

Der Sicherheitsmann hatte jedoch keine Chance seinen nächsten Satz zu beenden, da ihn die anderen bereits mit Zusicherungen, künftig »artig« zu sein, überschütteten.

Wie fleißige Bienen schwirrte der Haushalt Kromus durchs Internet, weiter auf der Suche nach Anhaltspunkten. Die Telefonleitungen im Haus liefen heiß. Nichts wurde unversucht gelassen und so wurde kreuz und quer durch die Welt telefoniert, gemailt und gechattet, um an Informationen zu kommen. Kurt Kromus gab weitere Anweisungen an seine Kanzlei, die die Recherche tatkräftig unterstützte. Etwa zwanzig Minuten später beendete Jonasch ein Gespräch mit einer ausländischen Universität. Leider blieb auch dieser Anruf ergebnislos. Erschöpft rieb er sich mit beiden Händen über das Gesicht. Es war zum Verrücktwerden. Sie kamen einfach nicht weiter. Auf dem provisorischen Schreibtisch im Flur, den sich Jonasch als Arbeitsplatz eingerichtet hatte, stapelten sich mittlerweile die Notizzettel.

Chaos, dachte er, *wohin ich auch sehe.* Dann folgte sein Blick einer Fliege, die sich durchs Fenster ins Haus geschlichen hatte. Das Summen nervte ihn, aber er hatte weder Lust noch Kraft aufzustehen und das lästige Insekt zu jagen. Stattdessen beobachtete er, wie es sich provozierend auf seine Unterlagen setzte. Genau auf Müllers Kalendernotiz machte es sich die Fliege gemütlich. Er starrte auf das Blatt Papier. Die Fliege rieb ihre Vorderbeine aneinander. Plötzlich schlug Jonasch mit seiner großen Hand auf die Tischplatte und die Fliege sauste hektisch davon. Ein heiserer Laut entwich seiner Kehle. Sollte es so einfach sein?

Er las die Notiz erneut: »Neus. K. MaudL«. Die Gedanken in Jonaschs Kopf überschlugen sich. Er dachte an Stickstofftanks, an Kälte, an Namibia und etwas, was dort laut Peters Bericht gesagt worden war, und er sah wieder auf die Notiz vor sich.

Dann setzte er sich in Bewegung, das Papier hielt er in der Hand, während er fast hysterisch rief: »Ich habs, ich habs!«

Kapitel 13

Tagebucheintrag, Mai 2017

Die letzten verbleibenden Apparaturen in Namibia sind demontiert und hierher transportiert worden. Durch die Explosion in Grünau wurde ein Großteil der Geräte vernichtet – was nicht komplett zerstört wurde, befindet sich in einem desolaten Zustand und kann nur noch als Ersatzteillager genutzt werden. Habe Anweisungen bezüglich der Handhabung seltener Edelmetalle erteilt, die Sicherheitsmaßnahmen müssen weiter verstärkt werden – nichts darf in die falschen Hände gelangen!

Argentinien, 26. Mai 2017, 13.00 Uhr – Telefonat zwischen Buenos Aires und Berlin (18.00 Uhr MEZ)

Peter und Thabo hatten das Laptop aufgebaut, gleich sollte die Internetverbindung stehen. Anscheinend waren die anderen auf etwas gestoßen. Kurt Kromus hatte eine kurze SMS aus Berlin geschickt: »Sofort Videokonferenz! Haben etwas!«

In einer halben Stunde würden sie sich mit Pepe treffen, um in der Empanaderia von Lupe darauf zu warten, dass ein Bote die Post von *beihon-first* abholen würde. Gute Neuigkeiten wären vor der Aktion daher mehr als Willkommen.

Endlich stand die Verbindung. Trotz der schlechten Bildqualität konnten Thabo und Peter an den Gesichtern ihrer Freunde erkennen, wie aufgeregt diese waren.

Mit wenigen Worten erzählte ihnen Violetta von Catherines Abenteuer in dem Berliner Theater und der Erkenntnis, dass »Castus«, was auch immer sich dahinter verbergen würde, eine besondere Bedeutung haben musste.

Daraufhin begrüßte Kurt Kromus die beiden und rief ins Mikrofon: »Jonasch hat den Kalendereintrag entschlüsselt, das ist unglaublich.«

Jonasch beugte sich vor und sagte: »Ist natürlich ohne Gewähr, könnte aber passen.«

Woraufhin die Damen, im Chor, lautstark ihre Meinung kundtaten, dass die Entschlüsselung auf jeden Fall korrekt sei. Die ganze Truppe wirkte wie eine Bande aufgekratzter Kinder und Thabo und Peter waren gespannt, welche Entdeckung diese Euphorie ausgelöst hatte. Die Tonqualität war nicht besonders gut, deshalb brüllte er fast, als er Jonasch aufforderte, das Geheimnis doch endlich zu lüften.

Derart konzentriert auf die Verbindung mit Deutschland bemerkten die beiden Freunde in Buenos Aires nicht das leise Knacken an der Zimmertür.

Während Jonasch gerade dabei war, seine Erkenntnisse zu offenbaren, hörten Peter und Thabo plötzlich polternde Schritte hinter sich, doch es war zu spät. Ein dumpfer Schlag traf Peter am Kopf, taumelnd suchte er nach Halt, stürzte und riss das Laptop mit zu Boden. Weit entfernt hörte er eine Stimme rufen »Der Südpol …«, dann vernahm er ein Schluchzen. Dunkelheit hüllte ihn ein.

Argentinien, 26. Mai 2017, kurz nach 13.00 Uhr – Buenos Aires

Pepe stand mit seinem Wagen in der kleinen Gasse hinter dem Hotel. Er wollte nicht dem Portier in die Arme laufen, der die »freischaffenden« Taxifahrer, so wie Pepe einer war, für gewöhnlich unter Androhung der Policia, verscheuchte. Er war etwas früher als verabredet am Treffpunkt und war schon gespannt, welche Überraschungen ein neuer Tag mit Peter und Thabo für ihn bereithalten würde.

Zufrieden lehnte er sich im Sitz zurück und schlürfte an einem Becher Mate-Tee, den er sich eben noch gekauft hatte, um die Wartezeit zu überbrücken. Die Gasse war ruhig. Ein paar Katzen durchforsteten die großen Müllcontainer, ein Stück weiter stand ein schwarzer Wagen. Pepe vermutete darin einen Kollegen, der ebenfalls den Vordereingang scheute.

Der Argentinier drehte den Sitz ein Stück zurück und rutschte nach hinten, sodass er gerade noch aus der Vorderscheibe sehen konnte. Er war schläfrig und fing schon an zu dösen, als er plötzlich alarmiert die Augen aufriss. Was ging da vor sich?

Pepe duckte sich instinktiv noch ein Stück und spähte hinter dem Lenkrad hervor. Vier Gestalten kamen aus dem Hintereingang. Zwei hatten einen Sack über dem Kopf, einer davon wurde getragen, er schien nicht bei Bewusstsein zu sein. Man brauchte keine Laufbahn als Ermittlungsbeamter eingeschlagen zu haben, um zu sehen, dass hier gerade eine Entführung im Gange war.

Pepes Herz schlug bis zum Hals. Vorsichtig griff er nach seinem Handy. Er könnte einen anonymen Anruf bei der Polizei machen – schon wollte er, mit zittrigen Händen, die Tasten drücken, als sich seine Augen erneut vor Schreck weiteten. Die beiden Männer mit den Säcken über dem Kopf waren eindeutig der Südafrikaner und der Deutsche, die nun in der Gewalt von brutal aussehenden Schlägertypen waren. Pepe bekreuzigte sich.

Der schwarze Wagen setzte sich, mit Thabo und Peter als Geiseln, in Bewegung. Der Argentinier zögerte eine Sekunde, dann hatte er sich entschieden. Die Policia würde nicht rechtzeitig da sein. Außerdem musste er auch an seinen eigenen Schutz denken. Wie sollte er seine Anwesenheit hinter dem Hotel erklären? Eine Taxilizenz konnte er nicht vorweisen. Sein Entschluss stand fest. Er ließ den Motor seines Wagens an und folgte dem anderen Fahrzeug. Während der Fahrt fluchte er laut und viel, denn es war nicht einfach, dem fremden Auto auf den Fersen zu bleiben – der Verkehr war dicht.

Pepe beglückwünschte sich selbst mehrmals zu seiner ausgefeilten Fahrtechnik, die ihm, mit europäischen Maßstäben betrachtet, sicher schon längst ein mehrjähriges Fahrverbot eingebracht hätte. Dem Argentinier gelang es unbemerkt, den Entführern zu folgen. Sie verließen die Stadt Richtung der Pampa-Ebene. Pepe vergrößerte den Abstand zu dem unbekannten Fahrzeug. Er war sehr konzentriert, kleine Schweißperlen hatten sich auf seiner Stirn gebildet, als er sah, dass der Wagen unvermittelt rechts abbog. Er musste jetzt sehr vorsichtig sein, denn mittlerweile befand er sich auf einem privaten Rollfeld, auf dem eine Transall für den Start vorbereitet wurde. In sicherer Entfernung konnte er sehen, wie der Wagen anhielt und die Männer ausstiegen.

Zehn Minuten später war er zurück in der Stadt; was sollte er nur mit seiner Entdeckung anfangen?

Pepes Hände zitterten und entgegen seiner Gewohnheit fuhr er so langsam, dass andere Autofahrer genervt hupten, um ihn von der Mittelspur zu verdrängen. Der Argentinier überlegte fieberhaft, was er tun könnte. An einer kleinen Parkbucht brachte er seinen Wagen zum Stehen. Hektisch kramte er in seiner Jackentasche. Der Deutsche hatte ihm am Vortrag seine Handynummer aufgeschrieben. Er hielt das kleine Papier in der Hand und atmete erleichtert aus. Peter hatte nichts anderes zum Notieren gefunden und deshalb die Rückseite einer Visitenkarte

seines Vaters verwendet. Er würde Peters Vater anrufen, mehr konnte er nicht tun.

Deutschland – kurze Zeit später im Haus von Kurt Kromus in Berlin

Wie gelähmt hatten sie auf den Bildschirm gestarrt. Sie konnten den Angriff auf Peter und Thabo live mit ansehen. Violetta verlor fast den Verstand. Alles, was sie sahen, war ein kurzes Handgemenge, die Kamera von Peters Laptop sendete noch, auf dem Boden liegend, die letzten Bilder des Überfalls. Dann wurde das Gerät zugeklappt. Wieder schluchzte Violetta laut. Kurt Kromus stand fassungslos mitten im Raum. Niemand sprach. Den Anwesenden war nicht bewusst, wie viel Zeit bereits vergangen war, als Ella unvermittelt den Raum betrat.

»Herr Kromus, Telefon …«, Ella spürte sofort, dass etwas passiert war.

Die Gesichter der anderen sprachen Bände.

Auch das unwirsche »Jetzt nicht!« von Kurt Kromus alarmierte sie, deshalb ließ sie sich auch nicht beirren.

»Es ist dringend, Sie sollten rangehen. Ihr Büro hat einen Anrufer aus Buenos Aires in der Leitung. Ist Peter nicht gerade …?«, weiter kam sie nicht, schon spurtete Kurt Kromus an ihr vorbei und rief noch: »Malcolm soll sofort in mein Arbeitszimmer kommen!«, dann war der Anwalt auch schon beim Telefon und schrie ein ungeduldiges »Kurt Kromus« in den Hörer.

Sein Sekretariat stellte das Gespräch durch und er notierte umständlich mit der linken Hand das, was ihm ein aufgeregter Mann namens Pepe in gebrochenem Englisch durchgab. Er dankte dem Fremden mit einem Kloß im Hals für seine Hilfe. Jetzt galt es, keine Zeit zu verlieren. Malcolm Lanz, der bereits im Bilde war, forderte erneut das Einschalten der Behörden – aber Kurt Kromus hatte andere Pläne.

Nur Minuten später stand eine Telefonverbindung nach Südafrika. Das unfreundliche »Hello« konnte den Anwalt aus Deutschland nicht abschrecken, also räusperte er sich und sagte in holprigem Englisch: »Mein Name ist Kurt Kromus, ich brauche Ihre Hilfe, mein Sohn Peter ist in Schwierigkeiten.«

Zu seiner Überraschung folgte ein belustigtes »Ha!«, und dann ein »Warum wundert mich das nicht?«

Als Kurt Kromus jedoch kurz das Geschehene wiedergab, wurde der Mann am anderen Ende der Leitung ernst: »Wie stellen Sie sich das vor? Ein militärisches Kommando aus der Luft? Wissen Sie eigentlich, was Sie da verlangen?«

Kurt Kromus war in Panik, er dachte an Peter und seine Stimme überschlug sich, als er antwortete: »Geld spielt keine Rolle, ich zahle jede Summe«, er sprach jetzt schnell und abgehackt, »ich habe ein Haus, ich nehme eine Hypothek auf, ich flehe Sie an, es geht um meinen Sohn, bitte …«, dann folgte ein unterdrückter Laut.

Chief Bele am anderen Ende der Leitung spürte die Verzweiflung des Mannes, ruhig antwortete er: »Ich habe nicht gesagt, dass es unmöglich ist, aber es wird schwer werden. Außerdem gebe ich zu bedenken, dass Sie sich, was den Aufenthaltsort angeht, selbst nicht sicher sind! Sie schließen das lediglich aus den dürftigen Angaben eines Taxifahrers, der gesehen haben will, dass die beiden in ein Flugzeug geschafft wurden. Und dann diese ›MaudL‹-Geschichte!«

Wieder erklang nur ein kurzer schmerzlicher Laut durch den Hörer.

Chief Bele seufzte, dann sprach er erneut: »Halten Sie die Leitung frei, Tag und Nacht. Ich versuche mein Bestes, um die Jungs zurückzubringen.«

Der Anwalt war so erleichtert, dass er kaum sprechen konnte, er stotterte ein »Thank you«, aber Chief Bele hatte schon aufgelegt.

In dem Wohnzimmer des Chiefs hatten soeben die Vorbereitungen für eine Rettungsaktion begonnen.

Irgendwo hinter dem argentinischen Luftraum, 26. Mai 2017

Peter kam langsam zu sich. Er hatte das Gefühl, sein Schädel würde gleich zerspringen. Ein unheimliches Dröhnen klang ihm in den Ohren und er hatte Schwierigkeiten sich zu orientieren. Wo war er? Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Fast hatte er das Gefühl, den Schlag auf den Kopf noch einmal zu spüren. Vorsichtig versuchte er, die Augen zu öffnen. Das Dröhnen wollte nicht aufhören und er fürchtete, schon eine schwere Schädelverletzung zu haben, als er erleichtert feststellte, dass dieses Geräusch von außen kam. Er blinzelte, versuchte sich aufzurichten, aber er konnte sich kaum bewegen. Ihm war kalt.

Dann hörte er eine leise Stimme, die ihm vertraut war: »Peter! Peter, so sag doch etwas. Bist du wach? My vriend?«

Das war Afrikaans …, dachte Peter und stöhnte: »Thabo?«

»Ich bin hier«, kam prompt die Antwort.

Peter blinzelte erneut. Erst war das Bild verschwommen, dann kam die Schärfe zurück und ebenso ein höllischer Kopfschmerz. Er drehte leicht den Kopf und sah in Thabos besorgtes Gesicht.

»Verflucht! Wo sind wir?«, rief Peter.

»Meine Güte, du hast wirklich einen Dickschädel«, versuchte der Südafrikaner zu scherzen, dann wurde er ernst und sagte, »wir sind in einem Flugzeug.« Und als sollte diese Aussage bestätigt werden, wackelte es plötzlich heftig, als die Maschine ein Luftloch erwischte.

»Lass mich raten«, kam Peters Antwort, der erneut versuchte, sich etwas aufzurichten, »wir sind in einer Transall?«

»Vermutlich«, kam es knapp zurück.

»Und warum haben die uns nicht einfach umgebracht?«

Thabo wollte mit den Schultern zucken, aber so fest, wie ihn die Männer verschnürt hatten, war das nicht möglich. Er sah sich im Frachtraum um und stellte zum wiederholten Male fest, dass es vorerst keine Chance gab, zu entkommen. Dann wandte er sich wieder an seinen Freund: »Ehrlich gesagt gibt es dafür nur eine Erklärung!«

»Und die wäre?«

»Na, die wollen etwas von uns, etwas Wichtiges. Vermutlich Informationen«, antwortete Thabo.

Die beiden Männer sahen sich an.

Nach einem kurzen Schweigen sagte Peter: »Wo denkst du, bringen die uns hin?«

Dieses Mal grinste der Südafrikaner ein wenig, als er antwortete: »Du hast den großen Moment also verpasst?«

Peter sah fragend zu seinem Freund.

»Na, der alte Mann, Jonasch, er hat den Kalendereintrag entschlüsselt und ich denke, wir sind dorthin unterwegs!«

Der junge Deutsche runzelte die Stirn, was seinen Kopfschmerz sofort verstärkte.

»Ich glaube, irgendwer hat etwas vom Südpol gesagt, an mehr kann ich mich nicht erinnern. Ich dachte eigentlich, das sei Einbildung gewesen. Sag mir jetzt nicht, dass wir in die Antarktis

fliegen!«

Thabo seufzte. »Doch, mein Freund, so ist es«, und mit einem gequälten Lächeln fügte er hinzu, »willkommen in Neuschwabenland …«

Deutschland, zur gleichen Zeit – in der Berliner Villa von Kurt Kromus

Jonasch hielt immer noch einen Zettel mit der Abschrift des Kalendereintrags in der Hand, als Catherine ihn sanft am Arm berührte: »Alles in Ordnung?«

Der alte Mann schluckte, die Bilder der Entführung wollten ihm nicht aus dem Kopf und er machte sich Vorwürfe. Warum waren ihm die Zusammenhänge nicht früher klar geworden?

Catherine schien zu bemerken, was in ihm vorging, deshalb sagte sie mit klarer Stimme: »Es hätte nichts geändert, wenn wir den Eintrag früher entschlüsselt hätten.«

»Das kann man nie wissen«, entgegnete Jonasch betrübt. »Vielleicht wären wir dann einer anderen Spur gefolgt und die beiden hätten Buenos Aires nie betreten«, fuhr er fort.

»Hör auf – hätte, hätte, hätte …«, Catherine nahm Jonaschs Hand, während sie weitersprach, »diese Diskussion brauchen doch zwei so alte Narren, wie wir es sind, nicht mehr führen.«

Dankbar drückte Jonasch der Französin einen Kuss auf die Stirn: »Du hast ja recht. Aber ich ärgere mich trotzdem. Es war so offensichtlich. ›Neus.‹, eine Abkürzung für Neuschwabenland. Und ›K. MaudL‹ bedeutet Königin Maud Land. Die Nazis haben 1938/39 eine Expedition in die Antarktis geschickt. Das Schiff, es hieß ›Schwabenland‹, stand Pate, als sie einen Namen für das Territorium brauchten, das sie für sich beansprucht haben. Angeblich war die Expedition damals nur mit dem Ziel gestartet, neue Quellen für die Fettgewinnung zu erschließen. Sprich Walfang. Später haben dann die Norweger das Gebiet für sich beansprucht und ihm den Namen ›Königin Maud Land‹ gegeben.«

Der alte Mann stöhnte: »Meine Güte, wir sind immer wieder, während unserer Recherchen auf diese Geschichten gestoßen und trotzdem«, er rieb sich unglücklich das Gesicht, »und trotzdem ist mir der Zusammenhang erst jetzt aufgefallen.«

»Er ist dir aufgefallen, das ist doch die Hauptsache, wir …«, wollte Catherine ihm gut zureden, aber er unterbrach sie.

»Was, wenn ich noch mehr übersehen habe, was, wenn die vielen Geschichten wahr sind? In welcher Gefahr wären wir dann alle? Weiß der Teufel, was in diesem Neuschwabenland vor sich geht. Stell dir vor, es stimmt, und die Nazis haben sich dort, während des Dritten Reichs, einen gewaltigen Militärstützpunkt geschaffen, um sich und ihre Nachkommen zu verstecken. Und eines Tages würden sie ihre Klauen wieder nach der Welt ausstrecken, mit neuer Technik und neuen Waffen. Waffen, die sie dort entwickelt haben …«, Jonasch setzte sich auf einen Stuhl. Dieser Gedanke verursachte ihm einen Würgereiz.

Catherine wollte ihn beruhigen, aber ihr fiel nichts ein, was seine Theorie widerlegen konnte. Denn alles, was in den letzten Tagen passiert war, bestätigte sie. Die Französin dachte an die schlimmen Bilder von den Explosionen und sagte: »Und trotzdem verstehe ich es nicht. Warum der Europaflughafen?«

Südafrika, 26. Mai 2017, kurz vor Mitternacht – auf einem Flugfeld des südafrikanischen Militärs

»Wie haben Sie das hingekriegt, Chief?«, fragte der Asiate im Team.

Der Chief hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um das Team zusammenzurufen, welches auch vor wenigen Tagen mit Thabo und Peter der Anlage in Namibia einen Besuch abgestattet hatte. Dann war er zum südafrikanischen Geheimdienst gegangen. Er wusste, welche Verpackung notwendig war, um ein Geschenk zu überreichen. Außerdem hatte er gute Kontakte aus seiner Zeit als Militärangehöriger und auch danach, als er sozusagen als Freiberufler den einen oder anderen heiklen Auftrag übernahm. Sein Wort zählte etwas. Wenn also jemand wie Chief Bele beim verantwortlichen Sektionschef anklopfte und um Ausrüstung, Transportmittel und Männer zur Durchführung einer Rettungsaktion bat, dann hatte er für gewöhnlich ein sehr gut verpacktes Geschenk dabei.

Die Aussicht auf Geheimwaffen, die eine terroristische Gruppe mit faschistischem Hintergrund in einem bislang unentdeckten Stützpunkt in der Antarktis entwickelt haben könnte, war zum Beispiel ein hervorragendes Geschenk. Der Geheimdienst konnte so etwas, knapp sieben Flugstunden von Kapstadt entfernt, nicht einfach ignorieren.

Chief Bele gab dem Asiaten keine Antwort, sondern brummte nur unwillig.

Der Rothaarige im Team sah auf die Karte und stieß hörbar die Luft aus: »Das ›Königin Maud Land‹ erstreckt sich über ein Gebiet von 600.000 Quadratkilometern. Wie sollen wir da etwas finden, zumal …«

Chief Bele sah seinen Soldaten streng an. Er schätzte solche Diskussionen nicht und brachte das zum Ausdruck, indem er blaffte: »Soldat, wir sind hier nicht in einem Debattierklub!«, dann wurde er etwas ruhiger und fügte an, »die Jungs sind irgendwo da unten und brauchen unsere Hilfe. Wir werden hier anfangen, an der Küste«, damit markierte der Chief einen Bereich auf der Karte, »und arbeiten uns dann weiter vor. Wir haben die neueste Technik in den Maschinen, das heißt also, es wird funktionieren!« – und im Stillen fügte er ein »Hoffentlich« hinzu.

Kapitel 14

Tagebucheintrag, Mai 2017

Die Entscheidung, eine dauerhafte Station in der Antarktis zu errichten und den Betrieb über Jahre hinweg aufrechtzuerhalten, zahlt sich weiterhin aus. Trotz der extremen Umstände, denen sich Mensch und Material ständig ausgesetzt sehen, überwiegen die Vorteile bei Weitem – Kapitän Ritscher hat damals mit seinen bescheidenen Mitteln eine enorme Vorarbeit geleistet! Niemand und nichts, außer ein paar Flechten und Milben, stört unsere Arbeit hier. Die in das Eis und den Stein geschlagenen Anlagen schützen uns seit Jahrzehnten vor neugierigen Blicken – selbst den ständig suchenden Satelliten bleiben wir verborgen! Da die Temperaturen das ganze Jahr über unter dem Gefrierpunkt liegen, verrichten die von uns eingesetzten keramischen Supraleiter ihre Arbeit mit sehr geringem Energieaufwand. Das gesamte Areal verbraucht weit weniger als eine durchschnittliche deutsche Kleinstadt …

Im Osten der Antarktis, 27. Mai 2017 – Neuschwabenland

Peter hätte nicht sagen können, wie viele Stunden sie bereits unterwegs waren, auch Thabo hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Er wusste nur, dass sie noch irgendwo zwischengelandet waren.

Einer ihrer Entführer kam nach hinten in den Laderaum und überprüfte ihre Fesseln, dann stülpte er ihnen wieder die Säcke über den Kopf. Vermutlich war das reine Schikane, denn wenn wirklich die Antarktis ihr Ziel war, dann gäbe es dort sicher keine markanten Bauwerke oder Straßen, an denen man sich orientieren könnte, um später, zusammen mit den Behörden, das Hauptquartier der Entführer wiederzufinden. Außerdem gingen weder Peter noch Thabo davon aus, dass sie jemals lebend diesen Ort verlassen würden. Natürlich galt es, jede Möglichkeit zur Flucht zu nutzen, darüber waren sie sich einig – ein letztes trotziges Aufbäumen gegen das Unvermeidliche, aber auch die einzig sinnvolle Vorgehensweise.

Hart setzte die Maschine am Boden auf. Die beiden Männer wurden bei der schwerfälligen Landung heftig durchgeschüttelt. Ein ohrenbetäubender Lärm ließ sie schon das Schlimmste befürchten, aber das lautstarke Quietschen und Knirschen bedeutete offensichtlich nicht, dass das Flugzeug gleich auseinanderbrechen würde, denn plötzlich kam die Maschine ruckend und schlitternd zum Stehen.

Dann erschienen erneut die Männer, die sie aus dem Hotel entführt hatten, und lösten ihre Fußfesseln: »Aufstehen!«, befahl einer von ihnen in einem militärischen Ton.

Thabo und Peter wurden brutal an den Armen nach oben gerissen. Trotzdem waren sie froh, dass sie sich endlich etwas bewegen konnten. Da sie durch die Säcke nichts sahen, wurden sie von ihren Entführern grob aus der Maschine gezerrt.

Peter blieb fast das Herz stehen und es fiel ihm schwer, zu atmen, so eisig war die Luft, die ihm entgegenschlug. Der Wind kroch durch jede Faser seiner dünnen Kleidung und er fing sofort an zu zittern. Irgendwer legte ihm eine schwere Jacke um die Schulter, aber er konnte trotzdem nicht aufhören zu schlottern. Das, und das vertraute Gefühl auf Eis zu laufen, ließen seine schlimmsten

Befürchtungen wahr werden – Endstation: Antarktis!

Es war schwierig, mit verbundenen Augen etwas zu erfassen, Peter konzentrierte sich darauf, seine anderen Sinne einzusetzen. Nach ein paar Minuten ließ die Kälte etwas nach. Vor allem der schneidende Wind schien vorbei, ein Anzeichen dafür, dass sie vermutlich nicht mehr im Freien waren. Neue Geräusche drangen an sein Ohr. Es klang, als würde er an einem Bahnsteig stehen. Metall schlug auf Metall, es zischte und quietschte und er vernahm Stimmen. Vertrautes Deutsch wechselte sich mit spanischen Wörtern ab. Der Urbexer hatte Angst. Er hoffte, Thabo wäre noch immer an seiner Seite, aber er wagte nicht, nach ihm zu rufen. Wer wusste schon, wie die Entführer darauf reagieren würden?

Peter hatte das Gefühl, sie würden durch lange, hohe Gänge laufen. Hier und da vernahm er das Geräusch von tropfendem Wasser, das auf eine merkwürdige Art hallte. Wieder wurde er unsanft gestoßen, dann glaubte er, das Öffnen einer Tür zu hören.

»Peter Kromus, nehme ich an?«

Der Sack war ihm vom Kopf gerissen worden und kurz mussten sich seine Augen an das helle Licht gewöhnen. Die Wände des Raumes schienen mit einer Eisschicht bedeckt, wie in einem riesigen Iglu. Peter wagte nicht, den Blick schweifen zu lassen. Aber was er aus den Augenwinkeln wahrnahm, genügte ihm, um zu wissen, mit wem er es hier zu tun hatte. An den Wänden hingen Hakenkreuzfahnen, auf dem Tisch lag eine Schirmmütze der Waffen-SS, die neben dem Totenkopf das Glockensymbol mit Pfeil trug. Ein lächerliches Porträt von Adolf Hitler, abgebildet im Profil, hing hinter einem großen, alten Schreibtisch. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es Peter immer noch für möglich gehalten, dass sie sich irrten. Dass es keine Nazis mehr gab, die die Weltherrschaft antreten wollten. Aber ein Blick in diesen Raum zeigte ihm nur allzu deutlich, dass sie die ganze Zeit auf der richtigen Spur gewesen waren. Dann starrte er in das fremde Gesicht eines alten Mannes, der ihn mit einem aufgesetzten Lächeln betrachtete.

Ohne Peter aus den Augen zu lassen, richtete der Fremde nun, in einem überheblichen Ton, das Wort an eine weitere Person im Raum: »Und dieser Bursche hat uns so viele Schwierigkeiten gemacht?«

Der Angesprochene trat in den Lichtschein und Peter sah ein bekanntes Gesicht. Es war der Vorstandsvorsitzende von *beihon*, Müller. Außerdem bemerkte er neben sich seinen Freund Thabo.

Mit einem sarkastischen Unterton sagte Peter zu ihm: »Mein lieber Freund, und dieser Bursche ist der gute Herr Müller, seines Zeichens Vorstandsvorsitzender von *beihon*. Seine Hobbys sind …«, dann änderte sich sein Tonfall und er brüllte wütend, »Mord, Verrat und Faschismus!«

Ein Nicken von Müller genügte und einer seiner Männer verpasste Peter einen harten Schlag mitten ins Gesicht. Kurz taumelte der junge Deutsche, dann merkte er, wie sich sein Mund mit Blut füllte. Voll Abscheu spuckte er es in Müllers Richtung. Thabo wollte seinem Freund beistehen, wurde aber von seinem Bewacher sofort zurückgezerrt.

»Gemach!«, schaltete sich jetzt wieder der Fremde ein, »mein lieber Müller, seien Sie nicht zu streng mit unseren Gästen. Sie werden noch früh genug lernen, wo künftig ihr Platz sein wird!«, damit drehte er sich zu Thabo und zischte, »nicht wahr, ›Schwarzer Mann‹?«

»Ihr widerlichen Nazischweine!«, entfuhr es Peter. Wieder gab Müller seinem Gehilfen ein Zeichen. Der zweite Schlag traf Peter noch härter und er stürzte zu Boden.

»Feige Schweine!«, schrie Thabo und versuchte vergebens aus der Umklammerung seines Bewachers zu entkommen.

Der unbekannte Mann, offensichtlich der Vorgesetzte von Müller, schüttelte nur leicht den Kopf

und gab ein leises »aber, aber« von sich.

Gemächlich lief er auf Thabo zu und umrundete den Südafrikaner mit der Geschmeidigkeit einer Katze. Der Alte sah mitleidig in dessen Gesicht. Dann verhärteten sich seine Züge. Peter hätte nicht sagen können, wo der Stock mit dem silbernen Knauf auf einmal herkam. Jedenfalls hatte ihn der Fremde plötzlich in den Händen und er schlug damit zu. Unbarmherzig sauste der Knüppel auf Thabos Körper. Peter hörte das Splittern eines Knochens. Das Knie des Südafrikaners war schwer getroffen und er ging mit einem Aufschrei zu Boden. Wieder hob der Alte seinen Stock und holte aus. Das Gesicht zu einer Fratze verzogen, schlug er erneut mit einer Kraft, die man ihm niemals zugetraut hätte, zu. Dieses Mal traf er Thabo an der Schulter. Der Schmerz nahm Peters Freund die Luft. Der Fremde schrie wie von Sinnen: »Ich werde dich Respekt lehren, du Kaffer, ich …«

Da brüllte Peter: »Aufhören, hören Sie auf – ich sage Ihnen alles, was Sie wissen wollen, hören Sie auf, bitte …«

Er konnte nicht länger zusehen, er musste etwas unternehmen. Ihm waren Thabos Worte in den Sinn gekommen. Im Flugzeug hatte der Südafrikaner gesagt, dass die Nazis Informationen von ihnen wollten, deshalb wären sie noch am Leben.

Sein Zwischenruf bewirkte, dass der Alte von Thabo abließ. Dieser keuchte am Boden. Peter dröhnte der Kopf und sein Gesicht schmerzte, er dachte fieberhaft nach. Sie bräuchten mehr Zeit, dann würde ihnen sicher etwas einfallen! Vielleicht war auch schon Hilfe unterwegs?

Der Fremde kam auf Peter zu. Als hätte er die Maske des wahnsinnigen Schlägers einfach abgezogen, zeigte er jetzt wieder sein anderes Gesicht. Peter musste an die Gespräche mit seinen Freunden und an den Satz »Sie werden sich erst zu erkennen geben, wenn sie ihr Ziel erreicht haben« denken.

Und genauso schien es auch zu sein. Der Alte vor ihm wirkte auf den ersten Blick seriös, freundlich, fast schon sympathisch. Perfekt konnte er seinen wahren, kaltblütigen Charakter verbergen. Niemand würde ihm den Wahnsinn ansehen.

Peter musste Zeit gewinnen, das stand fest. Und ihm fiel dafür momentan nur ein Mittel ein: reden.

In den meisten Filmen, die er gesehen hatte, war der Bösewicht daran interessiert gewesen, seine Geschichte zu erzählen. Vermutlich eine Sache von Eitelkeit und Arroganz. Sehr schlechte, aber dafür sehr verbreitete Eigenschaften. Würde er den Alten zum Reden bringen, dann würde er zumindest auch von Thabo ablassen.

Der Fremde brachte sich mit dem Stock in der Hand vor Peter in Position: »So, so, der Kaffer ist also dein Freund?«, sagte er mit seiner säuselnden Stimme.

Erst jetzt fiel Peter der leichte Akzent auf. Natürlich, das war der Mann aus dem Flugzeughangar in Namibia! In der Hoffnung, die Filmemacher hätten in der Vergangenheit *realistische* Bösewichte auf die Leinwand gezaubert, sah er dem Alten direkt in die Augen. Es schien ihm besser, nicht zu viel Furcht zu zeigen, obwohl er nicht glaubte, dass ihm das wirklich gelingen würde.

»Sie sind doch selbst ein Freund des ›Schwarzen Kontinents‹ oder warum sonst waren Sie in Namibia?«, entgegnete Peter.

Der Fremde lachte lauthals: »Der Junge hat seine Hausaufgaben gemacht, das gefällt mir«, dann drehte er sich zu Müller um und sagte scharf, »wäre schön, meine Mitarbeiter ebenso fleißig zu sehen.«

Erneut wandte sich der Alte an den jungen Deutschen: »Was weißt du denn von Namibia?«

Peter setzte jetzt alles auf eine Karte, sein Herz hämmerte in seiner Brust und er hatte das Gefühl, man könnte ihm seine Aufregung ansehen. So ruhig wie möglich antwortete er: »Castus!«

»Castus?«, wiederholte der Fremde und ein kaltes Lächeln umspielte seine Lippen. Peter hielt seinem Blick stand und starrte den Mann fast trotzig an.

Dieser sagte: »Ich glaube nicht, dass du eine Ahnung hast, über was du hier sprichst.« Der Alte warf einen fragenden Blick zu Müller.

Doch bevor der etwas sagen konnte, erwiderte Peter: »Nun«, er gab sich jetzt besonders großspurig, »was sagt Ihnen das? Ein Gehäuse in Glockenform für eine Röhre …?«

Hätte der Fremde auch nur ein weiteres Detail von ihm gefordert, dann wäre er verloren gewesen. Das war alles, was der junge Deutsche anzubieten hatte, und er kannte noch nicht einmal die Bedeutung dessen, was er da soeben gesagt hatte.

Müller trat jetzt unsicher einen Schritt vor und sprach den Alten das erste Mal direkt an: »Herr Oberst!«, sagte er unterwürfig und fast flehend, »die wissen nichts über die Operation Castus«, und dann ergänzte er noch wichtigtuerisch, »wir haben das überprüft!«

Müllers Stimme war die Nervosität anzuhören. Seine Zusicherungen stützten sich lediglich auf Vermutungen, jedoch gestattete es ihm seine Eitelkeit nicht, vor dem Oberst als unwissend und unfähig dazustehen. Mit ein Grund, weshalb er bisher auch verschwiegen hatte, dass die Falle, die Catherine in dem kleinen Theater in Berlin gestellt wurde, nicht zugeschnappt war. Müller spürte den erbarmungslosen, forschenden Blick des Obersts auf seinem Gesicht.

Peter hatte die Ohren gespitzt. Dass Müller den Fremden mit »Oberst« anredete, hätte ihm unter anderen Umständen ein Kichern entlockt. Doch er konnte es sich jetzt nicht erlauben, mit Spott auf das lächerliche Gehabe seiner Gegner zu reagieren, also schwieg er.

Aber Müller hatte noch etwas anderes gesagt, er hatte von der »Operation Castus« gesprochen. Peter hatte keine Ahnung, was »Castus« war, geschweige denn, was die »Operation Castus« sein sollte. Aber eines wurde ihm klar: Bei dieser Operation lief irgendetwas nicht so, wie es sollte, ansonsten hätten die Nazis nicht so viel Energie darauf verschwendet, ihn und Thabo hierherzubringen. Die Nazis sahen Peter und seine Freunde offensichtlich als ernst zu nehmende Gegner an. Vielleicht sogar als Gegner, die der Operation Castus im Weg standen. Deshalb wagte er einen Bluff.

»Außerdem reicht es für mich, zu wissen, dass die ›Operation Castus‹, sagen wir, nicht ganz rund läuft!«

Die Augen des Obersts verengten sich für eine Sekunde zu kleinen Schlitzen. Der Bluff war erfolgreich gewesen!

»Peter«, stöhnte Thabo, der immer noch am Boden kniete. Der Südafrikaner ahnte, was sein Freund vorhatte, und befürchtete das Schlimmste. Katz und Maus zu spielen, um eine Fluchtmöglichkeit zu finden, war das eine, aber wenn die Nazis annahmen, dass der junge Deutsche etwas über eine Operation wusste, ganz gleich, was auch immer sich dahinter verbergen würde, dann würden sie dieses Wissen gnadenlos aus ihm herauspressen.

Peter sah zu seinem Freund und nickte diesem mit einer leichten Kopfbewegung aufmunternd zu.

»Deshalb bist du hier, mein lieber Kromus junior«, sagte der Oberst nun mit einschmeichlerischer Stimme, »du wirst uns erklären, warum die Operation, um es mit deinen Worten zu sagen, nicht rund läuft, und dann …«, er trat jetzt noch näher an Peter, sodass dieser direkt in die kalten Augen seines Gegners blicken musste, »und dann wirst du sterben.«

Damit wandte sich der Oberst ab und wollte den Raum verlassen, als Peter rief: »Ich will ihn sehen!«

Der Mann blieb stehen und drehte sich langsam um. Wieder umspielte seine Lippen ein spöttisches Grinsen und er antwortete: »Warum nicht? Wo du doch nun schon einmal hier bist.«

Die Gruppe setzte sich in Bewegung. Peter hatte keine Ahnung, wen oder was er nun gleich sehen würde. Sein einziger Antrieb war, Zeit zu gewinnen. Es war wie ein Spiel, bei dem man vermeiden musste, dass der Ball ins Aus ging. Und das war es, was er hier versuchte. Er wollte den Ball im Spiel halten.

Ohne Rücksicht auf Thabos Knieverletzung zerrten ihn die Männer des Obersts auf die Beine. Der Südafrikaner stöhnte laut, er konnte nicht richtig auftreten.

Dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Der Oberst lief voran, dann folgte Peter, der von zwei Bewachern flankiert wurde, dahinter Müller, dann Thabo, ebenfalls streng bewacht.

Mittlerweile bewegten sich die Männer durch einen riesigen Gang. Ähnlich eines Bergwerkstollens gab es Stützpfeiler und Gerüste. Über allem lag auch hier eine Eisschicht, die Kälte war allgegenwärtig. Bei jedem Wort, das gesprochen wurde, konnte man den Atem sehen. Auf dem Boden waren Planken und Matten ausgelegt, vermutlich, um besseren Halt zu haben. Der Oberst blickte sich nach Peter um und sah dessen erstaunten Gesichtsausdruck.

»Tja, das alles ist zu einer Zeit entstanden, als du noch nicht einmal geboren warst. Von Männern gebaut, die ihrem Vaterland dienten, ihrem Führer treu ergeben waren. Mit deren Hände Arbeit errichtet. Sie wären eher gestorben, als etwas über unser ›Neuschwabenland‹ zu verraten.« Übertriebener Stolz klang in der Stimme des Obersts mit.

Peter verzog angewidert das Gesicht.

Dem Führer treu ergeben?, dachte er, *wie hatten die Menschen einem solchen Monster ›treu ergeben‹ sein können?*

»Wie können Sie nachts überhaupt noch ruhig schlafen?«, entfuhr es ihm.

Der Oberst drehte sich zu ihm um und lächelte sein kaltes Lächeln: »Oh, ich schlafe ausgezeichnet. So ist das, wenn man auf der richtigen Seite steht!«

Peter dachte wieder an die Recherchen der letzten Tage. Er hatte darüber gelesen. Überzeugte Anhänger des Nationalsozialismus, die als Regimetreue ihren Sadismus und ihren Wahnsinn ausleben konnten. Andere waren einfach nur ignorant und feige gewesen. Könnte das jetzt wieder passieren?

Der Oberst schien an seiner Rolle als »Gastgeber« Gefallen zu finden. Peter hatte zwar darauf gehofft, dass der Alte gesprächig werden würde, aber als es nun so weit war, empfand er es geradezu unerträglich dem Mann zuzuhören. Der Größenwahn und die Brutalität, die diesem Oberst anhafteten, blieben dem jungen Deutschen nicht verborgen. Nur mit Mühe unterdrückte er weitere Kommentare.

»Tja, wer hätte das gedacht? Da haben wir innerhalb kürzester Zeit einen geheimen Stützpunkt ins Eis geschlagen. Die erste Antarktisexpedition war eben doch nicht die einzige«, wieder wandte sich der Oberst an Peter, fast so, als wären sie alte Freunde, »mein Vater hat damals maßgeblich dazu beigetragen, dass das alles hier entstanden ist.« Es folgte eine ausladende Geste, die den Stollen und den Rest der Anlage mit einschloss.

»Ihr Vater?«, fragte Peter und dachte wieder daran, dass er den Ball im Spiel halten musste.

»Ja, junger Mann, mein Vater! Mit ihm hat alles angefangen – und natürlich mit Castus!«, fast vergnügt schritt der Oberst jetzt voran, bis sie ein großes Rolltor erreichten.

Mit dem Stock schlug der Alte dagegen. Gleich darauf öffnete sich eine darin eingelassene, kleine Tür und ein Getreuer des Obersts erschien.

»Öffnen Sie das Tor, mein Freund«, sprach er den Mann an.

Als der Oberst dessen verblüfften Gesichtsausdruck sah, fügte er noch hinzu: »Wir haben Gäste und machen eine Reise in die Vergangenheit, also los, los, öffnen Sie das Tor«, dabei wedelte er mit den Armen.

Eine Sekunde später betätigte der Untergebene einen Schalter und das Tor fuhr langsam und unter ächzenden Geräuschen nach oben.

Peter war angespannt. Hier waren die Antworten, die sie seit Tagen suchten.

Der Oberst hatte einen triumphierenden Gesichtsausdruck, als der Blick auf den dahinter liegenden Raum endlich frei war.

Peters Augen weiteten sich und er hatte automatisch vor Staunen den Mund leicht geöffnet.

Dem Oberst war die Überraschung des Deutschen nicht entgangen und mit schneidender Stimme rief er: »Darf ich vorstellen? CASTUS!«

Peter schluckte und wusste nicht, was er sagen sollte. Wie ein Puzzle setzten sich die Dinge, die er bisher erfahren hatte, langsam zu einer Einheit zusammen.

Vor ihnen lag eine große Halle. Er dachte an den Werkstollen-C, nur dass *diese* Halle hier nicht leer war.

Violettas Übersetzung kam ihm in den Sinn. »Castus« bedeutete unter anderem »rein« und »gewissenhaft«. Er dachte an die Stickstofftanks zur Kühlung und als hätte der Oberst Peters Gedanken erraten, trat dieser auf ihn zu. In der Hand hielt er ein etwa sieben Zentimeter großes Gehäuse in Glockenform, er zog es behutsam von der darunterliegende Röhre ab. Dann sah der Oberst erwartungsvoll in Peters Gesicht.

»Das ist nicht möglich!«, sagte dieser ungläubig.

Der Oberst schien vergnügt: »Ja, das waren damals auch die Worte Himmlers, als ihm mein Vater seine Idee vorgetragen hatte. Kurze Zeit später wurde ›Castus‹ erschaffen.«

Fassungslos starrte Peter auf »Castus«, wieder setzte er zum Sprechen an: »Aber das war doch viel später …«

Dem Oberst entfuhr ein »Aha!«, dann folgte ein verständiges Lächeln.

Er genoss seine Ausführungen: »Später? *Später?* Mein Vater war eben der Erste. Und während die anderen Nationen noch mit ihren Chemiekästen spielten, hatten wir schon den ultimativen Kriegsvorteil.«

Die Stimme des Obersts wurde wieder lauter, so als müsste er vor einem gefüllten Saal sprechen. Er drückte sich seinen Zeigefinger an die Stirn, fast so, als wollte er eine imaginäre Waffe aufsetzen, und rief: »Hier wird über Sieg oder Niederlage entschieden. Damit werden Kriege gewonnen. Mein Vater wusste das. Unser Gehirn ist unsere stärkste Waffe, deshalb erschuf er ›Castus‹, den ersten vollelektronischen Computer der Welt.«

»Der ultimative Kriegsvorteil«, flüsterte Peter, und beobachtete den Oberst, der jetzt fast liebevoll mit den Fingern über einen der Schalter des museumsreifen Rechners fuhr. Castus hatte gewaltige Ausmaße, kein Vergleich zu irgendeinem Computer, den Peter bisher zu Gesicht bekommen hatte. Er erinnerte ihn fast an eine Bibliothek. Der Aufbau erstreckte sich in der Breite über fast zehn Meter und führte zwanzig Meter in die Halle hinein. *Wie ein Tennisfeld*, dachte er.

Die »Regalreihen« hatten sicher eine Höhe von drei oder vier Metern. In jedem dieser Regale

konnte Peter die Glockengehäuse erkennen, die aufgesteckt auf Platinen, die elektronische Röhre in ihrem Inneren schützten. Dicke Kabelstränge schlängelten sich durch die Reihen, die irgendwo im Dunkel der Halle aufhörten und zwischen denen sich ein Mensch gerade so bewegen konnte.

Manche der Regale waren verkleidet, die meisten offen.

Direkt vor ihnen stand eine Art Pult, auf dem, gleich einer alten Schreibmaschine, ein Gerät stand, das damals vermutlich als Tastatur gedient hatte. Aus einem Schlitz daneben hing noch ein alter, vergilbter Papierstreifen. Auf dem Boden standen einige verwaiste Kartons. In altdeutscher Schrift hatte jemand die Worte »Kondensatoren, Widerstände, Dioden« darauf geschrieben. Ein weiterer Karton stand offen und enthielt noch mehr dieser kleinen Glockengehäuse, vermutlich Ersatzteile. Peter sah noch einige Spulen auf dem Pult vor sich.

»Ein Computer also!«, stellte Peter überflüssigerweise fest. Er konzentrierte sich weiter darauf, im Spiel zu bleiben, und fügte hinzu, »aber das ist nicht alles, oder?«

»Mein lieber Junge, das ist noch lange nicht alles!«, der Alte machte eine bedeutsame Pause.

Das gespielte Interesse von Peter gab ihm eine Gelegenheit seine Eitelkeit zu befriedigen.

»Dieser Computer«, fuhr der Oberst fort, »hat alles überhaupt erst möglich gemacht. Er war 1936 der Erste seiner Art und selbst 30 Jahre später, mit den entsprechenden Anpassungen an neue Technologien, immer noch seiner Zeit weit voraus. Aber dazu kommen wir noch.«

Jetzt war der Alte nicht mehr zu bremsen und er brannte darauf, seine Geschichte zu erzählen. Peter gab Thabo vorsichtig ein Zeichen, er bedeutete ihm, sich bereitzuhalten. Sollte sich eine Möglichkeit zur Flucht bieten, dann würden sie sie ergreifen.

»Zuerst baute man Castus auf der Wewelsburg auf. Ab diesem Zeitpunkt waren die Neuentwicklungen nicht mehr zu stoppen. Wie schnell kann man die ballistische Flugbahn einer Rakete oder die Durchschlagskraft einer Panzerabwehrkanone im Kopf berechnen?«, der Oberst trat jetzt mit funkelnden Augen auf Peter zu, »und wie schnell kann das ›Castus‹? Rein und gewissenhaft. Keine Fehler, keine Abweichungen, kein Verrat.«

Der Oberst drehte das Glockengehäuse in seinen Fingern und fuhr fort: »Und dieses kleine Wunderwerk, auch eine Erfindung meines Vaters, hat maßgeblich zum Erfolg von ›Castus‹ beigetragen. Nun, jedenfalls kamen die Anfragen der Wissenschaftler in großen Postsäcken auf die Wewelsburg. Aber nur wenige wussten, was vor sich ging. Viele dachten mathematische Wunderkinder würden dort die endlosen Zahlenkolonnen und Formeln berechnen. Dabei war es ›Castus‹, der ihnen half, ihre Flugzeuge zu konstruieren, Wahrscheinlichkeitsrechnungen über mögliche Gefechtsverläufe anzustellen und Atomreaktoren zu planen. Alles war ›Castus'‹ Werk. Die wenigen Eingeweihten machten sich jedoch Sorgen. Verräter gab es überall und es war bekannt, dass auch andere – insbesondere die Alliierten – an der Entwicklung ähnlicher Maschinen interessiert waren. Aber ›Castus‹ war ihnen immer voraus. Mein Vater hat ihn ständig verbessert. Und als es Probleme gab, da fand er auch dafür eine Lösung.«

»Die Kühlung?«, sagte Peter. Er wollte, dass sich der Alte und seine Helfer auf ihn konzentrierten. Aber die Anwesenden schienen diesen Teil der Geschichte bereits zu kennen, und die Bewacher ließen sich nicht ablenken.

Der Alte ging auf Peters Einwand ein: »Das Aufheizen des Rechners war ein heikles Thema – und die Gefahr der Spionage. Beidem konnte man in Neuschwabenland entgehen. So wurde in den folgenden Jahren, unter der Aufsicht meines Vaters, hier ein zweites Modell installiert. Außerdem sollte das deutsche Exemplar von ›Castus‹ nicht länger auf der Wewelsburg bleiben, sondern direkt zu den Produktionsstätten gebracht werden.«

»Werkstollen-C«, kam es heiser aus Peters Mund.

»Du hast die Halle gesehen?«, fragte der Oberst mehr interessiert als verärgert. Dann fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: »Ja, ›Castus'‹ Arbeit wäre dort am effektivsten gewesen. Nun, der Krieg war zu früh vorbei. Am Ende musste mein Vater den ›Castus‹ auf der Wewelsburg zerstören, bevor er in die Hände unserer Feinde gefallen wäre.«

Peters missbilligendes Stöhnen ignorierte der Alte.

»Und ›Castus‹ konnte noch so viel mehr!«

Jetzt schaltete sich das erste Mal, seit sie die Halle betreten hatten, Müller ein. Ein vorsichtiges Räuspern entschlüpfte seiner Kehle. Offensichtlich wollte er den Oberst zur Vorsicht mahnen. Der Alte blickte ihn an und machte dann eine ungeduldige Handbewegung.

»Ach, mein lieber Müller, was soll's. Die beiden werden unseren ›Eisigen Stützpunkt‹ nicht mehr lebend verlassen, gönnen wir ihnen doch das Vergnügen, nicht unwissend zu sterben«, darauf folgte ein krächzendes Gurgeln, was offensichtlich ein Lachen sein sollte.

Müller wagte es nicht, zu widersprechen, deshalb nickte er nur kurz und trat einen Schritt zurück.

»Was konnte er denn noch?«, fragte Peter provozierend. So langsam verflog seine Furcht und er fing an, sich maßlos zu ärgern, »Kaffee kochen? Socken stopfen?«

Nicht unerwartet, dafür sehr schmerzhaft, traf ihn ein weiterer Faustschlag, dieses Mal im Magen, sodass er kurz in die Knie ging.

Der Oberst tat so, als hätte er das nicht bemerkt, und sprach weiter: »›Castus‹ hat uns ganz neue Wege ermöglicht. Wir hatten Pläne! Natürlich gab es auch andere Wissenschaftler, auch in Deutschland, die das Gleiche versuchten. Aber keinem gelang es, etwas zu erschaffen, das auch nur annähernd solche Leistungen erbringen konnte. Deren Apparate waren Buschtrommeln, verglichen mit ›Castus‹.«

»Sicher«, brummte Peter, nicht ohne Sarkasmus und rappelte sich wieder auf.

»Junger Mann – das, was mein Vater hier geschaffen hat, war ein Wunderwerk. Hitler hat ihm dafür persönlich gedankt. Und Himmler«, der Oberst nahm Haltung an, als wäre er auf dem Exerzierplatz, »Himmler hat die Genialität meines Vaters auf seine Weise gewürdigt!«

»Das Emblem!«, murmelte Thabo von hinten.

»Ganz recht«, der Oberst streckte sich noch ein wenig mehr, »das Emblem! Sie haben eine geheime Gruppe innerhalb der SS gegründet. Nur ausgewählte Männer gehörten ihr an. Und sie trugen das Glockensymbol mit dem Pfeil als Symbol für ›Castus‹ und seine Fähigkeiten.«

»Und niemand wollte wissen, was es damit auf sich hatte?«, spöttelte Peter und riskierte damit einen erneuten Schlag, aber der blieb dieses Mal aus.

Stattdessen antwortete ihm Müller wütend: »Mann, was glauben Sie denn? Niemand hätte es gewagt, einen hohen SS-Offizier nach der Bedeutung eines Emblems auf dessen Schirmmütze zu fragen.«

»Die Schirmmütze!«, knüpfte Peter an. »Warum haben Sie den Mann, der sie Ihnen besorgt hat, in der Maginot-Linie erschossen? Er war doch einer von Ihnen …«

Den Oberst schien dieser Teil des Gesprächs nicht zu interessieren.

Müller war derjenige, der nun aufbrausend das Wort ergriff: »Einer von uns? Dieser Schwachkopf? Wir sind eine Elite, da ist kein Platz für Versager. Glauben Sie etwa, wir dulden so etwas? Gut, er hat die Mütze ›gefunden‹«, Müller machte mit seinen Fingern symbolische Gänsefüßchen in der Luft, um damit anzudeuten, dass die Mütze wahrscheinlich irgendwo gestohlen worden war. Dann fuhr er fort: »Vielleicht auf einem Speicher oder in einem Keller.

Vielleicht hat er sie auch auf einem Flohmarkt erstanden. Er hat sie uns angeboten und wurde gut dafür bezahlt, Geheimhaltung inklusive.« Müller sah zum Oberst, der ihm aber mit einem Handzeichen zu verstehen gab, fortzufahren.

»Aber, was tut dieser Wicht? Er veröffentlicht ein Foto auf seiner dubiosen Website und führt Sie und Ihre Freunde direkt zu uns. Dann glaubt er auch noch, Forderungen stellen zu können«, Müller zuckte mit den Schultern, »nun, wir lassen uns nicht erpressen!«

Peter hatte sich schon fast so etwas gedacht, aber die Kaltblütigkeit, mit der Müller ihm die Geschichte vorgetragen hatte, sorgte dafür, dass sich ihm die Nackenhaare aufstellten. Er sah zu Thabo, der leicht den Kopf schüttelte, so als wollte er seinem Freund signalisieren, dass alles verloren sei. Aber Peter wollte nicht aufgeben, er sagte das Erstbeste, das ihm einfiel, um das Gespräch nicht enden zu lassen.

»Was bedeutet der Pfeil?«

Müller und der Oberst blickten sich kurz an und verzogen überheblich das Gesicht.

»Als mein Vater ›Castus‹ entwarf, da erfand er auch das Glockengehäuse für die Röhren. Auf den Bauplänen setzte er dann das Glockensymbol an den entsprechenden Stellen ein. Der Pfeil signalisiert die Steckrichtung auf der Platine. So einfach ist das …«, der Oberst überlegte kurz und beendete dann schwärmerisch den Satz, »und doch so genial!« Dann wandte er sich noch einmal zu Peter und rief: »Dieses Symbol steht für den Fortschritt, die Überlegenheit und den Sieg. Dieses Symbol wird eines Tages, ebenso wie das Hakenkreuz, in die Geschichte eingehen!«

»Sehr fortschrittlich sieht Ihr ›Castus‹ aber nicht gerade aus«, der junge Deutsche provozierte seine Gegner absichtlich und hoffte, die Auskunftsbereitschaft zu steigern.

Der Oberst sagte zuerst nichts und Peter glaubte schon zu weit gegangen zu sein. Keinesfalls wollte er, dass man ihn mit Thabo in eine Zelle sperrte, das würde eine Flucht nur erschweren. Sie mussten in Bewegung bleiben!

Dann zeigte sich ein hinterhältiges Grinsen auf dem Gesicht des alten Mannes und er flüsterte geheimnisvoll: »Ich werde Ihnen die ›Krake‹ zeigen.«

Peter sah verdutzt zu Thabo, der ebenso ahnungslos war. Er hoffte inständig, dass der Alte jetzt nicht noch irgendwo ein Seeungeheuer versteckt hatte, das im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen gegen feindliche U-Boote eingesetzt worden war. Eine diesbezügliche Bemerkung verkniff er sich jedoch.

Wieder setzte sich die Gruppe in Bewegung. Sie verließen jedoch nicht die Halle, in der sich ›Castus‹ befand, sondern liefen an den Apparaturen vorbei, bis sie die Wand zu ihrer Linken erreichten. Jemand schaltete noch mehr Deckenstrahler an, sodass Peter nun ein weiteres Rolltor erkennen konnte. Neben dem Tor klaffte ein großes Loch, mit ungefähr einem Meter Durchmesser, in der Mauer. Noch konnte Peter nicht erkennen, was sich dahinter verbarg, da das Loch mit einer dicken, schwarzen Folie verschlossen war.

Der Oberst bemerkte Peters Blick und sagte nur: »Der alte Kabelschacht«, als wäre damit alles erklärt.

Dann öffnete sich das Tor.

»Die Krake …«, stammelte Peter. Sein Blick klebte förmlich an dem Gebilde in der Mitte des Raumes. Und jetzt war ihm auch klar, wie das Ding zu seinem Namen gekommen war.

Der Oberst spazierte in ausladenden Schritten darum herum. Von einer metallenen Kugel, die das Zentrum der Apparatur bildete, gingen, wie bei einer Riesenkrake, Arme ab. Sie waren ebenfalls aus Metall und sahen so massiv aus, als hätten sie ursprünglich einmal zum Eiffelturm gehört. Peter zählte zehn dieser Arme, die alle gleich lang waren und an deren Ende etwas

befestigt war. Er traute seinen Augen nicht – am Ende eines jeden Armes hatte man eine etwa zwei Meter hohe Glocke angebracht.

Der Oberst schien Peters Frage zu erahnen, und klopfte mit seinem Stock auf eines der Gebilde: »Hat sich hervorragend bewährt!«

Dann machte er einem seiner Männer ein Zeichen, und schon bewegte sich der Krakenarm vollkommen lautlos, um die Glocke anzuheben. Darunter kam eine Art Plattform zum Vorschein, man konnte einige Kabel und Drähte erkennen.

Wieder erhob der Oberst seinen Stock und deutete damit nach oben: »Eine fantastische Form, nicht wahr?«

Der Alte erwartete offensichtlich keine Antwort und betrachtete verträumt das krakenähnliche Gebilde. Dann schien er sich an seine »Gäste« zu erinnern.

»Mein Vater hat Keramik verwendet. Das perfekte Material zur Abschirmung«, damit seufzte er und schwieg erneut.

Peter dachte an die vielen Geschichten über die »Naziglocke«, – sollte es also doch stimmen? Aber diese Glocken sahen nicht so aus, als wären sie Flugobjekte.

Der Alte hatte etwas von Abschirmung gesagt, er wollte es nun genau wissen und fragte: »Abschirmung von was?«

Der Oberst drehte sich in die Richtung seines Gefangenen und antwortete mit sichtlichem Vergnügen: »Ich denke nicht, dass du die geistigen Fähigkeiten hast, das zu verstehen. Ich bezweifle, dass dir der Begriff ›Magnetfelder‹ viel sagen wird!«

In Peters Kopf ratterte es wie in einem Spielautomaten bei der Auszahlung der Münzen. »Magnetfelder«, das hatte er erst vor Kurzem gehört. Die Erinnerung kam mit einem Schlag zurück und er rief: »Das Philadelphia-Experiment!«

Der Oberst schmunzelte und antwortete gelangweilt: »Tja, ungerechterweise bringt man immer die Amerikaner mit dieser Art von Forschung in Verbindung.«

Peter vergaß für einen Moment, wo er war, warum er dort war, und dass er vermutlich bald sterben würde, und zeigte mehr Begeisterung, als er eigentlich wollte, indem er fragte: »Es ist Ihnen gelungen, Dinge unsichtbar zu machen?«

Der Oberst stieß wieder diesen gurgelnden Laut aus und schien sichtlich amüsiert: »Laien und ihre Ehrfurcht vor Dingen, die sie nicht verstehen. Wahrscheinlich denkst du, man braucht dafür einen ›Zauberspruch‹ und zack, da ist mal eben etwas unsichtbar«, der Alte stöhnte, dann wechselte wieder seine Stimmung und er fuhr ungehalten fort, »in diesen Bereichen der Physik etwas zu bewirken, ist nur wenigen vorbehalten. Mein Vater war ein solcher Mensch!«

Peter schluckte, sagte aber nichts und wartete, bis der Oberst weitersprach.

»Mein Vater war ein Genie. Der unsichtbare deutsche Soldat hätte die Russen in Stalingrad in die Knie gezwungen.« Der Alte ballte jetzt seine Faust so, als wollte er etwas zermalmen.

Peter wusste, dass der Krieg verloren worden war, also von was sprach der Alte? War das alles nur wirres Gefasel? Sein ungläubiges Gesicht ließ den Oberst nähertreten.

Jetzt wedelte er mit der Faust vor Peters Augen und fauchte: »Wir hätten gesiegt, aber die Zeit lief uns davon.«

Dann erhob er die Stimme und schrie: »Sieh dir das an! Ein ausgewogenes System. Die Energie auf zehn Objekte verteilt, die man gleichzeitig hätte unsichtbar machen können. Verbunden mit dem größten Gehirn der Welt, mit ›Castus‹, der alles gesteuert hätte. Und diese Anlage wäre nur die Erste ihrer Art gewesen!«

Peter erinnerte sich an das Loch in der Wand, den alten Kabelkanal. Also hatte es einmal eine

Leitung von der Krake zu ›Castus‹ gegeben. Eine Apparatur, gesteuert von einem Computer.

Wieder ertönte die Stimme des Obersts: »Aber mein Vater hat nicht aufgegeben. Als Deutschland verraten wurde, indem sich die Menschen mit unseren Feinden verbündeten, da ging er mit anderen nach Argentinien.«

Jetzt fiel Peter ein weiterer Begriff ein, den er erst vor wenigen Tagen gelernt hatte, – er dachte an Jonaschs Ausführungen und das Wort »Rattenlinie«.

»Ihr Vater floh also nach dem Krieg«, sagte Peter unschuldig.

Der Alte antwortete zornig: »Er hat sich und sein Wissen in Sicherheit gebracht. Er hat weitergeführt, was damals begonnen wurde. Er und die anderen haben den Nationalsozialismus nie verraten – und wir, ihre Kinder und Kindeskinder, tun es ihnen gleich!«

Jetzt wurde die Stimme des Alten wieder ruhiger, fast sanftmütig, als er weitersprach: »Es war so einfach. Argentinien war ein sicherer Hafen und in Neuschwabenland hatte mein Vater schon Jahre zuvor alles vorbereitet, für den Fall, Deutschland verlassen zu müssen. Ich habe ihn selten zu Gesicht bekommen, er hat Tag und Nacht an seinen Forschungen gearbeitet und an dem Aufbau einer starken Organisation. Und wir hatten Verbündete. Auch in Deutschland.«

Der Oberst trat nun auf Müller zu und legte diesem freundschaftlich die Hand auf die Schulter: »Der Vater meines lieben Freundes Müller zum Beispiel.«

»Das Ingenieurbüro in Berlin?«, Peter hätte diese Frage nicht stellen müssen, es war offensichtlich.

Dieses Mal war es Müller, der sprach: »Ganz genau, mein Vater hat die Verbindung zu seinen alten Kameraden gehalten. Er gründete das Ingenieurbüro. Und mit den alten Patenten und Erfindungen war es ein Leichtes, nach dem Krieg Fuß zu fassen. Bald hat sich niemand mehr für die Vergangenheit interessiert und über *beihon-first* haben wir immer die volle Kontrolle über die *beihon-Unternehmensgroup* gehabt, – und sehen Sie nur, was wir alles geschafft haben, und wo wir heute stehen!«

»Und das reicht Ihnen noch nicht? Was wollen Sie denn noch? Die Weltherrschaft? Indem Sie unsichtbare Soldaten mit Sprengstoff in ein Flughafengebäude schmuggeln und so Tausende töten?«, Peter war wütend und seine Äußerungen waren ihm unbedachterweise herausgerutscht.

Der Oberst brummte unwirsch: »Red keinen Unsinn! Du solltest lernen zuzuhören. Nur ein dummer Mensch hört nicht zu!«

Wieder umkreiste der Alte die Krake und wieder hob er den Stock wie einen Zeigestab.

Dann sagte er voller Stolz: »Damit gelang meinem Vater ein Durchbruch in der Physik. Und, nein«, jetzt zeigte der Oberst ein kaltes Lächeln, »es ist nicht die Unsichtbarkeit, die ihn, wenn wir unser Ziel erst einmal erreicht haben, in die Geschichte eingehen lassen wird. Er hat Jahre seines Lebens mit der Lösung dieses Problems verbracht, und wenn es jemandem gelungen wäre, Dinge unsichtbar werden zu lassen, dann meinem Vater. Aber letztendlich war das, was er entdeckt hat, weitaus bedeutsamer …«

Peter hätte am liebsten laut gerufen »Was war es dann?«, aber er schwieg.

Der Oberst war plötzlich ganz aufgeregt: »Der 9. Dezember 1965 entlohnte meinen Vater für all seine Mühe!«

Als der Alte sah, dass Peter nicht darauf reagierte, fuhr er fort, seine Stimme überschlug sich fast: »Der Kecksburg-Zwischenfall in Pennsylvania, plötzlich erscheint am Himmel ein unbekanntes Flugobjekt. Es ist in mehreren Staaten sichtbar und landet in Kecksburg. Viele glauben an ein UFO. Das US-Militär kommt und transportiert das Objekt, welches die Form einer Glocke hat, ab. Das behaupten zumindest einige Augenzeugen. Das Militär leugnet diesen Vorfall

und mit der Zeit ist das Ganze nur noch eine Geschichte, eine Erfindung!«

Der Oberst legte eine kurze Pause ein und lief wieder mit verträumtem Blick zwischen den Armen der Krake hin und her, als er fortfuhr: »Sie erzählten sich, es wäre in mehreren Bundesstaaten am Himmel aufgetaucht, und wurden dafür belächelt, als Spinner beschimpft. Aber waren das wirklich nur alberne Geschichten?«

Abrupt blieb der Oberst stehen, drehte sich in Peters Richtung und rief triumphierend: »Nein, es waren keine Geschichten. Es war die größte Entdeckung der Menschheit! Mein Vater hatte eines seiner Experimente durchgeführt. Alle zehn Glocken waren mit Objekten bestückt. Ein weiterer Versuch, die Sichtbarkeit zu besiegen. Als mein Vater den Raum verließ, um die Apparatur zu starten, standen alle zehn Glocken noch an ihrem Platz. Als er zurückkam«, jetzt fing der Oberst an, so zu sprechen, als würde er einen Kinderreim zum besten geben, und er beendete den Satz mit den Worten, »da waren es nur noch neun!«

Kapitel 15

Tagebucheintrag, Dezember 1965

Eine kolossale und völlig unerwartete Wendung! Die mittlerweile leicht abgeänderte Glockenform birgt weitaus größere Möglichkeiten als gedacht. Experiment XII-2a/V65 wurde um 13.10 Uhr gestartet. Um 13.14 Uhr erreichten die Magnetfeldverstärker das Maximum und die Probe unter Glocke Nummer 5 (ein Apfel) begann laut Messoptik transluzent zu werden. Ich wollte das Experiment an dieser Stelle abbrechen – jedoch ertönte plötzlich ein hochfrequentes Pfeifen, und die Probe, mitsamt der sie umgebenden Glocke, verschwand quasi vor meinen Augen! Zu meinem Erstaunen zeigten die Messgeräte, dass die Probe jedoch nicht nur nicht mehr sichtbar war – sondern sie war nicht mehr vorhanden! Weder konnte die Glocke optisch erfasst noch manuell ertastet werden (Eigenversuch). Ich musste von einer Vernichtung der Glocke Nummer 5 ausgehen. Andere Proben und Glocken waren von dem Ereignis nicht betroffen, ich wähnte zuerst einen herben Rückschlag und konnte mir die Messdaten nicht erklären.

Die Lösung des Problems erfolgte einige Tage später in Form einer Zeitungsmeldung aus Kecksburg, in den Vereinigten Staaten, welche mir durch einen treuen Mitarbeiter überbracht wurde. Anhand der Beschreibung des Objektes wusste ich mit einem Schlag, dass es mir gelungen war, einen Gegenstand von 2 Metern Höhe und fast ebenso großem Umfang zu teleportieren!

Teleportation – vollkommen neue Wege stehen uns nun offen und ich werde diese Entwicklung weiter vorantreiben. Um wie viel wertvoller ist diese Entdeckung für uns als die pure Unsichtbarmachung! Alle Daten müssen nun ausgewertet werden, ich brenne darauf, das Experiment so schnell als möglich zu wiederholen.

Kurze Bemerkung am Rande: Der Ami hat die Glocke geborgen, wir müssen unsere Leute in den Staaten auf die Sache ansetzen …

Antarktis, 27. Mai 2017 – Neuschwabenland

Peter starrte den Alten entsetzt an. Er suchte den Blick von Thabo, der genauso geschockt war wie sein Freund. Plötzlich wurde ihm alles klar. Die Explosionen auf dem Europaflughafen – nur so konnte es gewesen sein. Keine Flugobjekte, keine Selbstmordattentäter. Die Sprengladungen waren plötzlich aufgetaucht, aus dem Nichts, ohne Vorwarnung. Das also war die Erklärung.

Mit Genugtuung vernahm der Oberst Peters Flüstern: »Teleportation …«

»So ist es!«, und die tiefe Befriedigung, die der Alte empfand, war nicht zu überhören.

»Mein Vater hat eine Möglichkeit geschaffen, Objekte zu teleportieren. Die Teleportation dieser

Glocke war der Beginn. Geboren aus dem Zufall. Nun galt es, die Entdeckung zu ›kultivieren‹. Nicht das Gehäuse sollte teleportiert werden, sondern gezielt das Objekt darunter. An der Krake mussten einige Modifikationen durchgeführt werden, was das kleinste Problem war. Viel wichtiger war es, herauszufinden, wie man eine Teleportation steuern konnte, wie sie sich gezielt ausführen ließ. Dass man die Glocke in verschiedenen Bundesstaaten am Himmel gesehen hatte, lag daran, dass sie dort quasi hingesprungen war. Diese Glocke war ziellos unterwegs gewesen und Kecksburg war das Ende der ungewollten Reise. Natürlich wurden nun alle Forschungen hinsichtlich der Unsichtbarkeit eingestellt und mein Vater konzentrierte seine Kräfte auf die neue Aufgabe, die kontrollierte und gesteuerte Teleportation von Objekten, vielleicht sogar auch eines Tages von Menschen!«

»Das ist doch Wahnsinn!«, rief dieses Mal Thabo, aber keiner beachtete ihn.

»Mein Vater hat für unsere Sache alles geopfert. Als er meine Mutter heiratete, war er bereits über vierzig und als ich noch nicht einmal dreißig war, da starb er und seine Arbeit war sein Vermächtnis.«

»Er hat es also nicht geschafft!«, bemerkte Peter aufsässig.

»Er hat geschafft, was er konnte mit den damaligen Mitteln. Mehr war ihm nicht möglich«, rechtfertigte sich Peters Gegner.

»Dann war ›Castus‹ doch nicht so eine geniale Erfindung, was?«, antwortete Peter.

»Du bist doch Sportler, hast das sogar studiert«, gab der Oberst in einem Ton zurück, der keinen Zweifel daran ließ, was er von Peters Werdegang hielt. Dann fuhr er fort: »Wenn du in einem Rennen vorne liegst, dann wirst du doch darauf achten, dass sich der Abstand zum Zweiten nicht verringert. Ist es nicht so?«

Der junge Deutsche gab darauf keine Antwort, und der Oberst schüttelte nur gelangweilt den Kopf, bevor er weitersprach: »Genau das ist das Prinzip, nach dem wir leben. Wir sorgen dafür, dass sich der Abstand nicht verringert! Wir sind den anderen immer voraus, wir waren es damals und daran hat sich bis heute nichts geändert.«

Der Oberst deutete mit seinem Stock auf einen dicken Kabelstrang, der von der Krake wegführte: »Was denkst du, was das ist?«

Er erwartete offensichtlich nicht wirklich eine Antwort, sondern schritt jetzt weit aus und bedeutete den anderen, mitzukommen. Sie folgten dem Kabelstrang, bis ihnen eine Sicherheitstür den Weg versperrte. Der Alte gab einen Code in ein modernes Tastenfeld ein. Geräuschlos öffnete sich der Durchgang.

Der Oberst trat zur Seite und gab den Blick auf eine weitere Halle frei, deren Zentrum ein Raum bildete, der ringsum von einer Glasscheibe umschlossen war. Peter und Thabo konnten nun sehen, wohin die Kabel der Krake führten. Ihr Weg endete in dem Raum hinter der Scheibe, der in einem Science-Fiction-Film leicht als Kommandobrücke eines Raumschiffes durchgegangen wäre. Es blinkte und blitzte hier und da, und Thabo erkannte eine große Apparatur, die dem verkohlten Teil aus Namibia, das Jonasch für einen Laser gehalten hatte, nicht unähnlich war. Außer den kleinen Lichtern gab es an manchen Stellen große eingelassene Bedienfelder und futuristisch anmutende Aufbauten.

Fasziniert betrachtete Peter einen Greifarm, der sich unermüdlich nach rechts und links drehte und dabei ein kleines Blättchen, das zwischen seinen zwei künstlichen Fingern eingeklemmt war, immer wieder für wenige Sekunden in einen rötlichen Lichtstrahl tauchte. Die Wände waren zum größten Teil weiß verkleidet, sodass man nur vermuten konnte, dass es dahinter etwas Interessantes zu sehen gab. An manchen Stellen lugte ein Kabel hervor, ansonsten waren die

Dinge, die nicht verdeckt waren, für Peter unbekannte Objekte. Es herrschte Sterilität wie in einem Labor. Peter dachte an die Erzählungen des namibischen Arbeiters. Hatte er nicht auch von einem Labor gesprochen?

Erst jetzt bemerkte er, dass noch weitere Menschen anwesend waren. Außerhalb des geheimnisvollen Raumes saßen Männer an Schreibtischen. Ihre Arbeitsplätze waren rund um die Scheibe aufgestellt worden. Die Techniker trugen weiße Laborkittel und starrten auf ihre Bildschirme. Nur gelegentlich hob einer von ihnen den Kopf und blickte in das Innere des Raumes mit den blinkenden Lichtern. Sie grüßten den Oberst unterwürfig, nahmen aber von den Gefangenen keine Notiz. Auf ihren Kitteln prangte das Glockensymbol.

Was passiert hier?, fragte sich Peter. Er streckte den Kopf, um noch mehr sehen zu können, aber er fand keinen Hinweis, der seine Frage hätte beantworten können.

Der Oberst genoss es sichtlich, seinen nächsten Trumpf ausspielen zu können. Er ließ sich Zeit, dann trat er hinter Peter und zischte ihm ins Ohr: »So sieht Vorsprung aus, mein Freund!«, und etwas lauter: »So sieht der erste universelle Quantenrechner der Welt aus! Begrüßen wir ›Castus – junior‹.«

Das zweite Mal an diesem Tag stammelte Peter den Satz: »Das ist nicht möglich!«

»Herrlich, diese Unwissenheit!«, schnarrte der Alte, »ich sagte doch, wir sind die Ersten. Was an manchen Universitäten gerade erst erforscht wird, das haben wir bereits vollendet. Für die meisten sind Quantenrechner noch theoretische Gebilde, vielleicht hier und da ein zarter Versuch. Sozusagen ein ›Baby-Quantenrechner‹, der gerade einmal in der Lage ist, *eine* schwierige Rechenoperation auszuführen. Es wäre geradezu lachhaft unseren ›Castus‹ hier mit diesen dilettantischen Erstlingswerken auf eine Stufe stellen zu wollen. Das wäre, als wollte man einen Tretroller mit einer Mondrakete vergleichen! Wo herkömmliche Computer für komplexe Rechenoperationen Jahre brauchen, da benötigt er nur Sekunden. Unser ›Neuer Castus‹ ist ein Meisterwerk mit gigantischem Speichervermögen. Eine fast göttliche Schöpfung.«

Peter verzog das Gesicht, als wollte er sagen »Das ist doch übertrieben!«

Der Oberst deutete den Blick seines Gefangenen und rief: »Du hast keine Ahnung, nicht war? Du weißt nichts über die Welt der Quantenmechanik, du kennst ja noch nicht einmal die Gesetze der klassischen Physik!«

Jetzt marschierte der Alte zu einem der Männer mit weißem Kittel und sprach diesen an: »Und?«, sagte er knapp, »wie weit sind wir?«

Der Mann, offensichtlich der Verantwortliche, hob kurz den Kopf und nickte: »Sieht gut aus, alles läuft nach Plan.«

Der Oberst brummte zufrieden und wandte sich wieder an Peter: »Mein Vater hat mir ein Tagebuch hinterlassen. In den ersten Jahren nach seinem Tod bin ich seinem Weg gefolgt. Der ›Alte Castus‹ wurde zwar über die Jahre modifiziert und das Glockengehäuse hat uns gute Dienste erwiesen – erst schützte es die Röhren, dann die Transistoren und später andere empfindliche Teile – aber das reichte nicht mehr. Ich hoffte, durch die hochintegrierten Schaltkreise und die Digitaltechnik endlich den Schlüssel für eine kontrollierte Teleportation in Händen zu halten, aber das war ein Irrtum. Zu gewaltig waren die Berechnungen, die wir benötigten. Durch *beihon* hatten wir mittlerweile eine hervorragende Forschungs- und Entwicklungsabteilung für moderne Computertechnik. Jetzt galt es, die Weichen zu stellen, denn mir wurde klar, dass uns die Kontrolle der Teleportation mit traditionellen Rechnern niemals möglich wäre. Selbst wenn man die leistungsfähigsten Computer des 21. Jahrhunderts miteinander verbunden hätte, wäre es uns nicht gelungen. Ein Problem der Geschwindigkeit, der Komplexität und der Optimierung, das nur

ein Quantencomputer lösen kann!«

Peter hatte das Gefühl, dass die Nazis nicht mehr zu stoppen waren. Er war schon beinahe am Verzweifeln, als ihm einfiel, dass der Oberst von *beihons* Forschungsabteilung gesprochen hatte. Er dachte an Namibia, das ausgebrochene Feuer und die Beschreibungen seines Informanten. Was hatte der Namibier wirklich gesehen? Ein Labor? Oder einen Quantenrechner, einer mit dem etwas schiefgelaufen war?

Der Alte sah seinen Gefangenen fast erwartungsvoll an, so als würde er ein Kompliment erwarten.

Aber Peter tat ihm nicht den Gefallen und fragte stattdessen: »Aber in Namibia ist Ihnen Ihr ›Meisterwerk‹ um die Ohren geflogen, was?« Er hatte geraten und war auf die Reaktion gespannt.

Der Oberst blickte zu Müller, dieser zuckte nur mit den Schultern. Langsam drehte der Alte den Kopf in Peters Richtung und ein breites Grinsen erschien auf seinem Gesicht, als er sagte: »Müller, mein guter, Sie haben völlig recht, ich bezweifle ebenfalls, dass die Berliner Freunde unserer Gäste auch nur den *Hauch* einer Ahnung haben, was *genau* hier vor sich geht.«

Der Mann im weißen Kittel, den der Oberst zuvor noch angesprochen hatte, war aufmerksam geworden, als der Deutsche Namibia erwähnt hatte. Jetzt grinste er ebenfalls gehässig. Peter wurde unsicher, offensichtlich hatte er falsch geraten.

Der Oberst machte eine Handbewegung und deutete seinen Männern damit an, ihm mit den Gefangenen zu folgen. Es ging zurück zur Krake. Etwas abseits der Apparatur hatte man ein Büro eingerichtet. Es gab zwei große Arbeitsplatten mit Stühlen davor. Der Alte marschierte zur Wand und blieb stehen, ein schwarzes Tuch verdeckte dem Betrachter den Blick.

Theatralisch riss der Oberst an dem Stück Stoff und rief: »Dann werfen wir einmal einen Blick auf die ›Operation Castus‹ …«

Nach allem, was sie bisher zu sehen bekommen hatten, mutete das Schaubild, das der Oberst enthüllt hatte, im ersten Moment recht unspektakulär an. Allerdings war das nur ein erster, flüchtiger Eindruck. Beim zweiten Hinsehen erkannte Peter, was er da vor sich hatte. Die Überschrift lautete »Operation Castus«. Auf einer Magnettafel hatte jemand mit schwarzem Stift die Krake aufgemalt, man sah ihre zehn Arme. Am Ende eines jeden Armes stand eine Notiz. Peter stand still da und bemerkte, wie sich seine Muskeln anspannten. Dann presste er die Lippen aufeinander.

Thabo war es, der das Entsetzen in Worte fasste, als er keuchend rief: »Das ist ein Angriffsplan!«

»So ist es!«, quiekte der Alte vergnügt, »und schau nur, was wir dort haben!«

Der Oberst griff jetzt grob nach Peters Nacken und zerrte ihn näher an die Tafel. Mit einem brutalen Ruck donnerte er dessen Stirn auf das Schaubild.

»Sieh dir das an! Was steht da, du Klugscheißer?«, kreischte der Alte.

Peter musste mehrmals blinzeln. Der Schmerz hatte ihm die Tränen in die Augen getrieben. Dann taumelte er zurück.

Der Stock des Alten hämmerte jetzt auf die Magnettafel: »Lies es!«

Peter schluckte, dann antwortete er stockend: »Da steht: Forschungszentrum *beihon* in Namibia.«

»Bravo!«, rief der Oberst, ganz so, als hätte sein Gefangener eine große Leistung vollbracht.

»Und was sagt uns das?«, der Alte hatte wieder angefangen auf und ab zu schreiten.

Peter wollte etwas erwidern, aber der Oberst kam ihm zuvor: »Wir haben Jahre gebraucht, um unsere Forschungen abschließen zu können. Wir brauchten die besten Leute dafür. Es war simpel.

Eine renommierte Firma, wie *beihon*, macht den qualifiziertesten Wissenschaftlern verlockende Angebote. Wir bringen sie an einen Ort, an dem sie in Ruhe arbeiten können, vergewissern uns, dass sie keine sozialen Bindungen haben und stellen ihnen unbegrenzte Mittel zur Verfügung. Und am Ende erschufen sie, unter meiner anonymen Führung, einen Quantenrechner – unseren ›Neuen Castus‹. In Namibia wurde entwickelt und in Neuschwabenland haben wir die Ergebnisse verwendet. Aber für unsere Zwecke konnten wir nur *einen* ›Neuen Castus‹ gebrauchen. Erinnerst du dich noch, was ich dir über Vorsprung gesagt habe? Nun, es schien uns sinnvoll, keine Spuren zu hinterlassen. Also mussten wir die Anlage in Namibia zerstören.«

»Das Feuer!«, stöhnte Peter, »es brach kurz vor den Explosionen auf dem Europaflughafen aus! Sie haben ihre eigene Firma zerstört.« Das war die Verbindung.

»So ist es! Namibia war das erste Ziel. Wir mussten doch sicherstellen, dass niemals einer unserer Feinde den Prototyp des ›Neuen Castus'‹ in die Finger bekommt. Man muss immer den Vorsprung halten. Ein ganz einfaches Prinzip!«

»Aber die Wissenschaftler, die den Quantenrechner gebaut haben, die …«, Peter brach ab, er kannte die Antwort bereits.

»Das war leicht, die waren das zweite Ziel. Ein Meeting in der Konzernzentrale, um die neue Erfindung vorzustellen. Dafür steigen alle zusammen in eine Maschine, die den Europaflughafen anfliegt. Bevor die Reise allerdings weiter nach Berlin geht, gibt es diese unangenehme Explosion nach der Landung. Sehr bedauerlich!«

Thabo fluchte auf Afrikaans.

»Und dann haben Sie den Europaflughafen zerstört«, sagte Peter leise.

Kaum hatte er es ausgesprochen, donnerte sein Kopf erneut gegen die Tafel. Dieses Mal konnte er den Aufschrei nicht unterdrücken.

»Du Idiot, lies, was hier steht!«, schrie der Oberst, »lies!«

Der junge Deutsche zögerte kurz, dann las er vor, was auf der Tafel stand. Die Notizen am Ende der aufgemalten Krakenarme waren also die Ziele von »Operation Castus«. Genannt wurde die Fabrik in Namibia und die Maschine der südafrikanischen Fluglinie, in der die Wissenschaftler saßen. Eine weitere Bombe sollte im Terminal 1 des Europaflughafens, bei den Gepäckbändern, detonieren, dann folgten sieben andere Ziele. Vorwiegend Parlaments- und Regierungssitze in den USA, Russland, China, Europa, aber auch zwei Börsen. Als Peter geendet hatte, kam der Oberst erneut auf ihn zu. Peter versuchte zurückzuweichen, aber sein Bewacher hielt ihn fest.

»Wieso sollten wir den Europaflughafen dem Erdboden gleichmachen? Eine Bombe in Namibia, eine für das Flugzeug und eine im Terminal, um die Zusammenhänge zu verschleiern. Sieben weitere Sprengsätze über die Welt verteilt. Danach hätten die Verhandlungen begonnen.«

»Die Verhandlungen?«, fragte Peter ungläubig.

Der Oberst blickte jetzt wieder belustigt in Peters Richtung, dann zu Müller: »Was sagt man dazu? Natürlich, die Verhandlungen. Zuerst Taten, dann Worte. Nachdem wir die neuralgischen Punkte unserer Feinde in die Luft gejagt haben, werden sie mit Sicherheit gerne bereit sein, zu verhandeln. Unsere Drohungen wird man ernst nehmen.«

Beifallheischend spähte er erneut zu Müller, der eifrig nickte, dann fuhr der Alte fort: »Und dann werden wir die Macht übernehmen!«

Peters fragendes Gesicht ließ den Oberst weitersprechen: »Unsere Leute stehen bereits überall in den Startlöchern. Innerhalb kürzester Zeit werden wir sie auf alle wichtigen Ämter verteilen. Niemand wird uns aufhalten. Wie auch? Keiner wird die Verantwortung für weitere Explosionen übernehmen wollen. Man wird sich arrangieren. Wer bei der Machtübernahme keine

Schwierigkeiten macht, braucht sich um seine Zukunft keine Sorgen zu machen. Die anderen …«, der Oberst zuckte vielsagend mit den Schultern, vollendete den Satz aber nicht, sondern sagte stattdessen: »Viele werden uns freiwillig folgen.«

»Niemals!«, rief Peter jetzt leidenschaftlich und es war ihm gleichgültig, ob sie seinen Schädel erneut gegen die Tafel schlagen würden.

Aber der Alte sah ihn nur mitleidig an: »Unsinn! Schau dir die Welt doch an! Überall Unzufriedenheit und Not! Es wird ganz leicht sein, die Massen in die richtige Bahn zu lenken. Und vergiss nicht, dass uns das schon einmal gelungen ist.« Der Oberst schien jetzt aufgeregt und ereiferte sich immer mehr, seine Stimme wurde lauter und er rief fanatisch: »Und dann erschaffen wir eine neue Welt. Eine Welt des Nationalsozialismus!«

»Gott bewahre!«, widersprach Peter heftig, aber niemand achtete auf seine Worte.

Als hätten sie nur auf dieses Stichwort gewartet, öffnete sich hinter der Krake ein Tor und eine Gruppe Männer erschien in der Halle. Zwei saßen in einem Elektroauto mit Anhänger. Die Neuankömmlinge gingen direkt zum ersten Krakenarm, ließen die Glocke nach oben gleiten und platzierten etwas Großes auf der Plattform darunter. Dann näherten sie sich dem nächsten Arm und Peter erkannte, was hier geschah. Die Männer verteilten Bomben. Gefährliche Sprengsätze wie die, die auf dem Europaflughafen explodiert waren, bemalt mit dem Glockensymbol.

»Was soll das werden?«, fuhr Peter jetzt den Alten an, »was haben Sie vor?«

Der Oberst schien sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen – dann, vollkommen unerwartet, gab es einen lauten Knall. Er hatte mit seinem Stock auf die Magnettafel geschlagen, dass diese an der Wand zitterte, und schrie: »Wir werden es jetzt zu Ende bringen, was glaubst du denn?«

Dann ging er auf den jungen Deutschen zu und baute sich bedrohlich vor ihm auf: »Aber zuerst will ich wissen, was letztes Mal schiefging!«

»Was?«, Peter kam ins Stottern. Der Ball war soeben im Aus gelandet. Er hatte Zeit gewonnen, keine Frage, aber er hatte sie nicht zur Flucht nutzen können. Dafür war er jetzt mit dem nächsten Spielzug dran.

»Ich weiß nicht, was passiert ist. Woher soll ich das wissen?«

Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, blieb ihm die Luft weg. Er spürte einen unerträglichen Druck auf seinem Kehlkopf. Der Oberst hatte seinen Stock wütend zur Seite geworfen und beide Hände um Peters Hals gelegt, um ihm erbarmungslos das Leben herauszupressen.

Kurz bevor sein Opfer ohnmächtig wurde, ließ er von ihm ab und keuchte irr: »Natürlich weißt du es. Lügner! Rede lieber, sonst wird es sehr schmerzhaft werden«, dann schrie er wie von Sinnen: »REDE!«

Peter war in Panik – was sollte er sagen? Er hatte keine Ahnung, was die ›Operation Castus‹ vereitelt hatte. Seine Kenntnisse von Physik und Quantenmechanik gingen quasi gegen null. Er war ein Abenteurer, ein Urbexer, kein Genie. Woher sollte er wissen, was auf dem Europaflughafen passiert war? Da schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf: *Lisa!*

Der Oberst hatte sein Gegenüber genau beobachtet und rief jetzt: »Es ist dir also wieder eingefallen!«

»Nein, ich weiß nichts, ich …«, wieder würgte ihn der Oberst brutal.

Peter dachte an Lisa, das Schneemädchen, die Recherchen seiner Mutter, die Versuche mit begabten Menschen, den Schnee, den das Kind in Händen gehalten hatte, und ihre Botschaft: »Der Schnee macht ihn unsichtbar …«

Oh Gott, Lisa!, dachte er. Wenn die Nazis von ihr wüssten, dann wäre sie in größter Gefahr. Er

musste sie schützen, selbst wenn es seinen Tod bedeuten würde.

»Rede endlich!«, drangen die Worte an sein Ohr. Thabo schrie im Hintergrund. Peters Gesicht war rot angelaufen, die Augen quollen hervor, der Alte drückte noch fester zu, dann ließ er los. Peter stürzte zu Boden. Der Oberst zog blitzschnell eine Pistole und hielt sie ihm an die Schläfe.

»Das ist eine P38, meine Lieblingswaffe. Sie hinterlässt unglaublich schöne Löcher und auch, wenn ich mir danach die Mühe machen muss, sie zu reinigen, so wird es mir doch ein Vergnügen sein, sie hier und jetzt durch dein Spatzenhirn abzufeuern. Also …«

Der Oberst hatte sehr leise gesprochen, aber Peter wusste, dass der Alte nicht zögern würde, – trotzdem rief er keuchend: »Ich weiß nichts!«

Peter hörte ein leises Knacken. Der Oberst hatte den Hahn der Waffe gespannt und war bereit zu schießen, als er Thabos lauten Schrei vernahm. Kurz stockte er, dann riss er die Waffe, ohne abzudrücken, nach oben. Sein Atem ging schnell und er war wütend. Offensichtlich, weil er um sein Vergnügen gebracht wurde, einen Menschen zu töten. Der Alte steckte die Waffe weg und lief zu Thabo.

»Thabo Zuma, Geheimdienst, hat wohl nicht zu mehr gereicht, was?«, der Oberst war wieder ganz ruhig.

Peter rang immer noch nach Luft, während Thabo reglos in das Gesicht des Alten blickte.

»Dumme Sache, das mit der Platzangst«, der Oberst sah zu seinen Männern, die zustimmend grölten.

Der Südafrikaner ließ sich davon nicht provozieren. Was spielte es schon für eine Rolle, dass der Alte seinen Schwachpunkt kannte? Vermutlich hatte er sich seine Militärakte besorgt. Obwohl Thabo äußerlich ruhig wirkte, arbeitete sein Gehirn auf Hochtouren. Bisher hatte sich keine Fluchtmöglichkeit ergeben. Dazu kam, dass er verletzt war, wahrscheinlich würde er heute sterben.

Der Oberst blickte von Thabo zu Peter, als plötzlich eine verzerrt klingende Stimme zu hören war. Aus einem Lautsprecher kamen die Worte: »Herr Oberst, es ist so weit, wir sollten anfangen …«

Der Alte war sofort alarmiert und herrschte den Bewacher von Thabo wütend an: »Bringen Sie den zur Glocke 1! Mal sehen, ob unser Freund Kromus dann gesprächiger wird. Und wenn nicht …«, der Oberst machte eine wegwerfende Handbewegung, »dann machen wir heute unseren ersten Versuch am lebenden Objekt!«

Wieder sah er zu seinen Männern, und wieder erntete er Gelächter.

Nun trat Müller vor und flüsterte dem Oberst zu: »Und wenn wieder etwas schiefgeht? Vielleicht sollten wir doch warten, bis wir etwas von diesem Kromus erfahren haben, wir haben schließlich Möglichkeiten …«

Der Oberst warf unwirsch den Kopf zurück. »Nichts da, wir warten nicht länger, die Berechnungen sind perfekt. Wir haben schon zu lange gewartet!«

Müller hatte Schweißperlen auf der Stirn, als er seinen nächsten Satz sagte: »Wir sollten die Operation nicht gefährden und …«

Eine schallende Ohrfeige ließ Müller den Satz nicht zu Ende sprechen. Der Oberst hatte seine Entscheidung getroffen.

Peter wurde wieder auf die Füße gestellt. Er glaubte, seinen Augen nicht zu trauen, als die Männer Thabo zur Krake zerrten. Dieser versuchte, sich zu wehren, hatte aber keine Chance. Sie lösten seine Fesseln, stießen ihn direkt neben die Sprengladung und senkten die Glocke über ihm

ab, sodass er darunter eingeschlossen war. Peter konnte Thabos erstickten Schrei hören.

»Reden Sie, oder Ihr Freund wird zu einem explosiven Paket!«

Peters Herz raste. Konnte er einfach schweigend zusehen? Oder spielte das keine Rolle mehr, da sie sowieso sterben würden?

»Werden es wieder zehn Ziele sein?«, fragte der junge Deutsche voller Verzweiflung, einfach nur, um etwas zu sagen.

Der Oberst reagierte nicht darauf, nur Müller, der sich die Wange rieb, sagte tonlos: »Es sind immer zehn Ziele.«

Der Alte lief zu der Glocke, in der Thabo gefangen war, und schlug mit seinem Stock dagegen: »Rede, oder er stirbt!«

Während der Oberst sprach, wurden die anderen neun Glocken gesenkt. An den Krakenarmen gingen Scheinwerfer an, alles war jetzt in ein unheimliches Licht getaucht.

Thabo, erfüllt von Panik, rang nach Luft. Die Enge und die Dunkelheit brachten ihn fast um den Verstand, doch mit letzter Kraft rief er: »Peter, mein Freund, du darfst ihnen nichts sagen! Hörst du?!«, denn auch er befürchtete, dass das Fehlschlagen der ›Operation Castus‹ mit Lisa zusammenhing.

Der Südafrikaner wusste nicht einmal, ob er draußen gehört wurde, trotzdem wiederholte er unaufhörlich diese Worte.

Peter vernahm die gedämpfte Stimme seines Freundes. Mittlerweile sprangen unterschiedliche Geräte in der Halle an. Durch den Lautsprecher wurden technische Daten durchgegeben.

Der Oberst war nun wieder zu Peter zurückgekehrt: »Rede, oder er stirbt!«, sagte er noch einmal.

Peter dachte an Thabo und an Lisa. Er konnte die Kleine nicht verraten, sie würden sie bestenfalls für ihre Zwecke missbrauchen, schlimmstenfalls töten. Wie hätte er das Mädchen dieser Gefahr aussetzen können? Immer heftiger kreisten seine Gedanken um das Kind. Er erinnerte sich an die Begegnung mit ihr. Bis heute wusste er nicht, wie das möglich gewesen war. Lisa, das Schneemädchen. Das Mädchen mit den besonderen Fähigkeiten. In der Halle wurde es jetzt immer lauter und ein leichtes Vibrieren erschütterte den Boden.

Durch den Lautsprecher rief jemand: »Wir starten!« Dann begann ein Countdown.

»Peter!«, schrie Thabo angsterfüllt, aber jener konnte seinen Freund nicht mehr hören, da der Krach in der Halle alles übertönte.

Peter Kromus flüsterte, als er sich ein letztes Mal an Thabo wandte: »Es tut mir leid, my vriend!« Dann legte er einen stummen Eid ab: Er würde dieses Mädchen beschützen.

Wieder erklang die Stimme aus dem Lautsprecher, unerbittlich lief der Countdown: »Neun, acht, sieben …«

Der junge Deutsche zitterte am ganzen Körper. Er hatte nur noch Wut und Verzweiflung in sich. Die Umgebung war erfüllt von einem lauten Surren, das weiter anschwoll, ähnlich dem Geräusch eines Hubschraubers beim Start. Immer mehr Lichter schienen an der Krake zu leuchten.

Er sah die Glocke, in der Thabo gefangen war, und dachte verzweifelt an das Kind: *Lisa, du bist in Sicherheit!*

Die Maschinen liefen jetzt auf Hochtouren, man konnte kaum noch die Stimme aus dem Lautsprecher verstehen, die monoton weiterzählte: »vier, drei, zwei …«

Peter schloss die Augen in der Gewissheit, dass sein Freund gleich sterben würde.

Da sah er in seinen Gedanken plötzlich Lisa vor sich. Sie schien ganz real, kam auf ihn zu und

blickte ihn ernst an. Wie damals legte sie ihren kleinen Finger auf den Mund, um ihm zu bedeuten, ganz ruhig zu sein. Peter hörte die Geräusche im Hintergrund, hatte aber immer noch die Augen geschlossen und konzentrierte sich ganz auf das Mädchen. Fast schien es, als wäre sie wirklich bei ihm. Sie kam näher und er sah, dass einer ihrer Zöpfe sich gelöst hatte. Sie streckte die Hand aus und er konnte den Schnee darin sehen.

Dann war es still. Die Krake war verstummt, die Lichter erloschen. Peter öffnete die Augen – was war passiert? Der Oberst und seine Männer schienen ratlos und sahen sich fragend an. Aber gerade als der Alte seiner Verärgerung Luft machen wollte, brach die Hölle los. Mit einem Schlag liefen die Maschinen wieder an. Der ganze Raum schien sich zu heben und zu erzittern, als aus dem Mittelteil der Krake plötzlich Funken sprühten. Lichtblitze schossen wie brennende Pfeile durch die Halle. Keine Sekunde später riss kreischend der erste Arm ab, um dann mit unglaublicher Wucht direkt in die Richtung von Peter und seinen Bewachern zu fliegen. Der junge Deutsche duckte sich und mit einem Ruck löste er sich dabei aus der Umklammerung seines Wächters. Es folgte die erste dumpfe Explosion, der Urbexer flog durch die Luft. Als er wieder auf die Beine kam, gelang es ihm, seine Fesseln zu lösen. Wieder eine dumpfe Explosion, weiter entfernt im Stollen. Peter raste zur Glocke mit der Nummer 1.

»Wie öffnet man dieses verfluchte Ding!«, rief er in Panik und umrundete die Glocke, schlug gegen sie und schrie Thabos Namen.

Dann fiel sein Blick auf den Oberst, der mit irrem Blick breitbeinig vor der Krake stand und Befehle kreischte. Eine weitere Explosion ließ den Raum erbeben. Peter sah, wie sich ein breiter Riss an der Decke entlangzog. Bei der nächsten Detonation wurde das Mittelteil der Krake aus seiner Verankerung gerissen, ächzend kippte es zur Seite. Dabei wurde die Glocke, unter der Thabo gefangen war, nach oben gerissen. Der Südafrikaner saß zusammengekauert darunter. Als er bemerkte, dass er frei war, versuchte er sich aufzurichten. Peter packte ihn am Arm. Kurz stockte er und blickte überrascht auf Thabos Hand.

»Wie ist das möglich?«, flüsterte Peter.

»Keine Ahnung, wie das dahingekommen ist«, antwortete der Südafrikaner heiser. Für eine Sekunde vergaßen die beiden ihre Flucht und starrten auf den Schnee, den Thabos Finger umschlossen hielten.

Peter schüttelte sich, kurz dachte er an Lisa, dann rief er: »Schnell, wir müssen hier raus!« Sein Blick ging erneut zur Decke, von der immer mehr Brocken herabrieselten.

»Ich kann nicht richtig laufen, ich werde dich nur aufhalten«, stammelte Thabo.

Peter sagte nichts. Er ließ seinen Freund einfach stehen und rannte hinüber zum Oberst, der das Gesicht zu einer bizarren Fratze verzogen hatte und sinnlose Durchhalteparolen zu seinen Männern schrie.

Als er Peter vor sich sah, überschlug sich seine Stimme. Er kreischte wie von Sinnen: »Wir werden siegen! Wir werden siegen! Heil …«

Weiter kam er nicht, denn in diesem Moment landete Peters Faust mit voller Wucht mitten im Gesicht des Obersts.

»Steck dir dein ›Heil‹ sonstwo hin, du verdammtes altes Nazischwein!«, damit verpasste ihm Peter einen weiteren Schlag und der Alte krachte auf den Boden. Peter entriss ihm den Stock und spurtete damit zurück zu Thabo.

»Hier, mein Freund, und jetzt nichts wie raus!«

»Du gibst wohl nie auf, was?«

»Ich bin Experte im Weglaufen, das weißt du doch, also Abmarsch!«, damit hakte er Thabo unter, der sich mithilfe des Stockes nun schneller bewegen konnte. Mittlerweile plärrte laut ein Alarm, ein schriller Sirenenton zerrte an den Nerven der beiden Männer.

Überall waren rote Lichter angesprungen und von irgendwoher rief einer der Männer »Evakuieren! Evakuieren!« Gerade als die Freunde durch das Rolltor die Halle betraten, in der der »Alte Castus« mit seinen vielen kleinen Glockengehäusen stand, flog sein Nachfolger in die Luft.

In dem Raum, in dem der Quantenrechner untergebracht war, hatte es eine gewaltige Explosion gegeben. Der »Neue Castus« war zerstört und die Sicherheitstür war mit einem Teil der Mauer weggesprengt worden. Peter konnte Flammen sehen. In Windeseile hatte sich das Feuer ausgebreitet und die Wissenschaftler, die zuvor starr vor der Scheibe gesessen hatten, kämpften nun panisch um ihr Leben. Wie lebende Fackeln rannten sie durch das gewaltige Loch in der Wand und stürzten über die Trümmerteile der Krake, während die allgegenwärtigen Banner mit dem Hakenkreuz, die nur noch schief und zerrissen an den Wänden hingen, Feuer fingen und nun lichterloh brannten. Der Oberst lag noch am Boden. Müller war zu ihm geeilt und bot ihm seine Hand, doch es war zu spät. Was mit einem leisen Knirschen begann, endete mit einem infernalischen Dröhnen. Die schwere Decke brach herunter und begrub jeden, der sich mit der Krake im gleichen Raum befand.

Peter hatte genug gesehen: »Weiter, hier stürzt gleich alles ein«, rief er. Sie stolperten vorbei an dem »Alten Castus«, ohne sich noch einmal umzudrehen. Dafür war keine Zeit mehr, denn der Stollen war instabil geworden. Sie mussten schnellstens an die Oberfläche.

Als sie im ersten Gang ankamen, riss Peter eine kleine Tafel, auf der die Notausgänge eingezeichnet waren, von der Wand. Ein kurzer Blick, mehr Zeit hatte er nicht, dann musste er sich für einen Weg entscheiden. Die Stützträger in diesem Bereich schwankten bereits bedrohlich. Trotz der Kälte brach Peter nun der Schweiß aus.

»Da lang!«, schrie er, denn der Alarm gellte immer noch und war nur schwer zu übertönen.

So schnell es möglich war, rannten sie durch Gänge, die alle gleich aussahen, doch Thabos Verletzung schränkte ihre Bewegungsfähigkeit ein. Manche Türen waren durch den Alarm geöffnet worden, andere blieben verschlossen und waren durch einen Augenscanner gesichert. Stellenweise kamen ihnen Männer entgegen, die aber keine Notiz von ihnen nahmen, da sie zu sehr damit beschäftigt waren, ihr eigenes Leben zu retten. Manche Bereiche waren bereits eingestürzt, sodass ihnen der Durchgang versperrt war. Thabo befürchtete schon, sie würden im Kreis laufen, sein Bein schmerzte höllisch, aber er sagte nichts und vertraute auf Peters Fähigkeiten. Wieder warf dieser einen Blick auf die dürftige Karte.

»Wir versuchen es da vorne«, rief der junge Deutsche und führte Thabo weiter. Über eine kleine Seitentür erreichten sie ein Labor. Als sie eintraten, setzte ein weiterer Alarm ein. Eine mechanische Stimme rief ohne Pause: »Warnung! Warnung! Warnung!«

Peter sah sich um und dachte: *Verflucht, wo sind wir hier gelandet?* Überall verliefen Rohre und Leitungen. Es gab gekachelte Bereiche, in denen verschlossene Behältnisse standen, dann waren Teile des Raumes durch Sicherheitsglas abgetrennt und es gab Aufbauten, die Peter an den Chemieunterricht aus der Schule erinnerten. Er sah Gasflaschen, Reagenzgläser, Phiolen und Schläuche.

Sie stürzten weiter, vorbei an einem Kontrollraum und verfolgt von der künstlichen Stimme, die nicht aufhörte »Warnung!« zu rufen. Ihr Weg führte sie durch einen Lagerraum mit Gabelstaplern

und Kisten, schließlich rannten sie über einen großen Gitterrost. Unter sich hörten sie Wasser plätschern, dann kamen sie wieder in einen der Stollengänge.

Peter sah gerade erneut auf den Plan, als sie eine gewaltige Druckwelle fast von den Beinen riss. Der Bereich, den sie gerade durchquert hatten, stürzte in sich zusammen wie ein Kartenhaus.

Thabo kam schlecht vorwärts, da er auf dem vereisten Boden wenig Halt fand, doch Peter ließ ihn nicht los, er rief immer wieder: »Weiter! Weiter!« Hinter sich hörten sie die Wände einstürzen, der Gang schien kein Ende zu nehmen. Dann eine weitere Explosion. Stärker als alle vorangegangenen. Die zwei Freunde wurden durch die Luft katapultiert, als wären sie lebendige Kanonenkugeln. Peter blieb der Atem weg, dann schlug er hart auf. Eine Sekunde später traf ihn etwas auf der Brust – Thabo war auf ihn gefallen. Peter hörte weitere Explosionen und rollte sich zur Seite.

Alles um ihn herum war kalt, er lag im Schnee. Langsam richtete er sich auf, neben ihm stöhnte Thabo. Sie hatten es geschafft, sie waren dem Stollen entkommen. Er hatte sie ausgespieen wie ein Vulkan die Lava – und sie hatten überlebt!

Rauch und Flammen stiegen aus dem ehemaligen Stützpunkt auf, so stark, als ob ein Ölfeld brennen würde. Die beiden Männer keuchten vor Schreck, als die ganze Anlage mit einem gewaltigen Krachen, gleich eines Donnerschlages, endgültig in sich zusammenstürzte. Dann war es sehr ruhig. Niemand sonst schien entkommen zu sein.

Die beiden Freunde sahen sich an und als Thabo sagte: »Jetzt werden wir erfrieren, anstatt zu explodieren!«, da brachen sie beide in ein albernes, fast schon hysterisches Gelächter aus.

»Da vorne, da ist irgendetwas!«, sagte einer der Männer.

Jubel brach in der Maschine aus. Am Himmel stieg eine Rauchsäule auf, die erste und einzige Spur weit und breit. Der Pilot des führenden Flugzeugs befand sich schon im Zielanflug, die zweite Maschine folgte.

»Chief, das müssen Sie sich ansehen …«

Chief Bele glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er die beiden Gestalten erkannte, die sich da unten im Schnee anscheinend vor Lachen krümmten.

»Holt die Irren hoch, und dann nichts wie nach Hause!«, sagte er schroff und es fiel ihm schwer – ganz entgegen seiner Art – die Tränen der Erleichterung zurückzuhalten.

Kapitel 16

Südafrika, 28. Mai 2017 – auf einem südafrikanischen Militärgelände

Als die Maschine das Militärgelände in Südafrika erreichte, war sofort ein Arzt zur Stelle, der sich um Thabos und Peters Verletzungen kümmerte. Provisorische Verbände wurden angelegt und die Männer bekamen etwas zu essen. Anschließend wurden die beiden in eine Art Besprechungszimmer geführt. Chief Bele und seine Männer waren bereits verschwunden. Schon in der Maschine auf dem Rückweg nach Kapstadt hatten Thabo und Peter ihre Aussagen gemacht. Der Mann von der südafrikanischen Regierung, der Chief Bele und seine Männer begleitet hatte, war von der Geschichte der beiden Freunde geschockt gewesen.

Peter und Thabo hatten alles erzählt – angefangen mit der Entdeckung des Glockensymbols auf dem Splitterteil am Europaflughafen. Dazu hatten sie sich eine haarsträubende Geschichte ausgedacht, die von einem anonymen Informanten in den Reihen des Aufräumtrupps handelte, der ihnen zufällig geschossene Handybilder verkauft hätte. So konnten sie Hans Martlow aus der Sache heraushalten. Allerdings interessierte dieses Detail niemanden, denn das Hauptaugenmerk war ganz klar auf die »Operation Castus«, den Quantencomputer, die Krake und damit auf die Teleportation der Bomben gerichtet.

Lisa, das »Schneemädchen«, hatten die beiden mit keiner Silbe erwähnt. Sollte sich einer der Ermittlungsbeamten jemals an Lisas Bilder erinnern, dann würde er mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie das Symbol an diesem schrecklichen 8. Mai 2017 auf einem der Trümmerteile gesehen hatte. Solange über ihre besonderen Fähigkeiten nichts bekannt wurde, würde sie für die Untersuchungen der »Operation Castus« nicht die geringste Bedeutung haben.

Als man die beiden Männer nun bat, eines der Büros des Stützpunktes aufzusuchen, waren sie erschöpft und sehnten sich nach einem Bett. Dieses Büro war kahl und ungemütlich und diente gewöhnlich wohl als Raum, in dem die Soldaten ihre Einsatzbesprechungen abhielten.

Gegenüber von Peter und Thabo saßen drei Männer, die keine Uniformen trugen. Zwei von ihnen stellten sich als Mitarbeiter der südafrikanischen Regierung vor, der dritte Mann sagte: »Mein Name ist – ähm – Schmidt und ich komme vom deutschen Konsulat.«

Peter warf Thabo einen verstohlenen Blick zu, den dieser mit einem kurzen Augenzwinkern beantwortete. Sie stimmten also darin überein, dass diese drei Herren vermutlich die Geheimdienste ihrer Nationen vertraten. Peter war auf der Hut und wünschte sich, sein Vater wäre jetzt bei ihm.

Einer der Südafrikaner, der sich Herr Mato nannte, begann das Gespräch: »Als Erstes sprechen wir Ihnen unseren Dank aus. Sie haben die Welt vor einer großen Gefahr bewahrt.«

Peter und Thabo nickten nur, dann sprach der Deutsche: »Im Namen der Bundesregierung schließe ich mich diesem Dank an.«

Wieder sagten die Freunde nichts, sondern nickten nur.

Herr Mato seufzte leise und schlug eine dünne Mappe auf: »Wir haben Ihre Aussagen durchgesehen. Das ist natürlich eine sehr …«, er zögerte kurz und blickte hilfesuchend zu seinem Kollegen, dann fuhr er fort, »ernste Angelegenheit!«

Wieder ein Nicken von Thabo und Peter.

»Wir werden selbstverständlich versuchen, in der Antarktis noch etwas zu bergen, aber der

Stollen ist eingestürzt und die Arbeiten in dieser Gegend werden nicht ganz einfach sein …«

Jetzt schaltete sich der Deutsche ein: »Was mein südafrikanischer Kollege meint, ist Folgendes: Können Sie uns vielleicht sagen, wo wir weitere Hinweise auf diesen Quantenrechner finden?«

»Wo Sie Hinweise finden?«, gab Peter entrüstet zur Antwort, »das Ding wurde zerstört, was wollen Sie damit? Sie sollten lieber den Hinweisen auf diese Naziorganisation nachgehen. Wir haben Ihnen alles über *beihon* erzählt, was wir wissen, dort sollten Sie suchen!«

Herr Schmidt hob beschwichtigend die Hand: »Das tun wir bereits, unsere Behörden werden dieses Unternehmen genaustens überprüfen«, dann lächelte er gekünstelt und fragte erneut, »aber können Sie uns noch etwas über diese ›Krake‹ sagen?«

Peter schnaubte nur und Herr Mato deutete das als Zeichen dafür, dass der junge Deutsche in seinem Gedächtnis kramen würde.

Deshalb sagte er freundlich: »Vielleicht ist Ihnen noch etwas aufgefallen, etwas Sonderbares, Eigenartiges? War in diesem Stollen zum Beispiel irgendetwas, das Ihre Aufmerksamkeit erregt hat? Überlegen Sie in Ruhe, lassen Sie sich Zeit.«

Peter war jetzt genervt. Er hatte immer mehr das Gefühl, dass es hier nur darum ging, die technischen Daten von »Castus« zu bergen, anstatt die Bedrohung durch die Nazis zu bekämpfen.

Ihm lag deshalb schon ein entsprechender Kommentar auf der Zunge, als sich Thabo neben ihm räusperte: »Nun, vielleicht gab es tatsächlich etwas …«, sagte der Südafrikaner und Peter riss entsetzt die Augen auf. Sein Freund würde doch nicht etwa Lisa verraten?

Thabo machte ein ernstes Gesicht und wandte sich an Peter: »Mein Freund, wir können das nicht länger für uns behalten. Wir müssen es ihnen sagen!«

Peter rief ein »Aber!« dazwischen, doch Thabo wehrte seine Einwände ab und sprach weiter: »Meine Herren, ich denke, da war tatsächlich etwas Sonderbares …«

Die drei Männer auf der anderen Seite des Tisches waren angespannt und hatten sich sogar etwas nach vorne gebeugt.

Ihre Gesichter verrieten Ungeduld und Thabo sprach jetzt leise und mit verschwörerischem Tonfall: »Es ist schwer zu beschreiben. Es war groß!«

»Wie groß?«, fragte Mato

»Sehr groß«, antwortete Thabo, »und es hatte Haare, viele Haare.«

Während die drei Regierungsbeamte verdutzt in Thabos ernstes Gesicht sahen, unterdrückte Peter ein Grinsen.

Mato hakte nach: »Was war das?«

Thabo beugte sich jetzt auch weiter vor und flüsterte: »Der Yeti!«

Peter gluckste vor Lachen und Thabo lehnte sich mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck zurück.

Herr Schmidt fuhr wütend hoch: »Das ist nicht witzig, meine Herren!«

»Vielleicht aber doch und Sie haben es nur nicht verstanden?«, prustete jetzt Peter und auch sein Freund konnte sich nicht mehr zurückhalten.

»Meine Herren, das ist ein ernstes Thema«, versuchte Herr Mato, nachdem ihm sein Kollege etwas ins Ohr geflüstert hatte, einzulenken.

Jetzt war es an Peter, wütend aufzubrausen: »Ja, das ist es! Deshalb haben wir unser Leben riskiert. Und was machen Sie? Sie löchern uns mit Fragen über diese Krake und diesen Quantenrechner. Wozu? Was spielt das noch für eine Rolle? Diese Waffe wurde zerstört, mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Suchen Sie diese verfluchte Naziorganisation und sperren Sie deren Mitglieder ein!«

»Das werden wir auch, Herr Kromus, trotzdem müssen wir diese Fragen stellen!«, meldete sich nun das erste Mal der Kollege von Mato zu Wort. Offensichtlich war er dessen Vorgesetzter.

Mit ruhiger Stimmer sprach er weiter: »Nur noch ein letzter Punkt. Haben Sie irgendetwas von dort mitnehmen können? Unterlagen, Papiere, Datenträger?«

»Was?«, mischte sich jetzt Thabo zornig ein, »wir waren froh, dass wir unser Leben nicht verloren haben, meinen Sie etwa, da wäre noch Zeit für die ›Ablage‹ gewesen?«

Peter blitzte die drei Männer auf der gegenüberliegenden Seite an. Dann beugte er sich zu Thabo hinüber und riss ihm den Stock des Obersts aus der Hand, der dem verletzten Südafrikaner die letzten Stunden als Krücke gedient hatte. Mit Schwung warf er ihn auf den Tisch, sodass es einen lauten Knall gab.

»Das ist alles, was wir haben, werden Sie damit glücklich!«, damit fasste er nach Thabos Arm, half diesem auf und zusammen verließen die beiden Freunde den Raum.

Kapitel 17

Deutschland, Berlin, drei Monate später

Morgens war Thabo in Berlin gelandet, Peter hatte ihn am Flughafen abgeholt. Die Begrüßung war mehr als herzlich gewesen, da ihre Freundschaft, auch wenn sie die letzten Wochen nur miteinander telefonieren konnten, noch enger geworden war. Thabo hatte eine Auszeichnung seiner Regierung erhalten – natürlich alles im Geheimen. Gleichzeitig, sozusagen als Belohnung, durfte er berufliche Wünsche äußern. Er hatte nicht lange überlegen müssen. Seine Ankunft in Berlin war auch der Beginn eines neuen Lebens als Mitarbeiter der südafrikanischen Botschaft in der deutschen Hauptstadt. Wie ein kleiner Junge hatte Peter bereits Pläne geschmiedet. Er würde ihm »seine« Stadt zeigen.

Thabo hatte gelacht und gesagt: »Deine Stadt? Ich denke, du hast keine Wurzeln?«

Peter war rot angelaufen und hatte etwas kleinlaut geantwortet: »Jetzt schon! Und in Berlin werden sie sicher gut anwachsen.«

»Lass mich raten! Deine ›Wurzeln‹ haben lila Haare?«, hatte der Südafrikaner lächelnd entgegnet.

Nun saßen sie alle wieder beieinander. Jonasch, der gerne nach Berlin zurückgekehrt war, warf einen Blick auf Violetta und Peter, die eng nebeneinander saßen. Dann auf Thabo, der mittlerweile ein Mitglied der Kromus‘schen Familie war. Claudia umsorgte ihn wie einen Sohn, obwohl er einige Jahre älter war als sie selbst. Kromus senior blickte mit Stolz zu Peter, dann an die Wand hinter ihm. Claudia hatte das vergilbte Foto von Peters Mutter neu rahmen lassen und zu den anderen Familienfotografien gehängt. Als Peter das nach seiner Ankunft aus Kapstadt gesehen hatte, war er tief bewegt gewesen. Alles hatte sich im Haushalt Kromus geändert – sie waren schließlich eine richtige Familie geworden. Ende September würden Peter und Violetta heiraten, Thabo würde in Berlin leben und hoffentlich ein häufiger Gast sein. Sie erhoben ihre Gläser.

»Auf die Zukunft«, prostete Jonasch den anderen zu.

»Meint ihr, es ist überstanden?«, fragte Catherine nachdenklich, denn kurz nach Peters Rückkehr nach Deutschland hatten sich die Ereignisse überschlagen: Die *beihon-Unternehmensgroup* wurde gründlich unter die Lupe genommen, man fand allerdings keine Hinweise, die andere Mitglieder des Vorstands belasteten. Letzten Endes wurden die Medien darüber informiert, dass eine kleine Gruppe Fanatiker für das Attentat am Europaflughafen verantwortlich war. Das Wort *Teleportation* fand nie seinen Weg in die Nachrichten. Man sprach von einem sehr gezielten Vorgehen der Attentäter, die das Gasleitungssystem des Flughafens manipuliert hätten. Deshalb war man auch zuerst von einem Unfall ausgegangen. Für die Existenz des Obersts gab es keine Beweise. Hinter *beihon-first* standen argentinische Anteilseigner, somit war eine weitere Ermittlung in diese Richtung nicht möglich. Am Ende benannte man den Vorstandsvorsitzenden Müller als Drahtzieher und Kopf des Anschlags. Offiziell hieß es, er hätte sich seiner Festnahme widersetzt und sei bei der Verhaftung erschossen worden. Die *beihon-Unternehmensgroup* selbst sprach ihr tiefstes Bedauern aus und kündigte eine umfassende Untersuchung an. Dann folgten personelle Veränderungen und das Schließen des Werkes in Namibia. Es gab nur eine Verhaftung, – man hatte den Gockel als Vertrauten Müllers festgenommen. Über ihn erhofften die Behörden mehr zu erfahren, doch am

Tag nach seiner Verhaftung fand man ihn tot in seiner Zelle – als Todesursache wurde Zyankali genannt. Zur Fahndung ausgeschrieben war noch eine Nichte von Müller, die aber nicht gefunden wurde. Die Behörden gingen davon aus, dass sie sich rechtzeitig ins Ausland abgesetzt hatte.

»Wir werden nie hundertprozentig sicher sein«, sagte Jonasch, »aber solange es Menschen wie euch gibt, sind wir nahe dran!«

Er räusperte sich und nahm einen großen Schluck, damit die anderen seine Verlegenheit nicht bemerkten.

»Vielleicht hätten wir diese Geheimhaltungserklärung nicht unterschreiben sollen. Vielleicht hätte die Öffentlichkeit die ganze Wahrheit verdient!«, sprach Kurt Kromus aus, was ihn seit dem Tag der Unterzeichnung beschäftigte. Als Anwalt hatte er zwar zugestimmt, aber war es auch richtig gewesen?

Entschlossen meldete sich jetzt Claudia zu Wort: »Wir hatten doch gar keine Wahl. Und wie hätte die Öffentlichkeit wohl reagiert? Ohne Beweise? Teleportation, Quantenrechner, Neuschwabenland, die Glocke … Man hätte uns als Spinner bezeichnet, wem hätte das genutzt? Außerdem, schau dir die Nachrichten an. Die Stimmung ist schon aufgeheizt genug. Wer weiß, zu was es geführt hätte, wenn die Behörden die ganze Geschichte veröffentlicht hätten? Die Menschen wissen jetzt, dass die Explosionen auf dem Europaflughafen die Folge eines Attentats waren. Sie wissen, dass das auf das Konto von Faschisten, von Nazis, geht. Reicht das nicht?«

Violetta stimmte ihr zu: »Kurt, das war richtig. Wir haben getan, was wir konnten, um eine Katastrophe zu verhindern. Wir haben diese Nazis aufgehalten und ich bin mir sicher, dass die Behörden dem Thema künftig besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen werden. Die Geheimdienste werden nicht einfach die Hände in den Schoß legen, dafür ist die Bedrohung zu real. Und wir müssen auch an das Mädchen denken …«

Die anderen nickten stumm. Sie waren längst darin übereingekommen, dass das »Schneemädchen« Lisa eine entscheidende Rolle beim Scheitern der »Operation Castus« gespielt hatte. Auch wenn Lisas Eingreifen den Prozess der Teleportation lediglich gestört, nicht aber verhindert hatte. Sieben weitere Bomben waren ungewollt auf dem Europaflughafen detoniert – anstatt, wie von den Nazis vorgesehen, an verschiedenen strategisch wichtigen Orten, um damit die Welt erpressbar zu machen. Claudia hatte die Theorie entwickelt, dass die Wut und die Verzweiflung des Mädchens, in dem Moment, als ihre Mutter starb, letzten Endes dazu geführt hatte, ihre Fähigkeiten zu aktivieren. Niemand hatte dieser Theorie widersprochen. Das Mädchen hatte am 8. Mai 2017 die Weltherrschaft der Nazis verhindert.

Keiner der Anwesenden würde außerdem jemals daran zweifeln, dass es Lisa war, die das Leben von Thabo und Peter beschützt hatte, als diese in »Neuschwabenland« die Gefangenen des Obersts waren. Das Kind hatte damit ein weiteres Mal die Welt gerettet. Das »Wie« war an dieser Stelle irrelevant. Viel wichtiger war, dass das, zum Schutz des Mädchens, für alle Zeit ein Geheimnis bleiben musste. Die Zerstörung der Anlage in »Neuschwabenland« hatten Thabo und Peter deshalb, in ihren Aussagen, als Folge technischen Versagens beschrieben.

Eine Weile saßen sie schweigend zusammen, in dem Wissen, dass sie keinen anderen Weg hätten gehen können.

»Das Datum hätte mich gleich stutzig machen müssen«, unterbrach Jonasch die Stille, dem es leichter fiel, mit dem Erlebten umzugehen, wenn er es analysieren konnte.

»Das Datum?«, fragte Violetta, »welches Datum?«

Jonasch lehnte sich etwas zurück und begann mit seiner Erklärung: »Na, der 8. Mai! Ich denke,

dieser selbst ernannte ›Oberst‹ hat sich bewusst diesen Tag ausgewählt. Am 8. Mai 1945 trat die Kapitulation Deutschlands in Kraft.«

»Das würde zu diesem Drecksack passen«, entgegnete Peter wütend.

Violetta drückte sanft seine Hand, bei dem Gedanken an die Entführung überkam sie immer noch ein Gefühl der Panik.

Thabo räusperte sich und sagte: »Peter, wir sollten los!«

»Du hast recht, my vriend«, antwortete dieser und vertrieb die dunklen Erinnerungen mit den Gedanken an den kommenden Ausflug.

Deutschland, Offenbach, ungefähr sechs Stunden später

Peter war nervös und auch Thabo bemerkte, dass er feuchte Hände hatte. Gerhard Warneck, der Vater von Lisa, öffnete ihnen die Tür. Sie hatten ihren Besuch angekündigt. Die Erinnerung an ihr letztes Zusammentreffen war noch frisch, damals war Gerhard Warneck ein gebrochener Mann gewesen. Als er ihnen heute die Hand entgegenstreckte, konnten sie sehen, wie sehr die Trauer ihn gezeichnet hatte. Aber sie sahen auch noch etwas anderes. Der Lebenswille war in das Gesicht von Gerhard Warneck zurückgekehrt.

»Sehr nett von Ihnen, dass Sie sich noch einmal persönlich nach uns erkundigen möchten. Bitte kommen Sie doch herein.«

Peters erster Blick glitt zu der Stelle, an der damals die Damenschuhe gestanden hatten. Sie waren weggeräumt. Stattdessen sah er neben den kleinen Gummistiefeln ein Paar Herrenturnschuhe.

»Wie geht es Ihrer Tochter, Herr Warneck?«, fragte Thabo vorsichtig.

Aber der Vater wirkte bei der Frage nicht verzweifelt. Im Gegenteil – ein sanftes, feines Lächeln bildete sich auf seinem Gesicht ab.

»Oh, es ist wie ein Wunder. Sie hat sich vollständig erholt. Das …«, er schien ein bisschen verlegen, weil sich seine Augen mit Tränen füllten, sprach aber weiter, »das ist wie ein Geschenk, Lisa ist mein Halt. Sie hat mich ins Leben zurückgeholt.«

Als er die fragenden Gesichter seiner Besucher sah, sprach er weiter: »Es war vor ungefähr drei Monaten. Plötzlich bekam sie eine Art Anfall, sie wurde ohnmächtig und hatte hohes Fieber. Es war schrecklich, wir dachten schon …«, er räusperte sich, »am nächsten Morgen war alles vorbei. Sie hat die Augen aufgeschlagen und gelächelt!« Jetzt konnte Gerhard Warneck die Tränen doch nicht länger zurückhalten, aber er schämte sich nicht dafür, sondern kramte ein Taschentuch aus seiner Jacke und putzte sich geräuschvoll die Nase.

»Sie hat mich angelächelt und das erste Mal seit dem Unglück gesprochen. Und wissen Sie, was sie gesagt hat?«

Die beiden Männer schüttelten stumm den Kopf.

»Sie hat gesagt: ›Papa, jetzt wird alles gut!‹«

Jetzt war es an Thabo und Peter gegen die Tränen anzukämpfen.

»Kurz darauf erhielt ich die Nachricht, dass es sich um einen Anschlag gehandelt hat und der Verantwortliche tot ist. Ich glaube, das war der Zeitpunkt, ab dem das Leben für uns weiterging. Zu wissen, dass es einen Schuldigen gab, hatte …«, er zögerte kurz, »etwas Tröstliches. Lisa spricht wieder und hat aufgehört, diese Bilder zu malen … Nun, es ist trotzdem schwer, meine Frau fehlt uns schrecklich.« Kurz blickte er, wie es schien, ins Leere, dann straffte er seine Schultern und sagte: »Kommen Sie, ich will Ihnen Lisa vorstellen.«

Die beiden Männer folgten dem Vater von Lisa durch das Wohnzimmer in den Garten hinter dem Haus. Eine Gruppe Mädchen spielte auf der Wiese.

»Sie hat heute ihre Freundinnen zu Besuch«, erklärte Herr Warneck.

Dann rief er nach seiner Tochter, was diese veranlasste, über die Wiese zu ihrem Vater zu laufen.

»Lisa, das sind Herr Zuma und Herr Kromus!«

Das Mädchen schüttelte den Männern artig die Hand und blickte die Fremden neugierig an. Dann forderte Herr Warneck die Männer auf, ihm auf eine Tasse Kaffee ins Wohnzimmer zu folgen. Während Thabo mit Lisas Vater im Haus verschwand, blieb Peter zurück.

Lisa stand immer noch vor ihm, sagte aber nichts. Einer ihrer Zöpfe hatte sich gelöst. Ein Bild, das Peter vertraut war und ihn zum Lächeln brachte.

Lisa ging einen Schritt auf ihn zu. Die Hände hatte sie hinter dem Rücken verschränkt. Dann legte sie den Kopf schief und sagte: »Der Schnee hat ihn unsichtbar gemacht, aber jetzt kann er niemandem mehr wehtun!«

Obwohl Peter darauf gehofft hatte, Lisa würde mit ihm sprechen, überwältigten ihn ihre Worte. Er ging in die Knie, um mit ihr auf Augenhöhe zu sein. Die Kleine machte einen Schritt auf ihn zu. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und gab ihm einen zarten Schmatz auf die Wange. Sie flüsterte: »Danke!« Keine Sekunde später drehte sie sich um und rannte über den Rasen zurück zu ihren Freundinnen, nicht ohne noch einmal zu Peter zurückzublicken und ihren kleinen Zeigefinger auf den Mund zu legen, als Zeichen des Schweigens. Peter lächelte und machte es ihr nach, was sie zu einem fröhlichen Kichern veranlasste. Er winkte ihr noch einmal zu und flüsterte:

»Keine Angst, Lisa! Du bist in Sicherheit!«

* * *

Tagebucheintrag, Oktober 2017

Nun ist es an mir, den Weg weiterzugehen. Was mein Großvater einst begonnen hatte und von meinem Vater, dem »Oberst«, fortgeführt wurde, wird nun von mir zu Ende gebracht. Mein Vater ist für seine Ideale gestorben, er war ein großer Mann. Ich werde mich keinesfalls von vorübergehenden Schwierigkeiten abschrecken lassen, das bin ich meiner Familie und unserer Überzeugung schuldig. Es gibt andere Wege, unser Ziel zu erreichen, auch wenn mir der Quantenrechner nicht mehr zur Verfügung steht.

Ich habe mich dazu entschieden, das Projekt »Burnout« zu starten. Da ich auf die Einrichtungen von »beihon« vorerst keinen Zugriff mehr habe, musste ich eine Alternative suchen – ich habe bereits alles in die Wege geleitet. Es war erstaunlich einfach, eine militärische Forschungsanlage zu finden, die ich für meine Zwecke nutzen kann. Gierig nach dem eigenen Vorteil sind sie blind für alles andere. Wir werden siegen, doch zuerst werden wir neu beginnen müssen – denn »Operation Castus« ist gescheitert …

Ende

Schlusswort und historische Anmerkungen

Mein Buch »Operation Castus« ist ein fiktiver Roman. Die eigentliche Handlung spielt im Jahre 2017. Bis auf die Personen, deren Existenz geschichtlich belegt ist, sind alle meine auftretenden Figuren frei erfunden. Das gilt auch für die Person des »Obersts« und seines Vaters. Die in den Tagebucheinträgen, oder an anderer Stelle, beschriebenen Begegnungen zwischen meinen Figuren und realen Personen des Dritten Reichs sind daher ebenfalls Fiktion, auch wenn gleichzeitig Ereignisse erwähnt werden, die tatsächlich stattgefunden haben. Ebenfalls von mir erfunden wurden die »*beihon-Unternehmensgroup*«, das Unternehmen »*beihon-first*«, der »Europaflughafen«, »Werkstollen-C«, »Castus« selbst sowie die »Operation Castus«.

Trotzdem kam ich nicht umhin, reale geschichtliche Daten und Geschehnisse zu verwenden. Zum einen finden sie Erwähnung in den Tagebucheinträgen, tauchen zum anderen aber auch in der Haupthandlung auf. Einige möchte ich hier entsprechend benennen:

Die erwähnte Wewelsburg in Nordrhein-Westfalen wurde tatsächlich in den Dreißigerjahren bis 1945 von der Waffen-SS unter Heinrich Himmler angemietet und für deren Zwecke verwendet.

Die genannte Maginot-Linie gab und gibt es wirklich. Einige der Bunkeranlagen wurden erhalten und stehen heute für Besichtigungen zur Verfügung. In der von mir beschriebenen Szene in einer der Bunkeranlagen handelt es sich zwar nicht um einen realen Schauplatz, aber vielleicht konnte ich einen ungefähren Eindruck der Anlagen vermitteln. Wie im Buch kurz beschrieben, umging 1940 Hitlers Armee im sog. Westfeldzug diese Verteidigungslinie beziehungsweise brach sie an einem weniger befestigten Stück in den Ardennen durch. Die Folgen des Westfeldzuges waren die Besetzung der Niederlande, Belgiens und Luxemburgs sowie Teilen Frankreichs.

Der Zweite Weltkrieg begann 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen und endete 1945. Am 8. Mai 1945 trat die bedingungslose Kapitulation Deutschlands in Kraft.

An dieser Stelle eine Zusammenfassung aller Ereignisse zu geben, ist aufgrund des Umfangs nicht möglich. Aber um auf die erwähnten Begebenheiten in meinem Buch einzugehen, sei noch gesagt, dass Norwegen von den Deutschen besetzt wurde und als Lieferant des sogenannten »Schweren Wassers« für die Nuklearforschung des Dritten Reiches eine große Rolle gespielt hat. Auch der genannte »Uranverein« hat tatsächlich existiert sowie die Forschungen im Bereich der Kernreaktoren und der Herstellung von waffenfähigem Plutonium. Versuchsreaktoren, wie in der Szene im »Werkstollen-C« beschrieben, gab es bereits vor Kriegsende. Die Ausführungen über die V-Waffen und die Verlegung der Produktion nach Mittelbau-Dora entsprechen ebenfalls den Tatsachen. Heinrich Himmler, Reichsführer-SS, und Hans Kammler waren, neben vielen anderen, zwei der schrecklichsten Verbrecher des NS-Regimes.

In einem Abschnitt erwähne ich das Konzentrationslager Mittelbau-Dora. Die hier gemachten Angaben entsprechen leider der traurigen Realität und zeugen von den Grausamkeiten der Nazidiktatur unter Adolf Hitler. In meinem Buch habe ich versucht hervorzuheben, wie wichtig es ist, nicht zu vergessen. Ein Anliegen, dem ich auch an dieser Stelle noch einmal Nachdruck verleihen möchte:

Kein Opfer menschlicher Gewalt darf jemals vergessen werden. Vergessen wir die Opfer der

Vergangenheit, dann wird es uns niemals gelingen, eine Zukunft, ohne Täter zu schaffen.

Mehr als 13 Millionen Menschen sind den Verbrechen des Naziregimes zum Opfer gefallen, davon etwa 6 Millionen Juden. Sie wurden in Lager verschleppt, zur Zwangsarbeit gezwungen, gequält und getötet. Beispielsweise nur aufgrund ihrer Religion, ihrer ethnischen Herkunft, ihres Andersdenkens, ihrer Behinderung, ihres aktiven oder passiven Widerstandes gegen die Nazidiktatur des »Dritten Reichs«. Die Zahl der Kriegstoten des Zweiten Weltkrieges wird auf 50 bis 56 Millionen Menschen geschätzt.

»Alles, was man sagen kann, reicht nicht aus …«

Ich möchte nochmals darauf hinweisen, dass der »Werkstollen-C« von mir erfunden wurde, da ich mich dafür entschieden habe, meine Handlung an dieser Stelle des Buches, nicht an einem realen Schauplatz spielen zu lassen.

Ergänzung und weitere Erläuterungen:

In den Vierzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts wurden die ersten Computer gebaut, die, im Rahmen der damaligen technischen Speichermöglichkeiten, teilweise beliebige Algorithmen verarbeiten konnten. Zu dieser Zeit waren unter anderem in den USA, England und auch Deutschland Digitalrechner in Betrieb. Diese Geräte kann man zwar nicht mit modernen Datenverarbeitungsanlagen vergleichen, aber der Grundbaustein für die Computer, wie wir sie heute kennen, war gelegt. Bis zu universellen Quantencomputern, wie in »Operation Castus« beschrieben, ist es jedoch noch ein weiter Weg.

»Unternehmen Barbarossa« ist der Deckname für den Angriff der deutschen Wehrm acht auf die Sowjetunion. »Operation Overcast« ist der Deckname eines geheimen Projekts der USA, bei dem es darum ging, deutsche Wissenschaftler nach dem Krieg in den Dienst der USA zu stellen. Hier möchte ich anmerken, dass solche Projekte nicht nur von den USA, sondern von allen Alliierten verfolgt wurden.

»Rattenlinien« ist ein Begriff für die Fluchtrouten der Naziverbrecher, der ursprünglich vom amerikanischen Militär verwendet wurde. Die Rolle Argentiniens entspricht dabei den Angaben in »Operation Castus«.

In meinem Buch gibt es Situationen, in denen übernatürliche Fähigkeiten eine Rolle spielen. Dieses Element des Romans entspringt meiner Fantasie. Trotzdem möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass ich auf eine Studie zum Thema »Teleportationsphysik« gestoßen bin, die anscheinend von der US-Airforce in Auftrag gegeben wurde, und die mittlerweile veröffentlicht ist. In dieser Studie gibt es unter anderem einige interessante Ausführungen zum Thema Psychokinese (Davis, E. W. - 2004 - Teleportation Physics Study. Special Report N. AFRL-PR-ED-TR-2003-0034).

In »Operation Castus« habe ich einige Spekulationen über die Technologien des Dritten Reichs aufgegriffen. Ein Thema ist dabei »Die Glocke«, die jedoch in meinem Roman zur »Glocke mit Pfeil« wurde und für die ich eine eigene, neue Geschichte erfunden habe. Die Theorien und

Geschichten im Zusammenhang mit der »Glocke« und der Sichtung in Kecksburg, Pennsylvania sind nicht offiziell bestätigt und gelten daher als Erfindung – auch wenn es einige Menschen gibt, die davon überzeugt sind, dass dahinter mehr als nur ein Gerücht steckt. Genauso verhält es sich mit dem angeblichen »Philadelphia-Experiment«.

Tatsächlich stattgefunden hat eine Antarktisexpedition der Nazis in den Jahren 1938/39 unter Kapitän Ritscher, der sich 1934 aus Karrieregründen von seiner jüdischen Frau scheiden ließ. Das Schiff hieß »Schwabenland«, von dem sich dann der Name »Neuschwabenland« ableitete. Später haben die Norweger das Gebiet für sich beansprucht und ihm den Namen »Königin Maud Land« gegeben. Ein geheimer Stützpunkt der Nazis gehört ebenfalls zu den zahllosen Spekulationen der Geschichte und ist nicht belegt.

Das Buch »Operation Castus« ist ein Roman, deshalb sind historische oder wissenschaftliche Themen nicht ausführlich beschrieben, weshalb ich auch in diesem Zusammenhang keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebe. Für mich ging es in erster Linie darum, den Leserinnen und Lesern eine Vorstellung von den Dingen oder Geschehnissen zu geben, nicht einen Gesamtüberblick.

Sie werden an der einen oder anderen Stelle auf Details aus meinem Roman »world: reset – Nach den Aschentagen« stoßen. Das war natürlich beabsichtigt! »world: reset« spielt circa 300 Jahre nach der »Operation Castus« und könnte vielleicht ebenfalls eine interessante Lektüre für Sie sein – auch wenn die Romane nicht aufeinander aufbauen und in sich geschlossen sind. Mich würde das auf jeden Fall sehr freuen!

Danksagung

Zu guter Letzt möchte ich mich noch ganz herzlich bei Lola und Dexter bedanken, die sich freundlicherweise dazu bereit erklärt haben, eine kleine Rolle in meinem Buch zu übernehmen.

Ihre
Ilona Bulazel

* * *

Weitere Titel der Autorin:

world: reset – Nach den Aschentagen (Krimi / Science-Fiction-Thriller)

Mit freundlichen Pfoten – Lustige Briefe von Lolo, der Hündin (Humor)

Mit freundlichen Pfoten – Weihnachtspost von Lolo, der Hündin (Humor)

Alle Titel erhalten Sie als E-Book (die Shops finden Sie auf der Website der Autorin unter http://www.autorib.de/shops.html) oder als Taschenbuch über Amazon!